

**Helmut Martens**

## **Trotz „ungesichertem Kompass“**

**Mit flüchtigen Hoffnungen, aufsteigenden Albträumen und neu erinnerten Zukünften weiter unterwegs**

Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind rein zufällig. Gewöhnlich schicken Schriftsteller ihren Romanen diesen Satz voraus. Ich tue das nicht. Was sie hier in Händen halten, ist ein Roman, den ich nicht zuletzt aus autobiographischen Motiven heraus geschrieben habe. Es geht mir um Erfahrungen, um das Handeln von Menschen meiner 68er-Generation, um einen der verschiedenen Wege, die sie damals eingeschlagen haben. Sie haben versucht, zur Änderung, zur Verbesserung der Gesellschaft beizutragen. Ihr ‚erfolgreiches Scheitern‘ ist mein Thema. Möglichst große Annäherungen an ihre, unsere soziale Wirklichkeit werden von mir angestrebt.

Sie begegnen also literarischen Personen, bei ihrer Auseinandersetzung mit ihrer Welt und dem, was das mit ihnen macht, manchmal nah ihrem großen Glück, oder auch den Spuren ihrer Schmerzen folgend, wo sie kaum noch erträglich sind. Doch so ist auch das Leben, nicht nur diese Wirklichkeit, welche ich gestaltet habe als meine Sicht auf meine Zeit.

Ihnen wird kaum entgehen, dass meine autobiographischen Motive sehr viel zu tun haben mit einer Seite meines Lebens, die ich als Wissenschaftler lebte. Sie sind geprägt durch kritische Distanz zu meiner „Zunft“, die, nun literarisch ausgestaltet, vielleicht besonders kritisch ausgefallen ist. Der aber ging, ganz selbstverständlich, eine sehr intensive Reflexion voraus, die wissenschaftlich war. Diejenigen, die über den Roman daran Interesse finden könnten, verweise ich auf Aufsätze und Essays dazu, die auf meiner Homepage eingestellt sind. Vielleicht werde ich sie in nächster Zeit noch zu einem Essayband zusammenstellen.

*„Im Wind klirren die Fahnen“, welcher Farbe auch immer – na und? Dann klirren sie eben, aber warum merken wir das erst jetzt? Wo die Zukunft ist? Das kann man nicht wissen, und es ist wahr, die alten Muster – Tod, Wahnsinn, Selbstmord – sind in diesen 170 Jahren verbraucht worden. Also müssen wir leben nach einem ungesicherten Kompass und ohne passende Moral, nur dürfen wir uns nicht länger selbst betrügen über unsere Lage als Intellektuelle, dürfen uns nicht vormachen, wir würden für andere arbeiten, für „das Volk, die Arbeiterklasse.“*

*Christa Wolf*

*Dass ich doch wenigstens eines mit Gewissheit weiß, dass nämlich ein Menschenwerk nichts anderes ist als ein langes Unterwegssein, um auf dem Umweg über die Kunst die zwei oder drei einfachen, großen Bilder wiederzufinden, denen sich das Herz ein erstes Mal erschlossen hat.*

*Albert Camus*

## **August 2022: Stets gefährdet weiter unterwegs**

**Weshalb sehe ich dieses Bild?** Hängt es tatsächlich da? Ich kann es doch überhaupt nicht sehen. Wenn ich in meinem Bett aufwache, hängt es doch seitlich an der Wand hinter mir. Zudem ist es durch den Raumteiler sowieso jedem Blick entzogen. Und warum sehe ich es so unscharf? Und überhaupt, Markus sitzt doch nicht neben meinem Bett, wenn ich aufwache. Das ist alles unwirklich. Vielleicht erwache ich gerade aus einem Traum. Aber das geht nie so schleppend. Vielleicht träume ich immer noch. Meine Glieder fühlen sich bleischwer an, und meine Matratze ist so hart. Aber ich habe mein Kissen unter meinem Kopf. Es ist sehr mühsam, einen klaren Gedanken zu fassen. Immerhin, das Bild sehe ich nun schon ein wenig klarer. Mein Blick fällt wirklich darauf. Die Zimmertür daneben steht offen. Kais Kopf taucht darin auf. Sie schaut zu mir herab. Ich kann ihren Blick nicht deuten. Sie scheint besorgt zu sein. Aber nun meine ich immerhin ein schwaches Lächeln um ihre Mundwinkel zu erkennen. Ich möchte endlich meinen Oberkörper ein klein wenig aufrichten. Es gelingt mir nicht. Da ist wieder diese bleierne Schwere. Ich schließe kurz die Augen. Danach fixiere ich noch einmal das Bild, mein Reflexionsbild von Paul Klee. Verdammte, ich muss hier auf dem Fußboden hinter meinem Schreibtisch liegen, aber warum? Träume ich doch? Oder weshalb wache ich hier, an dieser falschen Stelle auf? „Bleib ganz ruhig liegen“, sagt Markus, „der Rettungsdienst ist schon unterwegs, und du atmest schon wieder etwas gleichmäßiger. Habe ich Dir das Kissen richtig unter den Kopf geschoben? Liegst du gut?“ Meine Gedanken werden ein klein wenig klarer. Richtig ich habe hier am Schreibtisch gesessen. Ich wollte mit dem Elektrostick den Wespenstich in meinen Arm behandeln. Doch der Gedanke reißt gleich wieder ab. Ich schließe erneut die Augen, atme ein paar Mal durch. Vielleicht aber geht mein Atem auch ziemlich flach. Ich könnte das nicht sicher sagen. Ich öffne meine Augen von Neuem und blicke beide wohl fragend an.

„Ich habe zum Glück noch einmal reingeschaut, ob du mit dem neuen Elektrostick zu Recht kommst“, sagt Kai, „und da hast du ohnmächtig auf der Erde gelegen. Ich habe Markus gerufen – und danach den Rettungsdienst. Aber zum Glück bist du jetzt schon von selbst aufgewacht.“ „Nein, bleib ruhig liegen“, sagt nun Markus, als ich einen zweiten Versuch mache, mich ein wenig aufzurichten. Aber diese Aufforderung wäre überflüssig gewesen. Ich bemerke sofort, dass ich dazu nicht in der Lage bin. Erst jetzt spüre ich, dass ich völlig durchgeschwitzt bin, als wäre ich gerade aus der Sauna gekommen. Nur hat man da keine Klamotten an. Wir haben draußen zwar diese Affenhitze von über dreißig Grad, aber das Zimmer hier ist abgedunkelt. Die Raumtemperatur sollte moderat sein. Außerdem bin ich nun wirklich nicht hitzeempfindlich. „Ich fühle mich völlig verklebt“, sage ich. „Na immerhin spürst du Deinen Körper allmählich wieder, Henning“, meint Kai, „aber du bist nicht nur verschwitzt. Der Teppich unter dir ist feucht und deine Hose ist nass, Ohnmacht und Inkontinenz.“ Ich bin nicht verlegen. Sowas kann schließlich vorkommen. Aber immerhin, mein

Kopf arbeitet schon wieder etwas besser. Und dieses Mal ist es nicht Kai, sondern ich bin es, der sofort ganz praktisch denkt: „Ihr könntet mir immerhin helfen, die Hose und die Unterhose auszuziehen, ehe der Rettungsdienst da ist“, meine ich. „Hinter mir, oben rechts im Schrank liegt meine Unterwäsche. Gebt mir von da mal eine frische Unterhose. Wenn die gleich kommen, will ich hier wenigstens nicht vollgepisst herumliegen.“

Die Prozedur ist ein wenig mühsam, aber sie ist erledigt, ehe die drei Männer vom Rettungsdienst eintreffen. Ganz ruhig und methodisch kümmern sie sich um mich. Ich solle ganz entspannt liegen bleiben. An der linken Hand bringen sie eine Kanüle an, am rechten Oberarm die Manschette zur Blutdruckmessung. Der sei fast nicht zu messen meinen sie kurz darauf, vierzig zu zwanzig vielleicht. Also gleich noch einmal ein zweiter Versuch; und über die Kanüle in der linken Hand verpassen sie mir inzwischen eine Infusion. Sie fragen nach möglichen Erkrankungen, nach Allergien, nach Medikamenten, die ich regelmäßig nehme. Ich kann alles verneinen. Mein Kopf ist mittlerweile ziemlich klar. Aber ich fühle mich unverändert ungeheuer schlapp, und ich habe kein richtiges Zeitgefühl. Die hocken nun schon eine ganze Weile um mich herum. Wenn ich nicht direkt angesprochen werde, schalte ich irgendwie ab. Komisch dass ich ausgerechnet mit Blickrichtung auf dieses Plakat von der Paul-Klee-Ausstellung der Fondation Maeght vom September 1977 aufgewacht bin, seiner genial dahin getuschten Frage danach, was der Mensch eigentlich ist. Jetzt messen sie ein weiteres Mal meinen Blutdruck. Der sei immer noch nicht viel besser, meinen sie – und fragen sich, wo der Notarzt bleibt.

**Wir warten weiter.** Irgendwann kommt sie dann, eine Notärztin. Sie ist gestresst. Wegen der Großbaustelle ist sie nicht auf direktem Weg durchgekommen, aber in der Nachricht an sie hatte es geheißen, es gehe um eine Wiederbelebung. Es sei also auf jede Minute angekommen. Ich versuche, mich locker zu geben. So schlimm sei es nicht gewesen. „Na ja, fit sehen sie nun wirklich nicht aus und ihre Blutdruckwerte sind alles andere als berauschend“, erwidert sie. Dann fragt sie nochmals die ganze Palette ab: der Wespenstich, Allergien, Vorerkrankungen, regelmäßig eingenommene Medikamente. Offenbar gibt es für sie keinen klaren Befund. Mir fällt nun ein, dass ich am Vortag gefastet und heute Morgen noch nicht gefrühstückt habe, und ich ergänze, dass ich das regelmäßig zwei Mal die Woche so tue. Für die Frau ist die Sachlage damit klar. Ich sei dehydriert, hätte vermutlich nichts getrunken, oder jedenfalls viel zu wenig. So sei das ja oft bei älteren Menschen. Für eine genauere Untersuchung müsse ich allerdings auf jeden Fall in die Notaufnahme eines Krankenhauses.

Unsere Wendeltreppe wird damit zum Problem, und es wird sehr unruhig, weil Kai schnell ein paar Sachen für mich zusammensucht. Ohne Hektik läuft so etwas bei ihr nie ab. Ich meine, wenn man mir aufhelfe und mich stütze, würde ich die Treppe ins Erdgeschoss schon irgendwie schaffen. Die Sanitäter sind skeptisch, aber vielleicht auch ganz froh. Mit der Trage würde das wirklich sehr eng. Sie helfen mir ganz vorsichtig auf die Beine. Das klappt tatsächlich gleich im ersten Versuch. Von vorne und

hinten gestützt schaffe ich es dann auch ohne Stolperer hinunter, bin dann aber völlig platt und sehr froh, dass vor unserer Haustür die Liege parat steht.

Auf der finde ich mich dann im Rettungswagen wieder. Ich werde neu ‚verkabelt‘ und, na klar, mein Blutdruck wird sofort wieder gemessen. Das Ergebnis teilen sie mir nicht mit. Es scheint nicht mehr allzu besorgniserregend zu sein. Kai darf nicht mitfahren. Da sind die Regeln seit Corona eindeutig. Es dauert aber noch eine Weile, ehe wir losfahren können. Die Sanitäter müssen erst einmal herausfinden, in welcher der näher gelegenen Kliniken die Notaufnahme nicht so stark belastet ist. Die Ärztin erklärt mir derweil, dass ich das mit dem Fasten bei diesem heißen Wetter besser lassen solle. Sonst würden wir uns wohl in einigen Tagen wiedersehen. Ich höre nicht wirklich zu. Das Intervallfasten mache ich seit Jahren. Ihre Schnelldiagnose überzeugt mich überhaupt nicht – und der kurze Weg nach unten hat mich erschöpft. Irgendwann geht es dann endlich los ins städtische Klinikum. Ich versuche, den Weg durch das Rückfenster hinaus zu verfolgen – und gebe nach einigen hundert Metern auf. Ich sehe nur Baumkronen, manchmal ein Dach. Es ist mir auch zu anstrengend. Außerdem messen die schon wieder meinen Blutdruck. Bei meinem Versuch, mich von den ersten neuen Schritten auf der Wendeltreppe zu erholen, ist das schlicht störend. Außerdem bin ich inzwischen zu wach, jedenfalls ziemlich klar im Kopf. Aber vor allem möchte ich mich jetzt ausruhen.

**Endlich in der Notaufnahme**, geht der dort behandelnde Arzt zum dritten Mal die gleichen Fragen mit mir durch. Man nimmt eine Blutprobe für eine genauere Analyse. Ich bekomme eine weitere Infusion. Der Raum ist klimatisiert. Nur mit Unterhose und T-Shirt bekleidet und dann unter einer dünnen Decke empfinde ich das zunehmend als kühl. Und mein Mund ist ein wenig ausgetrocknet. Ich verspüre etwas Durst. Ich beginne zu frieren. Ich konzentriere mich deshalb auf meine Haut. Auf Brust und Bauch verspüre ich plötzlich einen leichten Juckreiz. Der Arzt schlägt die dünne Decke bei Seite und lächelt. „Gucken sie sich mal an“, meint er, „sie sind fast so rot wie ein frisch gekochter Hummer. Das ist eine allergische Reaktion. Es war der Wespenstich.“ Die Diagnose scheint nun klar zu sein. Mir wird ein Medikament verabreicht, ob über eine zweite Kanüle oder eine Spritze, oder wie auch immer, registriere ich nicht richtig. Das Mittel scheint rasch anzuschlagen. Man schiebt die Trage in einen anderen, größeren Raum, in dem schon zwei weitere Patienten untergebracht sind, bringt mir auf meine Bitte hin auch ein Glas Wasser und stellt die Tasche mit den Sachen, die Kai mir eingepackt hat, an das Kopfende meiner Liege. Die Analyse meines Blutbildes sei noch abzuwarten, sagt mir der Arzt. Voraussichtlich könne ich aber in ein, zwei Stunden nach Hause, sofern ich abgeholt werden könne und dort dann nicht alleine sei. Dann lässt er mich allein – mal abgesehen von der Manschette zum Blutdruckmessen. Die bläst sich, das ist offenbar so programmiert, geschätzt alle zehn Minuten einmal für eine neue Messung auf. Ist also nichts damit, ein wenig zu dösen. Außerdem ist es mir weiterhin zu kalt. Zwei, drei Mal schaut jemand herein, zu mir oder zu den beiden anderen Patienten. Wir sind durch Schirmwände gegeneinander abgegrenzt. Keiner von uns hat das Bedürfnis nach einem Gespräch.

Eine gute Stunde später sitze ich neben Max im Auto. Noch etwas klapperig auf den Beinen konnte ich die Notaufnahme schon wieder allein verlassen und dann am Straßenrand auf ihn warten. Er ist gut gelaunt. Sie beide seien nach meinem Anruf erleichtert gewesen. Kai habe dann gleich mit unseren Bekannten telefoniert, mit denen wir zum Kaffee verabredet gewesen seien. Denen habe sie zunächst abgesagt. Und nun sei sie froh darüber gewesen, den Kuchen für den Nachmittagskaffee nicht umsonst gebacken zu haben. So sei sie eben, unsere Kai. Immerhin habe sie mich bei meinem Anruf mit der Bitte, gleich wieder abgeholt zu werden, ja vorher noch gefragt, ob mir das Recht sei. Bei der vorherigen telefonischen Absage habe sie der Andreas im Übrigen ein wenig geschockt. Der habe doch als erstes gefragt, ob Kai meine Patientenverfügung auch zur Hand habe! Max grinst, und mir huscht ein Lächeln über mein Gesicht: „Ja der Andreas ist ein Kopfmensch und immer gut organisiert. Aber das ist Kai ja auch“, meine ich – und werde dann ein wenig schweigsam.

**Erst am Abend**, nach Kaffee, Kuchen, ein wenig Kartenspiel lässt Henning den dramatischen Verlauf des Tages noch einmal an sich vorbeiziehen. Zuerst hat er ja gedacht, dass er sich vielleicht doch lieber hingelegt und ausgeruht hätte. Dann war dieser Nachmittag aber doch eine recht entspannt Weise, wieder munterer zu werden. Nun sitzt er an seinem Schreibtisch. Darum herum hat er zuvor ein wenig aufräumen müssen. Eigentlich will er sich nun schlafen legen, bleibt dann aber erst einmal sitzen. Ihm fällt ein, dass der Bruder einer früheren Arbeitskollegin nach einem Wespenstich einen völligen Kreislaufzusammenbruch erlitten hat. Der musste wirklich nach einigen wenigen Minuten wiederbelebt werden und hat bleibende Schäden davongetragen. Henning geht ins Internet: und tatsächlich, die Symptome, die bei ihm aufgetreten sind, sind offenbar sehr heftig gewesen. Also hat er bei seinem anaphylaktischen Schock noch Glück gehabt. Er schaltet den Laptop wieder aus. Sein Blick wandert zu seinem Reflexionsbild. Im Wesentlichen mit zwei breiten schwarzen Pinselstrichen hat Paul Klee diese Figur auf einen roten Untergrund gemalt, ob Kind oder Mann ist kaum zu entscheiden. Sie steht auf dünnen Beinen und hat schwache Arme. Aber sie bewegt sich entschlossen voran, wie ein Krieger hebt sie einen Faustkeil, einen Stein, oder eine Waffe hoch und blickt dabei nach vorne. Doch in diesem Blick ist keine Aggressivität zu entdecken, eher schon ein Fragen, ja ein Erstaunen – vielleicht über die Welt vor ihm, vielleicht auch über sich selbst. Alles erscheint unentschieden. Der da, von dem man nicht recht weiß, wer er ist, weiß dies auch selbst nicht – und er weiß auch nicht wirklich, was er gerade tut.

Er hat dieses Bild seit langem im rechten Winkel zu dem ähnlich gerahmten, vergrößerten Schwarz-Weiß-Foto aufgehängt, dem Foto von dem Tor, durch das man in das kleine Paradies seiner frühen Kindheit gelangt. Schaut man genau hin, bekommt man freilich auch eine Ahnung von dem Schatten darüber. Das Foto ist 1937, gut zehn Jahre vor seiner Geburt, gemacht worden. Im Giebel der Scheune sieht man, aus Ziegeln gemauert, zwei Getreideähren, Symbol für den Reichsnährstand, darüber ein Runenzeichen. Durch das Tor blickt man auf den Hof und eine niedrige Mauer. Dahinter liegt der kleine Park, der das große rote Backsteinhaus umgibt. *Das Haus, roter Backstein, auf dem Hof die Kastanienbäume“ / bei den Fischen schwim-*

*men Seerosen im dunklen Teich / Wolken und Drachen am Himmel, in die Weite schweifende Träume / Nur Erinnerung? Nein gegenwärtig, unerschöpflich, reich.* Der Weg durch dieses Tor führt in die kleine, und doch so große Welt seiner ersten Lebensjahre, dorthin, wo er aufgewachsen, von wo aus er einmal aufgebrochen ist. Und nun ist er weiter unterwegs. Er hätte heute ja auch nicht wieder aufwachen können. Ein wirklicher Kreislaufzusammenbruch und Rettungsdienst und Notärztin wären vielleicht zu spät gekommen.

So zu sterben wäre eigentlich schön, geht es Henning da durch den Kopf. Man ist plötzlich, wirklich von einem Augenblick auf den nächsten weg – falls man nicht wieder aufwacht. Epikurs Sätze kommen ihm in den Sinn. Er schaltet den Laptop wieder ein, öffnet den Ordner mit Exzerpten und Kommentaren, findet sofort, was er sucht: *Das schauerlichste Übel, der Tod, geht uns nichts an, weil, solange wir sind, der Tod nicht da ist; ist er aber da, so sind wir nicht mehr,* liest er da. Nach seiner Nahtoderfahrung heute, das wird ihm schlagartig klar, reflektiert er diese Worte noch einmal ganz anders. Es geht nicht nur darum, dass der Tod nichts ist, was man fürchten müsste – und wenn er so kommen sollte auch nicht das Sterben. Es geht vielmehr um die Flüchtigkeit des Lebens, darum es im Hier und Jetzt stetig wirklich zu leben, wenigstens *Herr über den morgigen Tag* zu sein, *und den rechten Augenblick* nicht zu verschieben. *den Tag* nicht *dahingehen* zu lassen, am Ende aber *rastlos* zu sterben. Entscheidend sind nicht die Routinen, die wir sicherlich auch benötigen. Wesentlich ist, dass wir es führen, dieses Leben, dass wir wenigstens versuchen, seine Möglichkeiten auszuschöpfen. Sicherlich ist es gut, mit Patientenverfügung, Testament und letzten Briefen an seine Lieben alles geklärt zu haben – jedenfalls alles, was sich so klären lässt. Und sicherlich hat es seine Gründe, immer wieder einmal nachzudenken über die Zeit, die hinter einem liegt, manches Mal erfüllt gewesen ist und manches andere Mal verloren worden. Aber dann geht es doch wieder um die Zeit, die noch vor einem liegt, darum, was man in ihr aus seinem weiteren Leben macht – immer wieder hier und jetzt.

Nach dem Wiederaufwachen, noch ehe der Rettungsdienst da war, ist er völlig entspannt gewesen – gut, wohl gezwungener Maßen, wenn sein Blutdruck so im Keller gewesen ist; aber ihm ist später überhaupt nicht der Gedanke gekommen, dass er ziemlich nahe am Tod gewesen sein muss. Erst nach und nach hat er sich das bewusst gemacht. Und nun denkt er wie nah man doch immer – *auf hoher See und im Herzen eines königlichen Glücks* – auch zugleich dem Ende dieses Glückes ist. Es ist wirklich eine Nahtoderfahrung gewesen, und die macht nun etwas mit ihm. Er kann geradezu spüren, wie es in ihm zu arbeiten beginnt.



## **Neu aufbrechen, immer wieder**

### **I.**

**Das Tagebuch** liegt immer noch aufgeschlagen auf seinem Schreibtisch. Jahrgang 1978, Eintragung vom 14. Oktober. Henning zieht den Stuhl heran und setzt sich. Der Tag im Institut war heute ruhig, wie erwartet. Was er sich vorgenommen hat, hat er abgearbeitet. Doch ob er wirklich vorangekommen ist? Da ist er sehr unsicher. Das Wochenende liegt vor ihm. Er hat es fast ganz zur freien Verfügung. Kai ist zu ihrer Mutter gefahren. Als Erstes will er seine Notizen vom Vorabend noch einmal durchsehen. Es gibt viel zu durchdenken. Aber das ist nicht seine Handschrift, die er da vor sich sieht:

*Hennings zehn Seiten erzeugen in mir eigentlich nur Übelkeitsgefühle. In mir ist alles wie zugeschnürt. Ich verspüre Angst, Existenzangst. Für zwei Jahre aus seinem Job mehr oder weniger aussteigen, weil er meint, dass er nach einem, zugegeben, früh beendeten Studium und nun sechs Jahren harter Arbeit in einer ganz schwierigen Situation steckt, dringenden Weiterbildungsbedarf habe. Und dafür die gerade eroberte unbefristete Stelle drangeben? Während ich noch voll in meinem Studium stecke? Sicher, meine Seminararbeiten werden eigentlich immer mit eins bewertet. Aber ich kann doch nicht wissen, ob ich in einem Jahr einen Job finden werde. Wenn ich im nächsten Herbst fertig bin, bin ich vermutlich erst einmal arbeitslos. Und dann eine Diss. mit Stipendium. Da käme ich doch genau in die Arbeit rein, die ich im Grunde hasse – weil ich den praktischen Nährwert nicht einsehe.*

*Er meint, ich müsse meine Diplomarbeit mehr soziologisieren. Aber was soll dann die große theoretische Einleitung. Ich will dass die Streikuntersuchung für praktische gewerkschaftliche Bildungsarbeit nützlich ist. Hennings Wissenschaftsonanie ist mir im Grunde ja ziemlich fremd. Gut, zig Bücher zu lesen und dann einen Stand der Forschung aufbereiten. Das ist ja kein Problem. Aber was bringt es? Zu eigenen großen theoretischen Reflexionen ermuntert mich das jedenfalls nicht. Und er? Fast nichts reizt ihn so sehr wie genau das – egal wie sehr auch er sich auf die gewerkschaftliche Bildungsarbeit wirft. Und jetzt will er noch sowas wie ein Ergänzungsstudium auf seine Wissenschaftlerambitionen drauf packen, sich so für die Konflikte mit seinen Arbeitskollegen stärker machen?*

*Klar ist mir an der Uni auch wichtig, immer die Beste zu sein. Aber da geht es mir mehr um den Seminarschein als um das Thema. Und manchmal freut mich ein gut zubereitetes Essen oder eine Strickarbeit ja mehr als ein mit ‚sehr gut‘ bewertetes Referat. Und wahrscheinlich sollte er sich eingestehen, dass er an seinem Institut eben nicht der Beste ist.*

*Was er da jetzt in sein Tagebuch geschrieben hat, kann mich fast arbeitsunfähig machen. Ausgerechnet jetzt, wo wir die Chance haben, uns hier stabiler einzurichten, bis hin zum Erwerb eines Hauses, will er befristet aussteigen? Gut, wahrscheinlich*

*steckt da noch meine Kindheit in mir drin, als Mama mit 120 DM die Woche die ganze Familie durchbringen musste und Papa den Rest für das Auto und fürs Saufen verbraucht hat. Da gab es dann noch die Schmutgeldkasse, eiserne Reserve, wenn er ihr mal das Haushaltsgeld vorenthielt. Gut sowas hat Henning nie erlebt. Bei seinen Eltern gab es keine Geldprobleme – die bildet sich seine Mutter heute ja auch nur ein. Und bei uns überlässt er Geldangelegenheiten heute mir. Die sind ihm nicht wichtig – und ich mag ihm nun gar nicht sagen, wie relativ gut es da derzeit bei uns aussieht.*

*Schön, ich hatte die letzten sieben Jahre viele Freiheiten. Er hat sich in seine Arbeit reingekniet. Und die letzten drei, vier Jahre ist er zunehmend unzufrieden geworden. Und jetzt gibt es große Konflikte in dem Institut. Und Konflikten solcher Art ist er schon immer gerne ausgewichen. Soll ich also jetzt womöglich wieder einen untergeordneten inhaltsleeren Job suchen, damit er seinen Traum leben kann? Jedenfalls kann ich überhaupt nicht sicher sein, einen Job zu finden, wie er mir vorschwebt.*

Es sind acht, neun Seiten, die Kai da in sein Tagebuch geschrieben hat. An einer Stelle findet er gar noch die folgenden Sätze:

*Wenn er so alle Planungssicherheiten aufgibt, wie soll man denn da über eine Familiengründung, über Kinder nachdenken? Und überhaupt, was bringt er denn wirklich in unsere Beziehung ein? Sicher, er ist sehr sanft. Das habe ich so nie kennengelernt. Aber immer wieder habe ich dann auch das Gefühl, dass er an anderen, an mir nicht wirklich teilnimmt. Er ist immer ganz auf sich bezogen – trotzdem, es läuft eigentlich ganz gut mit uns. Aber dann denke ich auch wieder: ich bleibe vor allem aus finanziellen Sicherheitsbedürfnissen.*

**Aufgeschlagen auf dem Schreibtisch** hat er es heute Morgen liegen lassen das Tagebuch, als er ins Institut gegangen ist. Sie hat seinen Frust nachlesen können, den er da hineingeschrieben hat – vielleicht hat er das sogar so gewollt: Er hat über die Alltagskonflikte im Institut geschrieben, über die akademischen Ambitionen der einen Gruppe unter seinen Kollegen, über die eigenen politischen, die er mit denen der anderen Gruppe teilt. Er hat nachgedacht über die wechselseitigen immer heftigeren Angriffe, über seine Sorgen, dass es zwischen den Kollegen in seiner Gruppe zu Auflösungserscheinungen kommen könnte. Schließlich ist er bei den Unzulänglichkeiten gelandet, die er bei sich selbst sieht, und auch bei Kollegen, die ihm nahestehen. Es sind Unzulänglichkeiten, die sie vermutlich alle mit sich tragen, über die sie alle aber angesichts der Alltagszwänge und –konflikte viel zu wenig diskutierten. So wie sie beide hier zu Hause leider auch. Beide sind sie allzu sehr mit sich selbst und ihren Problemen beschäftigt – er im Institut, sie bei ihrem Studium. Gemeinsam wichtig und lebhaft diskutiert war zuletzt vor allem die unerwartete Chance des Hauserwerbs durch das Geld aus dem Grundstücksverkauf seiner Mutter.

Kai ist heute zu ihrer Mutter gefahren. Die hat ihren üblichen Notruf gesendet, meinte ins Krankenhaus zu müssen. Es wird eben wieder Herbst. Ein neuer depressiver Schub hat sich pünktlich gemeldet, so wie jedes Jahr. Vielleicht aber ist auch ihr Le-

berleiden wirklich akut geworden. Am Ende half es da nicht, dass sie nun zweihundert Kilometer entfernt lebten und arbeiteten. Der Hilferuf war pünktlich zum Wochenende gekommen. Kai hat gemeint, sie könne sich ihm nicht entziehen.

Nein, es stört ihn nicht, dass sie in seinem Tagebuch gelesen hat. Sie sind in ihrem Umgang miteinander offen. Allerdings ist Kai bisweilen schon ein wenig penetrant. Wahrscheinlich aber hat er es absichtlich-unabsichtlich offen liegen gelassen. Gestern Abend hat er sich seinen Frust von der Seele geschrieben. Seit längerem hat er endlich einmal gründlicher über mögliche Varianten nachgedacht. Die Notizen hatten der Auftakt dazu sein sollen, an diesem Wochenende weiter nachzudenken. Später würden sie die offenen Fragen sowieso diskutieren müssen. Doch nun ist er doch erst einmal konsterniert. Mit solchen Ängsten hat er bei ihr nicht gerechnet. Er will doch auf jeden Fall auf der einen Hälfte seiner inzwischen endlich festen Stelle verbleiben. Es geht ihm im Grunde allein darum, sich nach den Zwei Jahren im Falle eines ungünstigen Ausgangs des derzeitigen Konflikts besser gerüstet am Institut behaupten zu können. Sein Blick schweift aus dem Fenster in den trüben, leicht verregneten Abendhimmel. Sie hat ihn nicht wirklich verstanden. Es geht um berufliche und zugleich politische Perspektiven. Und die teilen sie beide doch. Allerdings erscheinen ihm gerade beide ähnlich unklar, möglicherweise trübe wie der Abendhimmel da draußen. Er ist wieder bei seinen Problemen.

**Light my fire.** Aus den großen Lautsprechern klingt der Song der Doors eigentlich zu leise. Henning trinkt noch einen Schluck Rotwein. Er hängt seinen Gedanken und Erinnerungen nach: die Studentenproteste, in die er sich in seinem ersten Uni-Semester regelrecht hineingestürzt hat, Vollversammlungen die Rektoratsbesetzung, mit denen sein Studium damals geradezu begonnen hat - und von deren genauen Anlässen ihm eigentlich nichts mehr in Erinnerung ist. Jedenfalls hat es damals Spaß gemacht.

Nach seiner Wehrdienstverweigerung, mitten auf dem Fahnenjunkerlehrgang, er war damals nicht der einzige, der sich so entschied, hat er den Spätsommer und Herbst 1968 als eine richtgehende persönliche Befreiung erlebt. Er hat sich in sein Studium der Geschichte und der neueren deutschen Literaturwissenschaften geradezu hineingestürzt. Im Kontrast zum Bund, aber auch zur Schule hat er die Universität geradezu als Raum persönlicher Befreiung erlebt. Die Studentenbewegung hatte dort wirklich umstürzlerisch gewirkt. Er hat sich mitreißen lassen, begierig vollgesogen mit neuem Wissen, versucht alle Spielräume zu nutzen, die sich da gerade auch im Studium boten, geradezu alles hinterfragt, sich sehr aktiv an manchen selbstorganisierten Arbeitsgruppen beteiligt, einige der Lehrenden aber auch äußerst ernst genommen. Die Verlagerung seiner Studienschwerpunkte ergab sich rasch: Die schöne Literatur hat für ihn an Bedeutung verloren, allerdings nur allmählich, nach und nach. Viel rascher sind ihm dagegen Politik und Soziologie im Verhältnis zur Geschichtswissenschaft wichtig geworden, auch wenn er sein Vorstudium in Geschichte noch abgeschlossen hat. Dem SDS beizutreten war nicht mehr möglich. Der löste sich 1969 gerade auf. Also suchte er nach anderen Möglichkeiten, mit Gleichgesinnten

eng zusammenzuarbeiten. Aber er fand Zugänge zur örtlichen gewerkschaftlichen Jugendbildungsarbeit, lernte Kai kennen. Gemeinsam organisierten sie ihren Aufbruch aus ihren jeweiligen, höchst unterschiedlichen sozialen Milieus.

Während des Hauptstudiums hat er sich als studentische Hilfskraft an einem sozialwissenschaftlichen Forschungsprojekt beteiligt. Natürlich ist es ihm auch um das Geld gegangen, das er so zu ihrer Haushaltskasse beisteuern konnte, vor allem aber um den gewerkschaftlichen Streik, den Gegenstand dieses Projekts. Im Rückblick, wohl eher gefühlt, ist er damals schon mehr außerhalb der Uni aktiv gewesen. Sicher er hat sein Studienprogramm zügig abgespult, seine Seminare besucht. Wichtiger aber sind selbstorganisierte Arbeitsgruppen gewesen, war die Mitarbeit in dem Forschungsprojekt, die ersten Erfahrungen als Interviewer, weiterhin seine gewerkschaftliche Jugendbildungsarbeit. Nach dem Minimum von vier Semestern Hauptstudium hat alle Scheine beinander gehabt. Schnellstmöglich ist er damit fertig gewesen. Trotzdem hat er einen ausgezeichneten Studienabschluss hingelegt. Damals ergab sich die Chance, politiknah Arbeitsforschung zu betreiben – mit praktischem Anspruch. Er war auf Arbeit in den Gewerkschaften hin orientiert. Er hat sein Bild von der Arbeiterklasse im Kopf gehabt, das sich vor allem aus Bücherwissen gespeist hat, aus den ‚blauen Bänden‘. Schon längst hatte er nicht mehr Lehrer werden wollen.

Schon früh während ihres Studiums hat er mit seinen Freunden gewerkschaftliche Jugendbildungsarbeit gemacht. Es gab die sozialistische Arbeiter- und Lehrlingsgruppe, die sie gegründet hatten. Kai arbeitete damals in einem der Großbetriebe in der Stadt. Die dortige Betriebsgruppe, unter anderem aus linken Sozialdemokraten, einigen DKPlern, vielleicht auch Angehörigen einer der K-Gruppen, die damals entstanden sind, hat erfolgreich einen großen Streik organisieren können. Mehr als 10.000 waren auf der Straße, sehr selbstbewusst. Die Polizei hat sich zurückgehalten, anders als bei ihren Studentendemonstrationen. ‚Ein Dröppchen...‘, hat damals einer der Reifenwickler, ein großer stämmiger Kerl, zu einem Polizisten gesagt, der neben einem Wasserwerfer gestanden hat – mit leichtem Lächeln und scherzhaft gehobenem Zeigefinger. Die kleine Anekdote haben sie später häufiger erzählt. Beide sind sie damals gemeinsam aufgebrochen – ganz in der Erwartung, Teil einer weiter wachsenden Bewegung zu sein. Ein wenig hat er damals vielleicht sogar auf dem Weg zum Berufsrevolutionär gesehen.

Sie haben früh geheiratet, damit Kai endlich zu Hause ausziehen konnte. Sie wäre damals erst mit 21 Jahren volljährig gewesen. Im Rückblick könnte er nicht so ganz sicher sagen, wer eigentlich wen geheiratet hat. Aber die Ehe war für sie beide damals ohnehin eine höchst fragwürdige Institution, die Ehen ihrer Eltern für sie ganz sicher kein Modell. Allgemein angesagt war ja in ihrer neuen Welt die freie Liebe. Frei war dafür aber fast niemand, den sie näher kannten. Wichtig für sie beide waren die Motive ihres Aufbruchs, die sie teilten. Sie lagen auf der Hand, und sie sind stark gewesen. Kai hat kurz gezögert, als sich ihm die Chance bot, mit zu gehen an das neue Forschungsinstitut. Dann aber hat sie doch nicht lange überlegt. Sie konnte ihr Abitur

auch in einem anderen Bundesland nachholen. Ihr fehlte damals nur noch ein Jahr am Kolleg. Für diese Zeit hatte sie ein gewerkschaftliches Stipendium. Henning aber würde nun richtig Geld verdienen. Das Institut würde eng verknüpft sein mit einer neu gegründeten Universität. Ihren eigenen Studienabsichten kam das entgegen. Und im Ruhrgebiet, da rechneten sie mit der Arbeiterklasse – oder dem, was sie sich darunter vorgestellt haben.

**Henning dreht die Schallplatte um:** ‚Riders in the Storm‘. Aber er hört nicht wirklich hin. Seine Gedanken sind auch schon nicht mehr bei Kai, ihren Motiven und Ängsten; damals oder heute, so wie sie in der Tagebuchnotiz angeklungen sind. Schon gar nicht denkt er nach über ihre kritischen Sätze, ganz am Schluss. Eher noch erinnert er nun kurz eine Sylvesternacht: 1969/70 Westberlin. Da haben sie diese Platte von den Doors aufgelegt. Sie haben in der Gruppe damals wilde Diskussionen geführt: über Erkenntnistheorie und materialistische Philosophie, Lenins Empiriekritizismus. Ernstlich hatte er den noch nicht gelesen. Man durfte sich aber keine Blöße geben. Unausgegoren ist diese Diskussion gewesen. Letztlich ist es nur darum gegangen, sich in Szene zu setzen, belesen zu erscheinen, wo man es noch gar nicht war. Es ist eine eiskalte Nacht gewesen, später auf dem Dachboden. Aber unter vielleicht fünf Lagen Decken und dicht aneinander gekuschelt ist ihnen warm geworden.

Eigentlich ist er müde. Jedenfalls hat er mit dem dritten Glas Wein schon zu viel getrunken, um ernsthaft weiter nachzudenken über ihre Lage jetzt. Schon gar nicht ist ihm danach einzelne Gedanken schriftlich festzuhalten, sie so zu ordnen. Eher schweiften seine Gedanken nun ganz weit zurück – zu dem Punkt, an dem die *bleierne Zeit* für ihn endlich zu ihrem Ende gekommen ist. Bleiern, das war für ihn schon seine Schulzeit, öde ‚Anstaltsjahre‘. Fürs Leben haben sie ihn kaum etwas gelehrt. Der Lehrstoff hat ihn wenig interessiert, Schlecht und recht hat er sich durchgeschlagen. Nischen hat er gesucht und auch gefunden, vor allem vor einigen Lehrern, die er und seine wenigen Freunde gehasst, ein wenig gefürchtet haben. Viele andere hat es gegeben, die ihn eher angeödet haben, nur wenige, die auch einmal Interesse wecken konnten. Doch immerhin: es hat auch die besseren Jahre gegeben, die in der Oberstufe. Da ist er einem soliden sozialdemokratischen Klassenlehrer begegnet. Der hat ein Interesse an der Literatur zu wecken vermocht. Das wies schon ein wenig in die Zeit, die kommen sollte, mit der Aussicht auf das Leben, das ein sich gerade öffnender sozialer Raum damals versprochen hat.

Berlin, das pflichtgemäße Ziel von Klassenfahrten in den 60er Jahren vermittelte davon noch nichts. Über Jahrzehnte weg ist das ja doch ein Trümmerfeld gewesen, preußisch-deutscher Geschichte, denkt er jetzt, verborgene Bunkerreste, der Reichstag vor der Mauer nahe der Friedrichsstraße. Damals stand das Gebäude fast verloren da, Erinnerung an eine Demokratie, die rasch gescheitert ist, viel zu wenig gestützt vom in Vernunft gegründeten Urteil der Bürger. Bis 1933 immerhin reichte seinerzeit sogar noch ihr Schulunterricht. Vielleicht ist er dank dieses Klassenlehrers sogar ziemlich inhaltsreich gewesen. Angegriffen wurde sie seinerzeit von ihren

Gegnern. Und das war zum Teil noch immer so. Wie die Arbeit der Menschen an ihrer eigenen Urteilsfähigkeit gestützt werden könnte von den politischen Parteien, und das war ihr Verfassungsauftrag, darauf verwenden auch heute, dachte er, viel zu wenig Zeit. Und er selbst, nun in der gewerkschaftlichen Erwachsenenbildungsarbeit, war da noch immer auf der Suche. Als Erfahrungsraum, noch vor jeder Sozialwissenschaft ist sie ihm wichtig. Aber er weiß eben auch, dass er hier, wie auch in seiner Wissenschaft, vor allem Lernender ist, immer noch.

Seine Gedanken kehren zurück zu ihrer Klassenfahrt damals: hinter die Mauer am Brandenburger Tor unter den Linden, Stalin-Allee für kurze Zeit, der Palast der Republik, schon nicht nur asbestverseucht, er und manche andere Bauten nur Symbole der grauen Wirklichkeit, einer Art preußischen Sozialismus, an dem alles Mögliche real sein mochte, der Sozialismus aber sicher nicht. Dieses Bonmot von Rudi Dutschke hat, was er seinerzeit gesehen hat, sehr genau getroffen, denkt er jetzt. Gelegen an einer geschichtsträchtigen Straße, schwache Erinnerung an Preußens Gloria; die Museumsinseln, eine eher trostlose Behausung Schliemann'scher Ausgrabungen: Aber das Ischia-Tor und der griechische Tempelfries haben ihn damals wirklich beeindruckt. Mit den Ruinen der Antike blieb das immer so. Das Museum der deutschen Geschichte hingegen ist ihm damals eher wie eine schlichte Aufreihung vereinfachender Wahrheiten erschienen. Und vor der Mauer? Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche gedankenlose Betriebsamkeit, Schaufenster des Westens das KA-DE-WE. Eine Pflichtübung das Ganze.

Die Italienreise hingegen, kurze Zeit darauf, hat ihm einen Blick in ungeahnte Weiten eröffnet. Siebzehn Schüler und zwei Lehrer einer Lateinklasse, drei Wochen in Rom, Neapel, Paestum. Kalles Gitarre, Donovans *Colours* und die Stones, Gespräche über Pläne, ungeahnte Farben in mediterranem Licht und Blicke zurück in die Zeit. Er hat ein paar Fotos von dieser Reise, Tagebuchaufzeichnungen leider nicht. Seine Erinnerung ist lückenhaft. Roms Kirchen, glänzend von dem Gold der Inkas, beeindruckten ihn kaum. Doch anders die Ruinen dieser Stadt. In Ostia Antiqua sah man eine ganze Stadt, die – einst am Meer gelegen, am *Mare Nostrum* Roms - das Tor zu seinem Weltreich war. Jetzt Mauerreste, Mosaiken, zwischen denen Gräser, Blumen, Büsche wucherten. Reste von Foren, Tempeln, Straßenzügen mit Geschäften, Badehäusern waren da zu sehen. Auf diesen Plätzen wimmelte das Leben einst, und nun verliefen sich hier wenige Touristen. Ihn beschlich an diesem Ort, und nicht in Paestum oder in Pompeji, das erinnert er so ganz genau, ein merkwürdiges Gefühl: zugleich Erhabenheit im Blick auf Spuren einer frühen Welt; und dann Vergänglichkeit. Vielleicht beschlich ihn eine Ahnung, dass Geschichte, anders als in der Ödnis seiner frühen Schulzeit am Gymnasium gelernt, verging und blieb, ja bisweilen fast zu greifen war. Und doch zugleich erschien sie einem schemenhaft. Sie war nur sehr schwer zu verstehen. Über die Dauerhaftigkeit von Architektenkunst hat er sich dort mit Michael gestritten. Dessen Vater war Architekt. Ganz überraschend hat er das Bild wieder vor Augen. In den Ruinen eines römischen Badehauses, auf gut erhaltenen marmornen Sitzbänken einer öffentlichen Toilette haben sie gegessen. Er war zutiefst beeindruckt von den Ruinen, denen Roms und nun denen seines Hafens.

Von den Trümmern und Ruinen hier führte ihr Gespräch zu Ägyptens Pyramiden, die noch immer standen, wie für die Ewigkeit gebaut. Er äußerte sich skeptisch zu den Glaspalästen ihrer Gegenwart. Sie würden schwerlich überdauern, wenigstens wie die Ruinen hier. Aber die werden doch auch nur für unsere Gegenwart gebaut, hat Michael erwidert.

Unbedachte Thesen und dahinter Fragen, die abgründig waren, ohne dass sie es bemerkten. Fragen zu unserem Welt- und Zeitverständnis, für kurze Augenblicke angetippt, nicht wirklich aufgeworfen – und selbstredend gänzlich unbeantwortet belassen. Dann zurück nach Rom und später weiter nach Neapel, Städte Italiens, ihre Lebendigkeit, die eigene Aufbruchsstimmung spürend, die in ein warmes Licht getauchten Farben trinkend und – soweit die eher knappe Börse reichte – auch ein wenig Wein.

**Als er wirklich aufgebrochen ist**, Spross einer Art kleiner Dynastie von Großbauern im Niedersächsischen - vier große Höfe in nahe beieinander liegenden Dörfern nahe der Landeshauptstadt rechneten seit dem Ende des 19. Jahrhunderts zur engeren Familie - knapp zwei Jahre später also, da hat sich gezeigt, wie wichtig sie gewesen ist, die Erfahrung dieser Italienreise. Freilich hat er das damals noch nicht voll erfasst. Er hat zwar erstmals Tagebuch geschrieben, wie später immer dann, wenn die Zeitläufte für ihn kritisch wurden. Aber detaillierte Aufzeichnungen aus der Zeit damals hat Henning nicht. Nur von dem einen Tag, dem 28.01. 1968, sind seine Aufzeichnungen ganz genau. Sehr präzise hat er festgehalten, was er da empfunden hat. Damals auf dem Fahnenjunkerlehrgang hat er seine Entscheidung getroffen. Die Tagebucheintragung lautet wie folgt:

*Ich kenne noch nicht die Überschrift für diese Geschichte. Ich weiß auch noch nicht wann und ob man sie überhaupt erzählen kann. War sie denn überhaupt wirklich? Das heißt, es war so wie in einem Traum. Aber ich frage, ob der wirklich war. Habe ich nur geträumt? Ein Bild, das ich sehe. Das gar nicht wirklich ist, noch nicht, aber ich sehe es. Es wird sein. Oder es war schon, in der Gestalt, in der ich es geträumt habe. Das eben frage ich mich bei meiner Geschichte: wird sie noch geschehen, oder geschah sie schon?*

*Ein paar Tautropfen in den Heidebüschen, ein bisschen Zigarettenrauch, oder ein trüber Morgennebel. All das auf einem von diesen Lastwagen. Sie sind nicht grau. Das wäre ja nur nichtssagend. Nein, grün und schmutzig sind sie, wie die Erde rund herum. Sechzehn Mann, müde, lustlos, auch braun-grün und bald auch schmutzig, ich unter ihnen. So war es am letzten Montag, im Halbschlaf: Dahin schleichende Trostlosigkeit, Nebel, trübes Licht, aber doch schon durchschimmernde Helle. Die Augen geschlossen, um sie nicht mehr sehen zu müssen in ihrer Trostlosigkeit, ihrer Einförmigkeit, seit mehr als zehn Jahren schon wieder durchwühlt von Rädern und Ketten, von Stiefeln auch, zerfurcht und geschunden, so dass dieser Boden sich schon gar nicht mehr davon erholen kann. Aber der Morgennebel lichtet sich und allmählich brechen einige glitzernde Strahlen der Sonne hindurch auf die weite Fläche. Konturen lassen sich in dem Dunst erkennen. Oder schließe ich die Augen nur fester? Doch nun bricht es mit aller Kraft, Gewalt, herrlichen Wucht hervor. Farben fluten, tief dunkles Azurblau, dazwischen türkise Farbtöne, elfenbeinerne Marmorfar-*

*ben und ein gelb, ein Gelb, wie es selbst van Gogh nicht hätte malen können. Und dann kleine rote Tupfen; vor den grünblau schimmernden Silhouetten tanzen und glühen sie wie Funken aus Feuer. Und sie wärmen von innen. Oder mein Körper wird durchglüht vom frühen, durchbrechenden Sonnenlicht. Zusammengekauert zwischen den Anderen entspannt er sich doch wohlig. Ich schwimme, im Mittelmeer vielleicht, blicke über die Bucht von Neapel oder auf Capri Farbenpracht. Ich wage kaum zu atmen, spüre wie das Traumbild um mich herum wirklich wird, sein Sein gewinnt, spüre wie die Wirklichkeit dieses nasskalten Januartages nie gewesen ist und nie sein wird. Mit jedem Atemzug entstehen neue Bilder, rasen jagend aneinander vorbei. Farben vermischen sich, leuchten neu auf, bleiben aber auch geordnet in ihrem Tanz. Dann kreischt plötzlich eine schräge Melodie, wie ein wütender Lärm, der dieses Spiel der Farben zerspringen lässt, quietschende Bremsen, ein Ruck, der LKW steht still. Ich öffne die Augen und sehe nichts als das diesige Grau dieses Januar-morgens, Lehm, Pfützen, schmutzige Füße, müde Schritte.*

*Doch den ganzen Tag über bleibe ich froh gestimmt. Die ganze Woche über schwimmt in diesem grau-blauen Dunst, der sich aufhellt Capri im Meer. Unerreichbar scheint die Insel, aber doch strahlend, einladend, und wenn ich die Augen schließe, bin ich doch wieder dort.*

*Wo liegt der Schluss? Ich denke die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Oder sie hat noch überhaupt nicht begonnen, will erst anfangen. Aber seit einer Woche fühle ich mich innerlich wieder frei, herausgekommen aus dem Morast grau-grüner uniformer Tage, losgelöst, ein klein wenig entschwebend. Das ist die Geschichte, oder ihr Anfang, die Vorstellung wieder auf dem Weg zu sich selbst zu sein, vielleicht ziemlich allein in diesem flirrenden Licht über dem Mittelmeer, vielleicht in Gefahr abzustürzen wie Ikarus, aber befreit aus dem Morast unter mir. Ich muss das Bild malen, ich male es, will es versuchen!“*

Für lange Zeit hat Henning diesen Text nahezu vergessen. Er steht in seinem ersten Tagebuch, das hinten in einer Schublade vergraben liegt, jahrelang. Es ist der einzige wirklich bemerkenswerte Eintrag darin. Heute Morgen wacht er mit der Erinnerung daran auf. Er kramt das Buch hervor. Er ist überrascht, sich nach langer Zeit so von Neuem zu begegnen. Eindrücke, Bilder und Träume vom Aufbruch am Ende seiner Schulzeit. Die haben ihn getrieben, als er damals eine zentrale Lebensentscheidung getroffen hat. Sie beschäftigen ihn jetzt erneut. Und klarer sieht er sie nun als vor zehn Jahren. Er ist wieder ganz bei sich.

Es ist die damals zwei Jahre zurückliegende Klassenfahrt gewesen, die intensiv verspürte Aussicht, eine auch schon ungeliebte Schulzeit hinter sich zu lassen, selten inspirierend und durch manche fragwürdige Autoritäten geprägt. Vor seinem inneren Auge sind seine Eindrücke dieser Klassenfahrt wieder da: von frühen Anfängen unserer abendländischen Zivilisation und von dem mediterranen Licht, in welchem er ihre Ruinen hat betrachten können. Er hat zu jener Zeit vor allem in Farben und nicht in Tönen gedacht. Also sind ihm damals in Munsterlager Bilder vor Augen getreten. Auch die bildende Kunst und die Malerei sind ihm gegen Ende seiner Schulzeit für kurze Zeit als ein möglicher Gegenstand von Studienplänen erschienen, erinnert er sich. Am Ende haben diese Bilder vordergründig seinen inneren Konflikt mit diesem autoritären, dummen, sinnlosen ‚Verein‘ übermalt, denkt er nun kurz. Dann geht er



diesem tieferliegenden Motiv seiner Wehrdienstverweigerung und seines damaligen Aufbruchs nicht weiter nach. Im Vordergrund hat der Zweifel an dem Krieg in Vietnam gestanden. Die heftige Empörung über ihn erfolgte etwas später. Wichtig gewesen ist ihm die bodenlose Dummheit, mit der sie damals für den Kriegsfall ausgebildet worden sind. Es war eine Art Kriegsspiel, in dem manche seiner Vorgesetzten geradezu begeistert aufgegangen sind.

Er denkt nicht tiefer über die Motive nach, die ihn seinerzeit trieben. Seiner Empörung über die Pose der Autorität, der er dort nach seiner Schulzeit wiederum begegnet ist, nun aber ungleich krasser und ohne jede Chance, in Nischen auszuweichen, ist er allenfalls ein wenig auf der Spur. Doch immerhin, es ist nicht so, wie der Philosoph es gesehen hat: Wir sehen, auf unsere Welt blickend, bzw.- auf den uns gerade wichtigen Aspekt von ihr, mit dem wir umgehen wollen, der uns als Problem herausfordern mag, in aller Regel von uns selbst ab. Im Vollzug unseres Lebens sieht er uns Menschen also *immer in Bewegung nie sich selbst „als Gegenstand vor sich habend*. Das hat Henning kürzlich gelesen. Und dann ist er gleich wieder bei seinen Aufbruchsjahren als Wissenschaftler – und bei seinen Problemen heute. Sie alle sind 1968 Zeugen und mehr oder weniger Beteiligte einer fast weltweiten Revolte gewesen. Die war enorm erfolgreich, auch hierzulande. Und sie ist trotz ihres Erfolgs gescheitert und dann in den deutschen Herbst eingemündet – und hier, in seinem Institut, trugen sie nun die Konflikte darum aus, wie weit ihr Aufbruch damals, und die Motive, die sie seinerzeit vorangetrieben haben, wirklich noch trugen.

**Die gesamte Nachkriegsordnung**, nicht weniger, stand seinerzeit für sie in Frage – und zugleich verblasste der Glanz der alten Linken, wenn es den für sie denn noch gegeben hat. Der Realsozialismus als der Motor eines Fortschritts? Das war von nun an auch einer wachsenden Zahl derer, die sich wie sie als Linke verstanden, äußerst zweifelhaft. Sie sind am Ende der 60er Jahre von ihrem Neuaufbruch begeistert gewesen. Und heute? Henning hat seinen Frühstückskaffee ausgetrunken. Er blickt hinüber zum Schreibrisch. Nein! Er schmeißt seinen Wochenendplan um. Die Idee mit der halben Stelle ist ohnehin nicht akut. Das Semester hat ja schon begonnen. Und Montag wartet wieder die Projektarbeit. Die müssen sie zu Ende bringen, unbedingt, aber sie stecken fest, sie kommen gerade nicht richtig voran. Ihr Team ist überdies geschrumpft, nur noch drei Mann stark. Doch auch das ist jetzt am Wochenende nicht sein Thema. Vielleicht hilft ihm ein Spaziergang, seine Gedanken gut zu ordnen. Das Wetter ist dafür heute gerade richtig.

Er schreitet kräftig aus – erst durch den Park, dann weiter in ein kleines Waldstück. Bunter Herbstwald hier, die Wege nicht zu aufgeweicht und wenig Andere unterwegs. Er geht gern allein. Seine Gedanken gehen noch einmal kurz zurück, zu ihrem Anfang: während seines Studiums und dann zu ihrem Leben hier in dieser Stadt. Sie schweiften weiter zu den fast sieben Jahren hier im Institut. Lehrjahre sind das gewesen, vor allem anderen. Weiter und besser politiknahe Forschung oder lieber ein kleines, aber feines akademisch ausgerichtetes Institut. Darum ging jetzt der heftige Streit. Er schiebt die Gedanken daran bei Seite. Theoretische Debatten sind ohnehin immer nur das eine gewesen. Das andere war die arbeitspolitische Praxis. Neue

handfeste Erfahrungen also, aber auch der konkrete Augenschein der Welt. Viele mochten sie als immer noch, oder schon wieder fest gefügt ansehen. Die liberale Demokratie des Westens als die im Grunde beste aller Welten, die möglich schien. Sein Bild von ihr, nach 1968 ist ein anderes geworden.

Früh in der Jugendbildungsarbeit seiner Industriegewerkschaft hat er sich engagiert. Er hatte es geschafft hat, eigentlich gegen die Regeln ihrer Satzung, dort als Student Mitglied zu werden. Wie *Eisen erzieht* und wie Disziplin den zukünftig abhängig Beschäftigten in der Fabrik anerzogen wird, das ist für ihn damals eine fremde Welt. Die hat Kai erlebt. Vielleicht ist sie ihm aber nicht ganz fremd geblieben. Auf *Befehl und Gehorsam*, ohne Rückzugsnischen, ist er schließlich ja auch für kurze Zeit getroffen. Er und neue Freunde haben danach studiert. Die Sozialwissenschaften haben sie gefesselt. Sie sollten helfen bei der Veränderung der schlechten Wirklichkeit. Und der galt es, sich empirisch zuzuwenden. Betriebsnahe Bildungsarbeit, also vorwissenschaftliche Erfahrung, gewann so ihren Stellenwert. Für sie alle ist sie an ihrem Institut bis auf den Tag wichtig geblieben. Sie wollten sie verändern, diese vorgeblich beste aller Welten. Also mussten sie sie besser kennen lernen, nicht nur aus Büchern. *Bücher lesen macht dumm*, das war für kurze Zeit eine Maxime, die Albert, Direktor ihres Instituts, vertreten hat. Nicht als Gegner von Theorie oder gar Wissenschaft, vielmehr aus Einsicht, wissenschaftlich sehr wohl begründet. Auf die Erfahrungen mit dem wirklichen Leben komme es an. Die gelte es, richtig zu verstehen angemessen zu verarbeiten, auf dem aktuellen Stand der Wissenschaft, deren Theorien und Erklärungskraft gegeneinander abwägend und vielleicht am Ende weitertreibend. So hat Albert damals argumentiert. Um lebendige Erfahrung, frische Empirie ist es auch Kai und ihm immer gegangen. Reisen in die Länder, an die manche noch immer ungebrochen ihre Träume hängten, waren dazu eine Möglichkeit. Sie sind mehr als nur eine gute Chance gewesen, Klarheit zu gewinnen auf der Suche nach einer anderen, einer besseren Welt. Allerdings war die dort nicht zu finden. Doch aus ihrer Welt auszubrechen, dazu blieben sie noch immer fest entschlossen.

**Gefunden haben sie *Träume*, geronnen zu *Gestalt und Enttäuschung***<sup>4</sup>. Heiner Müllers Gedicht kommt ihm in den Sinn. *Jugoslawien, Ungarn, Prag*, das ist ihr Auftakt gewesen, einer der am ehesten touristisch war. *Jugoslawien* hat am Anfang gestanden, nicht nur chronologisch. Hier schien der Sozialismus noch zu versprechen, was in Prag gerade einmal mehr gescheitert war: Vorstellungen von Selbstverwaltung und Arbeiterdemokratie sind für sie damals mit diesem Land verknüpft gewesen. Die Bücher jener Jahre wiesen noch auf solche Chancen hin. Es gab Analysen, die sie beide seinerzeit sehr ernst genommen haben. Eine Fahrt mit der Gewerkschaftsjugend, eine Bildungsreise, hat ihnen die Gelegenheit geboten, die Neugier auf das Land, und zugleich ihren Wunsch nach Urlaub zu verknüpfen. Die Fahrt, war Anlass, vorher viel zu lesen. Nur Bücher zu lesen machte dumm. Aber man brauchte sie, um Fragen zu klären, die man danach an die Wirklichkeit richten konnte.

Es ist eher nur eine Urlaubsreise geworden. Sie haben die berühmte Postojna-Höhle besichtigt, sich an Piran und der slowenischen Adria gefreut. Sie sind durch Ljubljana gezogen. Viel Wein an den Abenden, einige interessante Kolleg\*innen in der Reise-

gruppe. Sie sind über Slowenien nicht hinaus gekommen. Sie haben heiß diskutiert, einmal auch eine Fabrik besichtigt mit Aktiven der Arbeiterselbstverwaltung diskutiert. Nachhaltige politische Eindrücke sind ihnen beiden aber nicht in Erinnerung geblieben, eher kleine private Begebenheiten: das Vergnügen an ein, zwei Kegelabenden. Die slowenische Küche, die ihnen mit dem gekochten Rindfleisch gar nicht Jugoslawisch vorkam. Oder dann doch die Flucht vor Heiner, der sie nach dem Genuss zweier stark knoblauchgewürzter Frikadellen anhauchen wollte. Ihr Weg in eine etwas internationalere Küche, auch Teil der Flucht aus den Elternhäusern, stand noch sehr am Anfang.

**Im darauf folgenden Sommer** haben sie *Ungarn* mit dem Bus bereist. Wieder eine Reise mit der Gewerkschaftsjugend. Sie haben Glück gehabt mit ihrer Reisegruppe. Einige der anderen jungen Gewerkschafter sind damals ähnlich wie sie aufgebrochen, haben politisch ähnliche Fragen gestellt. Doch Antworten darauf hat das Programm nicht geboten – oder eben doch. Ihre Gastgeber aus dem ‚goldenen Westen des Ostens‘ schienen, so ihr Eindruck, selbst nicht überzeugt von ihrem Sozialismus. So sind Eindrücke vom Plattensee, von einer Donaufahrt, von Budapest, von der Fischerbastei und dem Weinkeller dort geblieben. Es gab Schmalzbrote und sehr guten Wein. In lebhafter Erinnerung ist Hennig die Gulaschsuppe und der Eselsritt bei einem Ausflug in die Puszta. Ihrem Reiseleiter zerreißt es die Nähte seiner zu eng sitzenden Hose, als er den Esel reiten will. Bei seinen späteren Versuchen, Gewerkschaftskarriere zu machen und zugleich die kapitalistische Ökonomie sozialpartnerschaftlich zu bändigen wird mehr kaputt gehen.

In ihrer Skepsis haben sie sich damals bestätigt gesehen. Sie sind auf Menschen getroffen, die sich offenkundig längst nicht mehr als Beteiligte an einem Aufbruch in eine neue, andere Welt erlebten. Ihre ungarischen Gastgeber hatten für ihre Gäste auf der Suche nach neuen Orientierungen kaum mehr im Angebot als ein touristisches Programm. Die wiederum haben Landschaften gesehen, die reizvoll gewesen sind, eine Hauptstadt, die von ihrer alten KuK-Geschichte gezeugt hat, in der man an manchen Häusern immer noch Spuren des Volksaufstands von 1956 erkennen konnte - nein einer wirklichen Revolution, der bisher letzten Räterevolution, wie er später in guten Analysen nachgelesen hat - und von einer eher leeren Gegenwart, so leer wie die Aufmarschplätze für den ersten Mai: weit ausgedehnt, fast verödet wirkend, jedenfalls menschenleer.

Gleichwohl, in guter Stimmung sind sie seinerzeit zurückgekehrt. Aber dies blieb die erste und die letzte Bildungsreise ihrer Gewerkschaft in dies Land. Für sie beide freilich war sie sehr wohl lehrreich. Wirklich politisch, und auch wissenschaftlich wichtig aber sind für Hennig die Erfahrungen gewesen, die er als junger Sozialwissenschaftler mit ihrer Gewerkschaft gemacht hat. Sie hat mal zum progressiven Reformflügel des DGB gehört. Bis zu jenem bitter verlorenen Tarifstreik. Mit diesem Streik hat er, noch als Student, erste Forschungserfahrungen gesammelt. Am Institut hat er sie weiter jahrelang beschäftigt. Das Buch dazu, spät genug in gemeinsamer Autorenschaft erschienen, ist sein oder ihr ‚Gesellenstück‘ geworden. Es würde für lange

Zeit der letzte große Streik dieser Gewerkschaft sein. Das war das nüchterne Ergebnis ihrer Analyse, freilich nicht so eindeutig ausgesprochen in dem Buch. Sie hielten lieber ihre Hoffnungen und Hypothesen fest, wollten sie nicht ernstlich in Frage stellen. Also haben sie anschließend Streiks einer anderen Gewerkschaft untersucht, weiter auf Gewerkschaften als Sammel- und auf Streiks als Kulminationspunkte eines Widerstands gesetzt, der vielleicht hinausführen könnte über den institutionell befriedeten Nachkriegskapitalismus. Diesen Ansatzpunkt haben sie in ihrem ersten gemeinsamen Buch energisch verteidigt. Von ihm aus haben sie weitergemacht. Ihre zweite Streikanalyse ist wohlwollend aufgenommen worden von der Gewerkschaft, die den Streik geführt hat. Doch wenn sie ehrlich waren, steckten sie inzwischen mit diesem Ansatz irgendwie fest.

**Einen kurzen Augenblick** grübelt er darüber nach, schiebt die Probleme, die er hier sieht, lieber bei Seite, schweift mit seinen Gedanken erneut zurück. Die Reise nach Prag kommt ihm in den Sinn. Nur am Morgen des zweiten Tages glänzte die Stadt golden in der Sonne. Der Wenzelsplatz hat Erinnerungen wachgerufen, und das touristische Programm lenkte davon wieder ab. Ihr Hotel, direkt am Platz gelegen, ist keine gute Wahl gewesen. Stark angestaubt hat es den Charme geatmet aus der Zeit der KuK-Monarchie. Unabweisbar allenthalben der Eindruck einer lastenden Schwere. Viel später wird Henning Milan Kuderars Roman lesen. Man lebt nur ein Leben und *man wird nie erfahren, ob es richtig oder falsch war, seinem Gefühl gehorcht zu haben*, schreibt der darin. Und das ist ja wahr, dass bei uns Vernunftwesen die Passion immer vorangeht. Die Romanfiguren Kuderars führt die Flucht aus dem die Freiheit erdrückenden Prag in *die unerträgliche Leichtigkeit des Seins*. Kai und Henning haben es bei ihrer Pragreise 1975 leichter. Sie setzten sich in den Bus und fahren dorthin zurück, wo engagiertes Arbeiten und Leben auf sie warten - gründlich desillusioniert, falls sie noch Illusionen gehabt haben, aber immer noch im sicheren Bewusstsein, dass dieses bleischwere Lasten nicht überdauern wird – und dass sie in der richtigen Richtung unterwegs sind. Allerdings, richtig intensiv haben sie beide das damals wohl nicht diskutiert. Henning steht das Jedenfalls nicht vor Augen – anders als das Gedicht, in dem er seine Eindrücke damals festgehalten hat. So ein bisschen hat ihn seine Liebe zur Lyrik eben doch immer begleitet. Vom Spaziergang zurück blättert er in seinem Tagebuch und liest das Gedicht noch einmal nach

#### **Prag 1974**

*Nach beschwerlicher Fahrt, Nürnberg, Bayrischer Wald, Pilsen, Vergangenheit, blenden Scheinwerfer hell auf, vor den Toren der goldenen Stadt.  
Der Geldwechsler steigt in den Bus. Mit routinisierte Geschäftigkeit vergoldet er den Urlaub der Reisenden. Dieser Kurs macht sie platt.*

*Der Wenzelsplatz liegt im Regen, leer, längst wieder von Panzern geräumt,  
Sozialismus mit menschlichem Antlitz, nur wenige, kurze Wochen geträumt.  
Im Hotel steht die Zeit still, KuK-angestaubt schon seit über fünfzig Jahren.  
Nein ihr Reisenden, hier seid ihr nicht in offene, zu erhoffende Zukünfte gefahren.*

*Doch in der Morgensonne erglänzt sie, die goldene Stadt, Brücken und Türme,  
Vergangene Pracht für einen Augenblick, Prager Burg, Fenstersturz, Stürme:  
So viel Hoffnung enttäuscht und wieder zerstoben. Wir stehen frei, sehr alleine.  
Und am Grunde der Moldau, da wandern die Steine,*  
(1975)

Danach hört er wieder Musik, nimmt eines der Bücher zur Hand, die auf dem Stapel der sonst noch wichtigen aber unerledigten Dinge liegt, wartet und freut sich auf Kais Rückkehr. Sie kommt relativ spät, ist geschafft. An diesem Abend reden sie nicht mehr allzu viel, immerhin aber doch kurz über ihre Tagebucheintragungen. Am Montagmorgen dann gewohnter Alltag.

„**langsam könntest du mal wach werden**“. Kai beugt sich über hin. Ein Lächeln spielt um ihre Lippen, und ihre Augen strahlen. Sie will ihm nur einen flüchtigen Kuss geben. Doch er zieht sie herunter, drückt sie fest an sich. Ihre Lippen verschmelzen. Dann sehen sie sich lange an.

„War doch längst wach. Habe nur noch ein wenig gedöst und vor mich hin geträumt. Die zerwühlten Betten laden doch dazu ein.“ Henning setzt sich auf. Kai hat die Gardine schon aufgezogen. Im bunten Laub der Eiche auf der anderen Straßenseite meint er Lichtreflexe zu sehen. Es muss schon etwas später am Morgen sein, und noch einmal Sonne, goldener Oktober. „Überhaupt, warum bist du schon auf den Beinen? Ist gestern doch spät geworden – und sehr lebendig. Du musst heute nicht in die Uni. Und wir haben doch vereinbart, dass ich heute erst mittags ins Institut gehe.“

„Ich bin hier halt der Frühaufsteher. Und einer muss ja Kaffee kochen. Außerdem habe ich extra Brötchen geholt. Nur Frühstückchen möchte ich nicht alleine. Also raff dich jetzt mal auf.“ Kai steht auf und wendet sich zur Tür. Dann dreht sie ein wenig ihren Kopf: „aber ich wollte dich ruhig etwas länger schlafen lassen. Vor allem aber wollte ich dir sagen, dass es gestern Abend schön gewesen ist – und danach auch.“

Henning springt aus dem Bett. Über den langen Flur läuft er an der Küche vorbei zu der kleinen Duschecke, dort wo in dieser Altbauwohnung früher Mal die Speisekammer gewesen ist. Nach der Studentenwohnung in H. haben sie sich hier ganz gut eingerichtet, allerdings immer noch etwas provisorisch: preiswerte drei Zimmer, unprofessionell von ihnen selbst renoviert, neue teure Möbel aber immer noch nur ein Kohleofen. Und alles ganz nah am Institut gelegen, schlichtes Viertel mit älteren Mietshäusern, gegenüber der kleine alte Friedhof. Unter der Dusche lässt er den Abend Revue passieren. Nachdem Kai ja schon seit drei Tagen zurück gewesen ist, haben sie erst gestern Zeit gefunden länger zu reden. Dass es für seine Weiterbildungsvorstellungen in diesem Jahr ohnehin schon zu spät war, hat er ihr aber gleich am Sonntagabend gesagt. Das hat die Lage entspannt. Aber dass er diese Überlegungen ernsthaft angestellt hat, hat Kai nicht nachvollziehen können. Er und seine

Kollegen würden den Forschungsbericht und das Buch zu ihrer darauf folgenden Streikuntersuchung doch ganz sicher fertigstellen, hat sie gemeint. Damit sei er doch erfolgreich und ausgewiesen. Weshalb dann die volle feste Stelle selbst in Frage stellen? Darauf habe er doch fünf Jahre hingearbeitet. Also: abwarten und Tee trinken. Sie sind auf ein, zwei Bier und eine Kleinigkeit zu Essen im „Pökelfass“ gewesen, haben nach Sonntagabend nochmals über ihren Besuch in H. gesprochen – und über ihre gemeinsame Entscheidung, sich nun definitiv nach einem Reihenhause am Rande der Stadt umzusehen. Es wird fast ein Jahr dauern bis das Haus bezugsfertig steht, auch dann, wenn sie rasch das richtige finden. Aber dann wird die Zeit vorbei sein, gut sieben Jahre immerhin, in der sie unter mehr oder weniger provisorischen Bedingungen gewohnt haben, jetzt sozusagen in einer Art besserer zweiter Studentenbude.

Beim Frühstück sind sie aufgeräumter Stimmung. Kai blickt tatkräftig nach vorn, wie immer eigentlich. Morgen am späteren Nachmittag trifft sie sich hier in ihrer Wohnung mit drei Kommilitonen. Es geht um ein gemeinsames Referat. Kai hat die Aufgabenverteilung untereinander schon ganz klar im Kopf. Aber die müsse sie den Anderen ja erst mal verklickern. Er, Henning, könne morgen also ruhig lange im Institut bleiben, den heutigen Vormittag ausgleichen. Am Wochenende wollen sie erneut die Tageszeitungen nach Angeboten für Reihenhäuser durchsehen. Die vor eineinhalb Wochen waren ja schon nicht so schlecht. Henning lässt sie das alles so planen. Zwei, drei Mal sind seine Gedanken derweil schon wieder im Institut, bei seinen Problemen. Aber er bringt sie nicht zur Sprache. Es sind seine. Sie zu besprechen würde nicht weiter führen. Der Alltag ist hier wie dort weithin vorgezeichnet. Und der hier bietet gerade angenehme Aussichten. Mit dem Geld aus dem Grundstücksverkauf könnten sie ohnehin nichts Besseres tun, als ein Haus zu kaufen. Aus dieser zweiten Studentenbude will auch er gerne heraus – und im Institut geht es ja wirklich darum, sich festzusetzen, so oder so.

Sie wollen die Stimmung dieses Morgens festhalten. Sie tut der Seele gut. Ihre Träume helfen über die etwas fragile Wirklichkeit hinweg. Sie tauschen ein paar Sarkasmen über jüngste gewerkschaftliche Erfahrungen aus. Kais erfrischendes Lachen ist ein Versprechen: Sie haben zusammen viel vor, und sie teilen den gleichen kritischen Blick - und den Augenblick. In ihrem immer noch zerwühlten Bett kosten sie ihn aus. umschlingen sich, saugen den Atem des Anderen ein, lassen zuletzt erschöpft voneinander ab, erliegen der unerkannt schwärenden Wunde.

**Ein solcher Morgen**, der trägt einen für eine Weile. Und wenn einen der Alltag doch wieder unsicher macht, im Institut oder privat, dann helfen entweder Arbeit oder Erinnerungen. Wenn er sich hin und wieder fragt, was Kai wirklich wichtig ist, und dazu setzt er in den nächsten Wochen doch manches Mal an, dann geht er dieser Frage nicht wirklich nach. Seine Gedanken schweifen eher in Erinnerungen ab: zu ihrer Cuba-Reise vor zwei Jahren.

Für manche in ihrer Reisegruppe schien oder war das eine Reise in das Herz der eigenen Träume. Cubas Sozialismus unter Palmen und mit Milchkühen am karibischen Meer, den haben sie ziemlich lebendig erlebt. Kai ist geradezu begeistert gewesen - trotz der etwas verfallenden, aber noch malerischen Altstadt Havannas, oder auch gerade wegen ihres besonderen Flairs. Die neuen Schulen - ohne eine derart autoritäre Schulordnung, wie sie sie ein Jahr zuvor in Halle erlebt hatten, stattdessen mit Gesprächen nicht nur mit Lehrern -, die medizinischen Versorgungszentren über das Land verstreut, vor allem aber die Menschen, die sie allenthalben getroffen haben, meist außerhalb des offiziellen Programms, voller Stolz auf das Erreichte und ihr Land, das alles war ein Hoffnungsschimmer – auch dann, wenn man nicht ohne Skepsis dorthin reiste und auch nicht ohne kritische Fragen zurückkehrte.

In St. Clara, Einschusslöcher in den Mauern des Hotels, Spuren einer Revolution, die noch nicht allzu weit zurücklag – und erfolgreich gewesen ist, anders als in Ungarn fast zur gleichen Zeit. Und beim Abendspaziergang durch die Stadt das offene Fenster an der Volkshochschule. Sie konnten hören, dass dort deutsch gesprochen wurde, mit etwas sächsischem Akzent. Sie sind hineingegangen, der Unterricht wurde abgebrochen, Sie haben ein offenes Gespräch geführt, später fortgesetzt in einem Lokal in kleinerer Runde bei einem Glas Rum. Kontakte sind überall möglich gewesen. In Camaguay auf einem kleinen Nachbarschaftsfest, spontan organisiert mit ihrer kleinen Gruppe von vielleicht acht Touristen, mit der sie da am Nachmittag vorübergekommen sind: Der Plattenspieler von links, ein paar Getränke von rechts und schon waren sie im fröhlichen Gespräch. Und in Havanna auf der Straße, fast jeder, den man angesprochen hat, mochte Auskunft geben, hatte zu berichten, was besser geworden ist seit der Revolution. Alle hatten aber auch Fragen an die Besucher. Nie aber sind sie darauf angesprochen worden, ob sie günstig Geld tauschen wollten. Keine Schwarzmarkt in Havanna. Und die Kunst schien lebendig. Auf den Plakaten am Weg und beim Besuch einer Kunstausstellung. Farbig, vom sozialistischen Realismus jedenfalls nicht die kleinste Spur. Moderne Lagerhallen in Cienfuegos, von wo das Zuckerrohr eingeschifft wird für die UdSSR - gewiss, da sieht man, dass dieses Land am Tropf hängt. Sichtbar sind aber auch erste kleine Schritte, heraus aus seiner Monokultur, ererbt von der United Fruit Company. Und dann die ganz alten Traditionen: in der Tabakfabrik, wo jetzt auch Frauen die Zigarren drehen und immer noch ein Vorleser Artikel aus der Tageszeitung vorliest, der Granma.

Allerdings die Granma, das Schiff, in Havanna vor dem Revolutionsmuseum ausgestellt, und vor allem das Museum selbst; das ist dann doch eine Zur-Schau-Stellung gewesen von Reliquien der Revolution; oder bei den Jungen Pionieren, das Mädchen, das mit verbundenen Augen die Kalaschnikow zerlegt und neu zusammensetzt in wenigen Sekunden; da hat man eben doch gespürt, wie Identifikation erzeugt wird, und man hat gezweifelt, ob das selber Denken und auch Tun hier wirklich angestrebt wurde. Trotz der US-Invasion an der ‚Schweinebucht‘ ist da ein Unbehagen geblieben. Auch in Havanna ist das so gewesen: der Platz der Revolution, das Denkmal. Von Jose Marti, Parolen und ein Bild von Che Guevara auf den Häuserwänden, als sie diesen Platz sehen: Sicher, niemand wurde in Heldenpose dargestellt. Doch

menschenleer und weit, hinterlässt der Platz doch ein zwiespältiges Gefühl. Hier versammeln sich die Massen und lauschen Fidel Castros vielstündigen Reden. Ernesto Cardenal berichtet am Schluss des Buches von seiner Cuba-Reise über 25 Seiten hinweg von einer solchen Rede vor einer halben Million Menschen, die sich schon Stunden vorher auf dem Platz versammeln. Er charakterisiert die dreistündige, also kurze Rede am Tag der Revolution als *Unterricht*. Das sei Rede die improvisiert und spontan wirke, *ohne oratorische Effekthascherei*, die keinen Beifall suche, keine demagogischen Tricks verwende. Er beschreibt, wie die Menschen in der Menge sich verhalten. Sie applaudieren nicht manisch, sie hören zeitweilig nicht zu, sprechen miteinander, werden dann aber doch wieder zu Beifallsstürmen hingerissen usw. Vielleicht hat Cardenal eine frühere Aufbruchsstimmung intensiver erfasst. Vielleicht muss man eine solche Rede gehört haben, um eine Inszenierung auszuschließen, die umschlagen kann in populistische Verführung - und in jene Dialektik von Masse und Macht, von der Elias Canetti geschrieben hat.

Jedenfalls, so denkt Henning schon damals, muss es zum Zeitpunkt dieser Reden auch schon wieder um die Durchsetzung einer neuen Herrschaftsordnung gegangen sein, die sich in wichtigen Teilen in einem verborgenen Raum vollzogen hat, der hinter diesen großen öffentlichen Reden verborgenen geblieben ist. Für ihn vermischen sich Sympathie und Skepsis. Letztlich jedoch sind alle ihre Eindrücke geprägt von einer wunderbaren Urlaubsstimmung. Sie haben Weihnachten im Atlantik, Sylvester in der Karibik gebadet. Kai wäre am liebsten da geblieben, hat sie damals gesagt, natürlich nicht wirklich ernst gemeint. Er hat dagegen betont, dass das dann Alltag wird und in anderem Licht erscheinen muss. Sein Bild war damals schon zu gut geschärft durch den gründlich ernüchterten Blick auf den Realsozialismus. Er ist vermutlich realistisch gewesen, weil er neben unbestreitbar positiven Veränderungen auch die Ambivalenzen gesehen und verspürt hat. Er hat sie seinerzeit in einem Gedicht festgehalten. Seit dieser Zeit beginnt er verstärkt damit, welche zu schreiben:

### **Kuba 1976**

*Eine Reise, um in's Herz unserer Träume zu schauen.  
Lange gleitet der Flieger über das grüne Land,  
überflogene Schulen, erste Zeichen der Freiheit  
zu lernen, zu wissen, das eigene Feld zu bebauen.*

*Am Weihnachtsabend von Atlantikwellen getragen,  
einen Daiquiri geschlürft unter Palmen am Strand,  
die Montechristo, verträumt-blaue Nebelschwaden,  
Sozialismus in der Karibik, auf Land und Leute gespannt.*

*Auf Straßen und Plätzen, oft ganz zufällig getroffen,  
in der Schule oder im Garten sitzend, vor ihrem Haus,  
sie schienen fast glücklich, waren freundlich und offen,  
sie luden uns ein, erzählten und sie fragten uns aus.*



*Der alte Barkeeper, zu stolz als dass er ein Trinkgeld nähm',  
in einer Bar, wo die Zeiten merkwürdig steh'n und vergehn,  
als tränk' Hemingway seinen Cocktail, hier unter diesen Leuten,  
er stand uns für Vergangenheit, für Zukunft, für Möglichkeiten.*

*Öfters meinten wir so, dass wir hier Neues fänden,  
noch nicht stranguliert von staatlicher Bürokratie  
und nicht mehr ausgebeutet von der United Fruit Company,  
Gegenwart, Zukunft und Hoffnung unter Palmen an Stränden.*

*Ach, noch nicht geronnen die Träume zu Gestalt und Enttäuschung.  
Doch vorm Museum die Granma, auf dem Trock'nen, ihre Fahrt liegt weit,  
drinnen Che's Bilder, und auf den Plätzen Ikonen. Die Revolution:  
ausgezahlt im Alltag mit kleiner Münze, schon zerrieben im Malstrom der Zeit?*

*Auf dem Rückflug die dänischen Pioniere, Erntehelfer im Zuckerrohr,  
sangen Arbeiterlieder, träumten verspätete Träume und sofften ihr Bier.  
Von Schweiß, Rum, alten Träumen auch blind, allzu leicht tumber Tor,  
Glückliche Steinträger, die unter uns und wir im Flugzeug, auch wir.*

(1977)

**Henning steht am Fenster.** Nach heftigem Regen gestern ist dies heute ein richtig schöner spätsommerlicher Tag. Unten auf dem Rasen hinter dem Institut spielen ein paar Jungen Fußball. Gleich nach der Schule raus, so wie ich vor zwanzig Jahren, denkt er. Er hält noch die beiden Seiten Text in der Hand. Gerade eben in die Schreibmaschine gehämmert – und dann abgebrochen. Er knüllt sie zusammen und wirft sie in den Papierkorb. Sie stecken nach wie vor fest. Es ist der dritte oder vierte Anlauf zu dem gleichen Kapitelentwurf für das Buchmanuskript. Er ist der Vielschreiber in ihrem Team. Aber er ist von der Kritik der Anderen und den Vorgaben von Werner, dem älteren, Lehrer seit seiner Studienzeit und ein wenig vielleicht auch väterlicher Freund, nicht wirklich überzeugt. Sicher sie arbeiten verbissen an ihrem Forschungsprojekt. Das gilt erst recht seit Werner nach seinem Gespräch mit Albert und dessen Kritik vor kurzem erklärt hat: *Entweder wir machen den Schwerpunkt dicht, oder wir konzentrieren noch einmal alle Kräfte.* Natürlich hat Werner das nicht als ernsthafte Alternative gemeint. Er hat schlicht Druck aufgebaut. Er ist da schon auf dem Weg zu seinem Lehrstuhl für Arbeiterbildung, und er will wirklich die Weiterentwicklung ihrer Arbeit hier in ihrer Forschungsgruppe sichern. Dafür aber hätten sie vor allem eine selbstkritische Diskussion gebraucht. Seit acht Jahren, da ist er als studentische Hilfskraft in das erste Projekt eingestiegen, haben sie ihren ursprünglichen Ansatz hartnäckig weiter verfolgt. Und sie sind ja auch besser geworden in dieser Zeit, bei ihrer zweiten Streikstudie schneller und mit recht guter Resonanz. Zu ihren engeren Kooperationspartnern in den Gewerkschaften haben sie einen stabilen Kontakt. Inzwischen auch zu einigen Wissenschaftlern an der Universität an die Werner wechseln wird. Aber sie kommen so wenig weiter wie die Gewerkschaften, dieses ‚obskure Objekt ihrer Begierde‘. Sie stecken wirklich fest. Sie haben in den sieben Jahren vielleicht einmal über drei, vier Monate hinweg etwas intensiver theo-

retisch gearbeitet. In einer der wenigen Diskussionen die es damals auch mit Albert gegeben hat, hat der vor zwei Jahren einmal ein zwei Sätze zu ihm gesagt, die ihn seither umtrieben: Es sei so ziemlich das schwierigste, was man sich vornehmen könne, auf der Höhe der Zeit eine theoretisch fundierte Position zu den Möglichkeiten weiterer gewerkschaftlicher Politik zu entfalten.

Dem war nicht zu widersprechen. Aber damit müsste man angemessen umgehen. Doch ihr Problem war, dass andere dieses Feld in der innerwissenschaftlichen Diskussion besetzt hielten, während sie nicht vorankamen. Die Gewerkschaftstheoretiker in der Zunft, das waren also Andere. Sie hingegen kamen mit ihrem Anspruch nicht wirklich voran. Weder in innerwissenschaftlichen Debatten, noch bei dem Versuch, den Gewerkschaftern, die sich mit ihren praktischen Problemen herumschlugen, eine Analyse ihrer Handlungsbedingungen zu liefern, die ihnen wirklich weiterhelfen würde. Er, Henning hatte zuletzt allein einen neuen Anlauf dazu unternommen. Er wollte aus den Erfahrungen aus nun schon drei Forschungsprojekten heraus versuchen, zu einigen verdichteten theoretischen Überlegungen zu gelangen, mit denen man auch in der akademischen Debatte bestehen könnte. Aber Werner hat darauf bestanden, dass sie als Team nur gemeinsame Produkte vorlegen sollten. Und für einen so ambitionierten theoretischen Text bräuchten sie noch Zeit. Dann hat er sich auf Detailkritiken verlegt und durchblicken lassen, dass er sich im Zweifel von einer Einzelveröffentlichung auch distanzieren könne. Um die größeren Linien von Hennings Versuch ist es erst gar nicht gegangen. Letztlich haben sie sich festgefahren. Ihre gemeinsame Arbeit müsste so austrocknen, dachte Henning hinterher. Zentrifugale Kräfte wurden stärker. Einer von ihnen machte inzwischen sogar eine Psychotherapie. Und er selbst? Er konzentrierte sich auf den Bericht zu ihrem neuen empirischen Projekt. Er vertraute seine theoretischen Überlegungen seinem Tagebuch an. Er schrieb seine Aufsatzentwürfe erst einmal für die Schublade.

Nun geht Henning zurück an seinen Schreibtisch, holt sein Tagebuch aus seiner Tasche hervor. Derzeit nimmt er es gelegentlich mit ins Büro, will diesen oder jenen Gedanken sofort festhalten können. nun blättert darin:

*Überhaupt diese Forderung nach dem entfaltetem, relativ geschlossenen theoretischen Ansatz: Wir üben Kritik an einer unfertigen Wirklichkeit, die sich selbst kritisiert, und wir können dies nur mit unfertigen Konzepten, mit denen wir dieser Wirklichkeit ‚hinterherlaufen‘ – und, wenn es gut geht, früh genug merken, wie die Wirklichkeit auch unsere Konzepte kritisiert, historisch relativiert. (...) Was mich reizt, ist wirklich einen methodischen Erfahrungsbericht zur Metallstreikuntersuchung zu schreiben, der einigermaßen reflektiert ist – also ein wenig die Literatur aufnimmt und dann vor allem die eigene methodische Bewegung in ihrer Funktion für die Gewinnung bestimmter Erkenntnisprozesse nachzeichnet. Die allgemeine Gewerkschaftstheorie kann mir fürs erste gestohlen bleiben.*

Ach ja! Das hat er vor einigen Monaten so geschrieben – sich dann wieder auf ihr gemeinsames empirisches Projekt geworfen und Werners Vorgaben geschluckt.

Aber die an der Uni gelernte Theorie hatte er schon drauf. Und zu ihren Methodenerfahrungen würde er sicher noch einen Aufsatz schreiben. Doch jetzt ging es um, den Forschungsbericht. Der letzte Satz seiner Tagebuchnotiz war schlicht und einfach richtig. Sie mussten diesen Bericht hinbekommen, und da ging es nicht um große Theorie. Es ging um die Analyse dieses Stahlstreiks. In den war die IG Metall geradezu hineingestolpert, ganz anders als der Arbeitgeberverband, der früh strategisch klug gehandelt hatte. Das Interview mit deren Geschäftsführer war da im Ergebnis eindeutig. So gesehen war der Stahlstreik geradezu exakt spiegelbildlich zu dem Metallstreik ein knappes Jahr zuvor abgelaufen. Das alles konnten sie haarklein in ihrem Bericht aufzeigen – und selbstverständlich waren die Metalller, die bei diesem Streik maßgeblich in der Verantwortung standen, darüber ziemlich sauer. Positive Feedbacks konnten die drei nicht erwarten.

Nur hatten sie als Wissenschaftler noch ein ganz anderes Problem: Was wäre denn realistisch drin gewesen, bei diesem ersten Kampf um den Einstieg in die 35-Stunden-Woche? Was war denn aufrechtzuerhalten von der ziemlich abstrakten Vorstellung, dass Streiks Brennpunkte eines gewerkschaftlichen Widerstands sein sollten, der aus sich heraus über die bestehenden Verhältnisse hinaustreiben müsste? War es nicht eher so, dass die Gewerkschaften letztlich vor allem darum bemüht waren, ihre Positionen in einer Art institutionellem Machtgefüge zu behaupten und jedenfalls nicht zu gefährden. Und wie war ein solches Ergebnis mit der Branchenanalyse zusammenzubringen, die sie nach dem Streik für ihre Untersuchung erstellt hatten? Der Strukturwandel in der Branche würde sich absehbar massiv fortsetzen. Seine Bildungsarbeitserfahrungen in der Branche sind ebenfalls ernüchternd gewesen. Eine Woche lang hat er täglich mit vierzig bis fünfzig gewerkschaftlichen Vertrauensleute über ihre enttäuschten Erwartungen und ihre Erfahrungen mit Streik und Aussperrung diskutiert. Der erste Bevollmächtigte der IG Metall hatte ihm am Ende gedankt. Es sei ihm hervorragend gelungen, die aufgebrachten Kollegen *vom Baum runter zu holten*. Das lag nun sechs Monate zurück, und mit ihrem Forschungsbericht zu diesem Streik kamen sie nicht voran. Ein Wust von Widersprüchen und Baustellen, in denen sie feststeckten. Doch für grundlegendes Nachdenken fehlte schlicht die Zeit. Es ging dabei zudem nicht nur um seine Wissenschaft, sondern zugleich immer auch um seine, um ihre unterschiedlichen persönliche Antriebe dazu. Letztlich kamen dann immer auch philosophische Vorannahmen ins Spiel. Aber das macht er sich nicht wirklich klar. Er setzt sich erneut an seine Schreibmaschine.

**Am Nachmittag** hat er immerhin einige Seiten zu Papier gebracht. Der Termin mit der Bezirksleitung der IG Metall ist schon fest vereinbart. Mindestens eine Rohfassung ihres Berichts muss dazu in zwei Wochen raus. Und die soll möglichst verdaulich sein für die Kollegen dort, die ihre Kritik ja treffen wird. In der nächsten Woche will er mit seinem Teil fertig werden. Aber dieses Wochenende wird er sich nicht verderben. Kai und er werden morgen ihre Baustelle besichtigen. Der Rohbau einiger Reihenhäuser ist fast schon fertig hochgezogen. Bei dem Fünferblock, zu dem ihres gehört, geht es etwas langsamer voran. Danach werden sie am Stadtrand spazieren gehen, heute Abend das Wochenende ganz entspannt einläuten.

Sie reden dann aber doch über ihre Arbeit. Kai erzählt von der Sitzung des Senats der Universität, amüsiert über den Auftritt des einen oder anderen Profs. Sie ist da als Studentenvertreterin dabei. Er berichtet kurz von dem inzwischen vereinbarten Termin bei der IG Metall, aber bloß nicht Näheres über das Projekt. Sie finden ihr gemeinsames Thema bei den Metallern aus der Stahlindustrie, mit denen sie aus der Zeit ihrer Bildungsarbeit zu tun gehabt haben, in einem der großen Stahlwerke hier im Revier. Unversehens sind sie bei Erinnerungen an die Reise mit dem örtlichen Bildungsausschuss in die DDR. Die liegt auch schon wieder mehrere Jahre zurück. Sie haben sie ganz lebendig neu vor Augen. Einmal mehr frischen sie einige Anekdoten auf. Sie freuen sich wenn sie ein gleich erinnertes Ereignis mit fast gleichen Worten wieder lebendig werden lassen – ein- zwei Mal mit einigem Sarkasmus. Eigentlich ernüchternde Erfahrungen können sie so ziemlich locker Revue passieren lassen. Ihre Stimmung ist durch die Vorfreude auf das Wochenende bestimmt.

Sie reden noch einmal von ihrer Besichtigung von Halle-Neustadt, angekündigt als eine *Sozialistische Wohnstadt*: Graue Betonblöcke – und vereinzelt dazwischen ein wenig ‚Kunst am Bau‘ - in Gestalt von Erinnerungen an die Geschichte der KPD, an Max Hölz und die Kämpfe im dortigen Industriegebiet in den frühen Zwanzigerjahren. Bissig erinnert Kai an den Betriebsratskollegen aus dem Stahlwerk, der zu den Wohnungen in den Plattenbauten seinen Kommentar abgegeben hat: Was würden sie denn bei den festen Einbauküchen machen, wenn man sich in drei Jahren eine neue Küche holen wolle hat der tatsächlich gefragt. Außerhalb des Programms dann ihr Spaziergang durch die Altstadt von Halle. Sie muss einmal schön und wohnlich gewesen sein diese Stadt. Lebendig und bunt ist heute jedoch allein die Hauptstraße. Nur hier sind die Fassaden farbig, die Häuser restauriert. Sonst wirkt die ganze Stadt grau, öde, fast unbewohnt. Die *Flamme der Revolution*, ein Denkmal in einer kleinen Grünanlage Rande der Altstadt, kann hier keinerlei wärmendes Licht auf eine ziemlich trostlose Gegenwart werfen. Die zwei oder drei Mitglieder aus ihrer Besuchergruppe, gewerkschaftliche Vertrauensleute der IG Metall in feiner Ausgehkluft, die sich davor für ein Foto aufgestellt haben, wirken alles Andere als revolutionär. Wahrscheinlich haben sie sich für eine Abendveranstaltung in Schale geworfen. Ein Theaterbesuch hat damals zum Programm gehört.

Dann fällt ihnen *das* Foto zu der Betriebsbesichtigung ein. Kai sitzt mitten in einer Runde von Gewerkschaftern – mit rotem Kopftuch, und direkt unter dem unausweichlichen Bild von Erich Honecker! Sie hocken nach dem Rundgang durch das Werk mit Mitgliedern der Betriebsgewerkschaftsleitung zusammen. Die ostdeutschen Gewerkschafter haben über ihre Arbeit berichtet. Die meisten Details sind ihnen beiden jetzt nicht mehr präsent: Sehr genau erinnern sie aber eine Episode. Eine Kollegin hat erzählt, dass die BGL eine Näh-Gruppe eingerichtet habe – und Kai hat dann zur großen Verwirrung aller sofort eingehakt. Sie hat gefragt, ob die auch, oder gar insbesondere, für Männer eingerichtet worden sei. Die ostdeutsche Kollegin reagiert mit großem Unverständnis. Kai erklärt, sie habe gemeint, hier im Sozialismus müsse es doch auch darum gehen, die Arbeit zwischen den Geschlechtern auch im privaten Bereich neu zu verteilen, und das Nähen oder Stricken habe sie als junges Mädchen

jedenfalls noch zu Hause oder auch in der Schule gelernt. Die Geschichte haben sie ihren Freunden später gerne erzählt, das Foto dazu herumgereicht.

**Einstimmung auf die nächste Woche**, Sonntagabend. Henning will noch einmal seine Wochenplanung durchgehen. Doch seine Gedanken schweifen ab. Erneut gehen ihm die Erinnerungen an ihre Fahrt nach Halle durch den Kopf, an die ernüchternden Erfahrungen, die sie eigentlich nicht überrascht haben die gemeinsam geteilten Einschätzungen, zu denen sie gelangt sind. Zu Zeiten des damaligen „Taufwitters“ wurde, ein wenig überraschend, plötzlich die DDR zum Ziel einer Bildungsreise des örtlichen Bildungsausschusses. Henning und Kai haben damals in dieser Verwaltungsstelle Bildungsarbeit gemacht. Vor allem darüber hat er sich einen nüchtern-kritischen Blick auf die Zukunft der Montanindustrie erarbeitet. Die Männer, die in den Jahren des Wiederaufbaus *das Eisen erzog* und auf die sie dort stießen, mochten dem bisweilen nur widerstrebend folgen. Allein Schorsch, ja der mit dem neuen Opel Manta, einer vom Rande der verfestigten Machtstruktur im Betriebsrat der Hütte, freigestellt endlich auch er, aber noch recht dicht bei seinen Kollegen vor Ort, allein Schorsch, der auch im Betrieb manchmal unbequeme Wahrheiten aussprach, ausgestattet mit ein wenig Narrenfreiheit, ein ganz klein wenig Till Eulenspiegel und viel flandrischer, nein deutsch-polnischer Bauch in einem, Schorsch also hat, offen und hell-sichtig fast, die Grenzen der alten Massenstahlproduktion beschrieben: Sie haben Panzerschichten gekloppt in den fünfziger und frühen sechziger Jahren, Brammen und noch mal Brammen produziert für die Werftindustrie. Die Maloche hat ihre Tage aufgefressen. So, wie er das damals erzählt, klingt der Stolz auf die eigene körperliche Leistungskraft durch. Auch bemerkt man einiges an Genugtuung über die errungene gewerkschaftliche Macht, gerade hier, wo der erste Streik stattgefunden hat zur Verteidigung der Montanmitbestimmung. Aber auf der Hütte haben sie wenig neu investiert und schon gar nicht auf Spezialstähle umgestellt. Heute, also zu der Zeit von Hennings Bildungsarbeit dort, aufgekauft von einem größeren Konzern, stocken die Investitionen am Standort erst recht. Andere Betriebsräte auf der Hütte schweigen sich darüber aus. Die Diskussion mit allen zu vertiefen, standortbezogene Risiken genauer zu klären, zu überlegen, ob nicht im Konzernbetriebsrat gemeinsame Forderungen gefunden und entsprechende Schritte vereinbart werden könnten, dagegen sperren sie sich in der Interessenvertretung der Konzerntochter. Bei der Konzernmutter würden die Betriebsräte sich ja noch mit Sie ansprechen meinen einige – und beschwören so ihre eigene, besondere gewerkschaftliche Tradition. Letztlich verdrängen sie drohende Risiken für ihren Standort, verschließen die Augen, warten ab, vertrauen auf eine abstrakte gewerkschaftliche Macht.

In den Vorbereitungsseminaren des örtlichen Bildungsausschusses für das kommende Bildungshalbjahr geschieht all dies. Im Grunde gehört es alles zur längeren Vorgeschichte des Streiks, den sie später untersucht haben. Eine Woche lang bereiten sie das örtliche Bildungshalbjahr der IG Metall vor, in einem idyllisch gelegenen Heim an Niederrhein. Die unverstellte Wirklichkeit, ein realistisches Bild möglicher Zukünfte ihrer Hütte und der darauf bezogenen eigenen Handlungsmöglichkeiten herauszuarbeiten, ist nahezu unmöglich. Die abstrakten Diskussionen hingegen über die Ursa-

chen der Wirtschaftskrise, Ölkrise oder normaler Kapitalismus, und die wenig ver­fänglichen Debatten über die Geschichte der gewerkschaftlichen Vertrauensleutear­beit fallen leicht. Heiße Diskussionen in den Arbeitsgruppen und auch noch abends beim Bier, sogar noch am abschließenden Grillabend heftige Debatten mit dem ers­ten Bevollmächtigten der IG Metall über den grundsätzlichen Charakter der ökonomi­schen Krisenentwicklung seit 1974 und die Zukunftschancen der Stahlindustrie.

Später zurück von dem Seminar, spät abends sind Henning und einige seiner Wis­enschaftlerkollegen auf der Terrasse des Hauses gesessen, in dem die erste Wohngemeinschaft eingezogen ist von ehemaligen Studenten der Germanistik, Poli­twissenschaft, Mathematik, die in dem wiedergegründeten Forschungsinstitut ihre Arbeit aufgenommen haben, der Arbeiterklasse, oder dem, was sie dafür hielten, nacheilend. Auf jener Terrasse also, von der aus man über offenes Land, Getreide­felder und Wiesen diesen Blick auf die beleuchteten Hochöfen eines der drei Stahl­werke ihrer Stadt hat, da hat es Albert ganz nüchtern gesagt, derjenige unter ihnen, der nicht allererst durch den Zeitgeist der Marx-Renaissance geprägt gewesen ist: „In fünfzehn Jahren gibt es das alles nicht mehr“. Wie er jetzt daran zurückdenkt, ist sich Henning nicht sicher, ob sie, die jüngeren, geprägt durch die Studentenbewegung und mit dem theoretischen Wissen aus den ‚blauen Bänden‘ an das Institut gekom­men, diese Sätze alle ganz ernst genommen haben. Aber wenn er sich heute die Branchenanalyse vor Augen führt, die sie für ihre Stahlstreikstudie erstellt haben.... Er könnte damals nicht so falsch gelegen haben ihr Institutsdirektor.

Sie, die jüngeren haben an dem Abend noch ziemlich optimistisch nach vorne ge­blickt. Aber sie waren eben auch kritisch auf Abstand bedacht zu dem, was bean­spruchte, praktischer Gegenentwurf zu sein. Und ‚Arbeit und Leben‘ bot dann ein, zwei Jahre später eben diese Bildungsreisen in die DDR an. Der örtliche Bildungsausschuss der IG Metall fand das attraktiv. Jedenfalls wollten die Betriebsräte das in Augenschein nehmen, was sich Sozialismus nannte. So fuhren sie zweimal, je eine Woche lang nach Halle. Sie; das waren drei Wissenschaftler aus ihrem Institut, er zusammen mit Kai, vielleicht fünfzehn ehrenamtlichen Funktionäre der IG Metall. Da­runter einige Betriebsräte jener Generation, die 1969 mit den Septemberstreiks ziem­lich spektakulär nach vorne gedrängt ist, aufgebrochen, um ihre Arbeitswelt gründlich zu verändern, weiter ein paar Jugendliche aus der darauf folgenden Generation, aber auch einige, die sich längst eingerichtet hatten - in den institutionellen Strukturen von Gewerkschaften, Mitbestimmung, Tarifpolitik. Und Sie haben wahrlich zwei Bildungs­reisen unternommen: lehrreich und ernüchternd – für den, der immer noch auf der Suche war.

**Zwei Fahrten**, mit eigenen PKWs, authentischen Eindrücken an der stacheldraht- und wachturmbewehrten Grenze, auf der Raststätte in der Magdeburger Börde und auf der Weiterfahrt über Land, am Wege eher triste Ortschaften. Es war eine Reise in diesen, dem eigenen Anspruch nach ‚real existierenden Sozialismus‘ mit vollgepack­tem Programm: Betriebsbesichtigungen, Diskussionen mit Experten, der Leitung ei­ner Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft, einer Betriebsgewerkschaftslei-

tung, der örtlichen Parteigliederung, Theater- und Museumsbesuchen, Ein Gemisch von Distanz und Neugier hier, bemühter, beredter und entlarvender Selbstdarstellung dort. Nahezu alle Vorbehalte haben sie bestätigt gefunden: verheerend der Auftritt dieser altstalinistischen Führerin im Potsdamer Schloss Cecilienhof mit ihren ungebrochenen Klitterungen einer Geschichte, die doch heillos ist. Auf Schlesien habe Stalin seine Hand gelegt, dies sei für Polen, habe er gesagt und wenig sei deshalb zerstört worden beim Vormarsch dort – dafür vorher alles beim Warschauer Aufstand, als die Rote Armee abgewartet hat, hat Henning bei sich gedacht. Ernüchternd die Betriebsbesuche und Diskussionen, die preußisch-militärische Klassenordnung beim polytechnischen Unterricht, für ihn den späten „68er“ wie ein Schlag ins Gesicht, deprimierend die Museumsbesuche, ernüchternd die Diskussion mit Repräsentanten der örtlichen Parteien, Geradezu genüsslich ließ der SED-Funktionär die Repräsentanten der ‚Blockflöten‘ ‚vorturnen‘.

Schlagend schließlich die eine Alltagserfahrung in ihrem Hotel. Schon am ersten Abend rennt da einer gegen die Glastür vor dem Speiseraum. Er bleibt zum Glück unverletzt, aber das Glas liegt in Scherben. Am nächsten Morgen sind die Scherben beseitigt. Der offene Türrahmen ist mit Sperrholz geschlossen, kein Blick mehr von der Treppe in den Frühstücksraum, aber klar durchschaubar die Planwirtschaft, jedenfalls für Schorsch, der auch bei dieser Reise dabei ist. Während der Woche steht ein sehr bemühter Vortrag über Abläufe und Vorzüge des sozialistischen Planungssystems auf dem Programm. Die akademischen „Kopfmenschen“ in ihrer Gruppe vertiefen sich in die Details, prüfen kritisch, haben Nachfragen, bleiben skeptisch in Bezug auf Fragen wirklich demokratischer Beteiligung und tatsächlich erreichter Effizienz des Verfahrens. Aber auf ihrer Suche nach Alternativen zur schöpferischen Zerstörung des Marktes sind sie gleichzeitig blind. Sie bleiben positiv voreingenommen gegenüber dem staatlichen Plan, jedenfalls im Prinzip. Seine Optimierung ist für sie ein Thema. Plan und Markt, weiterentwickelte Formen einer gemischten Wirtschaft, daran denken sie zu dieser Zeit kaum. Es geht ihnen noch um die großen Alternativen aus vergangener Zeit. Anders Schorsch: ihm hat die mit Sperrholz vernagelte Tür einen klaren Blick verschafft. Mit ihrer Planwirtschaft, da braucht ihm keiner mehr zu kommen. Für ihn steht es fest: *Da eine neue Glasscheibe einzusetzen, in fünf Jahren schaffen die das nicht!* Unsere Gastgeber haben ihm ganz praktisch bewiesen, dass das nicht funktioniert mit dem Plan. Und zwei Jahre lang, in der Vorbereitungswoche auf die nächsten Bildungshalbjahre bleibt er unbeirrt, erzählt seine Geschichte, schmückt sie aus: Der ‚kleine Graue‘, ein SED-Funktionär und vielleicht ein IM, der die Gruppe auf der Reise betreut, kommt dabei gar nicht so übel weg, er hat ja auch nette politische Witze erzählt, nachdem er mit der Gruppe warm geworden ist; nur die Planwirtschaft, die hat hoffnungslos verloren. Und Schorsch hat die Lacher auf seiner Seite. Grau ist alle Theorie.

**Die Woche wird richtig hart.** Sie brauchen noch einmal zwei Redaktionssitzungen. Ihre Diskussionen ziehen sich hin. Sie streiten über einzelne Formulierungen, feilen daran. Fast jeden Tag sitzt er bis spät abends im Büro. Aber am Ende steht der Berichtsentwurf. Sie können ihn rausschicken. Sie sind sich nicht gänzlich

sicher. Haben sie ihre Analyse konsequent genug durchgeführt und an allen Stellen fundiert belegt? Ist sie gleichwohl noch verdaulich für die Gewerkschafter, die sie auf ihre strategischen Schwächen aufmerksam machen, Schwächen, die sie erkannt haben müssten, vermutlich aber lieber unter der Decke halten würden? Oder sind sie vielleicht an einzelnen Stellen zu vorsichtig gewesen? Innerlich sind sie gespannt darauf, wie die Bezirksleitung der IG Metall reagieren wird. Jedenfalls wird der Bericht nach dieser Anstrengung nur noch geringer endredaktioneller Arbeiten bedürfen – ganz egal, wie die Diskussion bei der Gewerkschaft ausgehen wird. Aber was bleibt ist Hennings Kernproblem: ihre grundlegenden Ausgangshypothesen haben sie nach wie vor nicht hinreichend diskutiert. Im Licht der Befunde aus nunmehr drei aufwändigen Untersuchungen sind aus seiner Sicht wichtige Fragen offen. Und sie melden sich nach wie vor nicht zu Wort in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit - gegenüber Anderen, Nachwuchswissenschaftler ähnlich wie sie. Die prägen die innerwissenschaftliche Debatte, treten selbstbewusst auf dieser oder jener Tagung auf. Sie besetzen so das Feld der Gewerkschaftsforschung. Ein theoretischer Ansatz, wenn auch ganz sicher kein geschlossener, bleibt für Henning, den Wissenschaftler, die Herausforderung. Über ihre Kapitelentwürfe für den Forschungsbericht, die sie so heftig diskutiert haben, mag unter ihnen nun ja Einigkeit bestehen. Er hält später auch der harschen Kritik der Gewerkschafter in der Bezirksleitung stand, wird aber für die weitere gewerkschaftliche Praxis hier im Revier folgenlos bleiben. Die grundlegenden Fragen aber, die Henning umtreiben, haben sie nach wie vor ausgespart. Ohne mehr theoretische Klarheit bleibt ihr Bericht letztlich eine unbefriedigende Improvisation.

Eine Baustelle, wenn auch nicht so eine wie die, über die er gestern nachgedacht hat, suchen Kai und er am folgenden Tag auf. Sie sind beide bester Stimmung. Das Erdgeschoss steht. Die Verschalung für die Zwischendecke ist in Arbeit. Der Boden um das Haus herum ist aufgeweicht und matschig. Kai will unbedingt um das Haus herum. Fast bleibt sie im Schlamm stecken, oder es zieht ihr fast die Stiefel aus. Er wird das Bild nicht vergessen, wie sie erfrischend lachend und die Hand vor dem Mund, versucht voranzukommen. Zum einen angestrengt bemüht, Schritt für Schritt ihre Füße aus dem Morast zu bekommen, andererseits aufpassend, die Balance nicht zu verlieren. Schließlich hat sie den Straßenrand erreicht – und er hat einige Mühe, ihre Stiefel grob zu reinigen. Sie wollen ja noch spazieren gehen. Er hat Fotos gemacht und hofft, dass sie ihm geglückt sind: Feststecken, nur mühsam vorankommen, doch dabei voller froher Erwartung. Zumindest auf ihrer persönlichen Baustelle gilt das mit wachsender Zuversicht.



## II.

**Der Flieger ist gestartet.** Draußen ist kaum etwas zu sehen. Nacht über dem indischen Ozean. Henning hat viel Platz in der Business Class. Sie ist überdies bei weitem nicht ausgebucht. Er kann seine Beine ausstrecken. Die Stewardess hat für jeden eine Decke vorbeigebracht. Er fühlt sich deutlich erschöpft. Diese Indienreise ist nun also sozusagen die Belohnung für den Erfolg eines weiteren Jahrzehnts wissenschaftlicher Arbeit gewesen? Oder war sie mehr? Das Programm dieser zwölf Tage war dicht gedrängt. Zwar touristisch eingerahmt sind die zwei Tagungen, auf denen er referiert hat, einige Expertengespräche und weiteren Veranstaltungen wirklich anstrengend gewesen. Ein volles Programm, das ihn zugleich angeregt und nachdenklich gemacht hat. Er versucht nun alles zu sortieren. Doch rasch bemüht er sich, seinen Gedankenstrom zu unterbrechen, Er möchte abschalten, vielleicht sogar ein wenig schlafen. Christian, der als zweiter Mitbestimmungsexperte bei dieser Reise dabei gewesen ist, kann das offenbar recht gut. Er leidet nicht. Das Fluggeräusch ist zu störend, wie immer. Schließlich beginnt er doch damit, die verschiedenen Gedankenfäden neu aufzunehmen. Er konzentriert sich auf die letzten fünf Tage in Bombay.

Gleich die ersten Eindrücke haben sich am stärksten eingeprägt, Sie sind abends auf dem Flughafen angekommen, rasch zu einem Taxi geeilt. Jedes hat einen zweiten Begleiter neben dem Fahrer. Das ist aus Sicherheitsgründen nachts der Fall sagt man ihnen, in Bombay wie in Delhi. Dann geht es in die Stadt. Anders als in Neu-Delhi ist dies kein Weg, der über offenes Land in sauber abgegrenzte Villenviertel führt. City, Altstadt, Slums; das ist hier nicht säuberlich voneinander getrennt. Auf dieser Halbinsel rückt alles eng zusammen. Der Verkehr ist dicht. Doch er scheint geregelter als auf den Landstraßen aus Delhi heraus.. Man fährt mit Licht, anders als auf der Bundesstraße nach Agra. Man durchquerte hier wahrhaftig die Brandungen des Lebens. Und die konnten einem hier den Boden unter den Füßen wegreißen. Selten hat er das so stark empfunden wie in dieser Stadt. Immerhin, es hat ihm geholfen, dass er nach den ersten sieben Tagen Indien ein wenig vorbereitet gewesen ist.

**Bombay also**, damals, 1988 trug die Stadt noch diesen Namen. Sie halten an der ersten Ampel. Ein alter Mann bettelt wort- und gestenreich neben dem Auto um ein, zwei Rupien. Nach allem von Oknar gelerntem, ihrem Führer in Neu Delhi, soll man ihm nichts geben. So bleiben sie mit Mühe hart. Doch das ist schwer. Das Fenster ist offen, denn es ist noch am Abend ziemlich warm. Ihre Fahrer lachen. Sie wissen wie Touristen ticken. „There are so many Beggars in Bombay“, meinen sie. An der nächsten Ampel stehen sie wieder. Ein kleines Mädchen bettelt dieses Mal. Sieben Jahre mag sie alt sein. Hartnäckig kämpft sie um zwei Rupien. Natürlich denken sie, meinen sie zu wissen, bettelt das Kind bemerkenswert professionell. Die Eltern schicken ihre Kinder los – und schulen sie dafür. Doch die Panzerung der beiden reicht diesmal nicht aus, um hart zu bleiben. Die nächste Ampel kommt, und dann noch eine. Sie haben keine kleinen Scheine mehr. Also geben sie fünf Rupien. Die strah-

lenden Kinderaugen sind unbeschreiblich. Das hält man noch schwerer aus. Also das Fenster hoch und durchgefahren zum Hotel, den Blick starr geradeaus. Auch hier, wie in Delhi, das Taj Mahal, die Insel. Aber hier betteln auch direkt davor kleine Kinder. Familien schlafen auf der anderen Straßenseite unter freiem Himmel, dicht am Kai.

Geht man an den nächsten Abenden einmal hinaus um frische Luft zu schnappen, dann ergreift man schnell wieder die Flucht. Nicht etwa weil man wirklich hart bedrängt wird, nein, da werden Regeln eingehalten; aber als Europäer ist man die Kontraste nicht gewohnt: Drinnen ein Palast, draußen die Bettler, Alte, junge Frauen, Kinder, bittende Gesten, leidvolle Blicke, die Mischung von tiefem Elend und professionell bettelndem Umgang damit – weil sonst nichts möglich ist, selbstredend nicht, weil man es nicht anders will. Also zurück über die Straße wieder ins Hotel. Dieses Mal durch den Eingangsbereich des alten Teils, erbaut in kolonialem Stil am Anfang des Jahrhunderts. 1911 hat hier der englische König übernachtet, als er die Perle seines Empire besucht hat. Durch ein riesiges Treppenhaus erreicht man auf der Innenseite einen Innenhof mit Swimmingpool. Bequeme Liegestühle sind hier aufgestellt. In den Arkaden befinden sich Touristenläden.

Er kauft keine teuren Souvenirs. aber er ist doch jedes Mal froh über die andere Welt, seine Insel, zu der er hier abends zurückkehren kann. Er entspannt sich in seinem ziemlich feudalen Hotelzimmer, immer eine Schale mit frischen Früchten auf dem Tisch, Getränke in der Zimmer-Bar, ein Bad, in dem Fußboden und Wand jeweils aus einer Marmorplatte gefertigt sind. Er schreibt einige wenige Tagebuchnotizen. Er lässt seine Gedanken schweifen. Er sieht, wie sich sein bislang nicht aufgegebener Traum vom Fortschritt verflüchtigt: Der Hotelpalast hier und die Bettler auf der Straße draußen – das ist wie Mittelalter: im Schloss der Adel im Genuss des Reichtums, draußen das Volk, das Arbeit adelt - oder das halt betteln muss, weil es nicht einmal Arbeit gibt. Und je länger und dichter er dieses Land erlebt, desto weniger kann er erkennen, welcher Weg aus solchem Mittelalter heraus sich für die große Masse der Bevölkerung eröffnen könnte. Alle seine Vorstellungen vom Fortschritt verflüchtigen sich vor seinem inneren Auge. Das, was er hier als Experte anbieten soll, verliert mit jeder neuen Erfahrung seinen Gebrauchswert, jedenfalls im Hier und Jetzt dieses Landes.

**Zwei Tagesseminare zur deutschen Mitbestimmung** mit indischen Managern, Gewerkschaftern und einigen wenigen Wissenschaftlern, eingebettet in ein touristisches Rahmenprogramm, sind der Kern ihrer zwölfzügigen Indienreise. Und hier in Bombay hat sich das Programm noch einmal gesteigert. Er und sein Mitreisender, Justitiar der Ruhrkohle AG, haben die gleichen Referate gehalten wie zuvor in Neu Delhi. Er mit Ausführungen zur Vereinbarkeit von Mitbestimmung und Tarifpolitik, der andere mit praktischen Erfahrungen und Argumenten zur ökonomischen Effizienz von Mitbestimmung. Aber die Tagung ist dieses Mal spannender gewesen. Ihr Gastgeber vom National Labour Institute, hat dieses Mal geradezu engagiert für die wirtschaftliche Modernisierung seines Landes gekämpft und nicht nur, mehr oder

weniger formal moderiert. Erkennbar hat er etwas bewegen wollen Er hat gezielt gefragt, mit Argumenten zu überzeugen versucht, Debatten zugespitzt. Ihm ist es wirklich um etwas gegangen, Partizipation und Mitbestimmung als Hebel für wirtschaftlichen Fortschritt.

Er hat betont, was das aus seiner Sicht bedeutet, Interessen überschreitend, gemeinsam Ziele zu erreichen. Die Effizienz, die Modernisierung seines Landes ist sein zentraler Punkt gewesen. Er hat die Professionalität von Gewerkschaften geschildert, wie er sie in Europa erlebt hat, den ökonomischen Sachverstand, dort und bei den Interessenvertretern in Betrieb und Unternehmen. Immer im Vergleich zu Indien hat er über die hohe Qualifikation der Arbeitenden in Deutschland, über den Stellenwert, den Weiterbildung in den Unternehmen gesprochen. Vielleicht hat es an der Teilnehmerzusammensetzung gelegen, dass er sich so viel mehr reingehängt hat als in Neu Delhi. Die Diskussionen sind jedenfalls lebhafter gewesen – doch der eindrucksvollste Modernisierer unter den Managern kam aus einem japanischen Tochterunternehmen. Schon von Kleidung und Frisur her wirkte er japanisch. Man konnte so auf die Idee kommen, dass der Toyotismus hier das Rennen machte, auch wenn die deutsche Mitbestimmung offizielles Programm war. Doch bei all dem geht es allein um das eine Zehntel der Menschen in diesem Land, das man seinem wirtschaftlich und industriell entwickelten Bereich zurechnen kann, in Teilen sicherlich auch technologisch hoch entwickelt.

**Das touristische Programm** hat sich auch in Bombay an den nächsten Tagen angeschlossen, darin ein unerwartetes Highlight. Die deutsche Stiftung, die ihre Reise finanziert, organisiert zur gleichen Zeit den Besuch einer hessischen Wirtschaftsdelegation. Der Wirtschaftsminister und ein gutes Dutzend Industrieller, vornehmlich Vorstandsmitglieder größerer Konzerne, besuchen die Stadt. Das hat beiden unerwartete Angebote eröffnet: Als Gäste können sie am dritten Tag ihres Aufenthalts an einem Seminar für die Manager und am Abend dem Empfang der Deutsch-Indischen Handelskammer teilnehmen. Außerdem dürfen sie sich am folgenden Tag einer Besichtigungsfahrt durch die Stadt anschließen. Das alles nehmen sie gerne mit. Das Seminar liefert manche Bestätigung für schon Gehörtes: Max Webers protestantische Ethik, oder wenigstens ein funktionales Aequivalent, fehlt in diesem Land. Hoch qualifizierte indische Wissenschaftler sind leicht zu finden. Doch die uns selbstverständliche Leistungsorientierung ist ihnen fremd. Das wird wiederholt berichtet. Gleichwohl die Handelskammer wirbt mit rosigen Geschäftsaussichten um Investitionsbereitschaft. Erfahrungen werden ausgetauscht. Hennings Tischnachbar ist irritiert, dass der sich so viele Notizen macht. Er erklärt ihm das mit einer Deformation professionelle. Beim abendlichen Empfang begrüßt der deutsche Konsul jeden neu eintreffenden Gast, kurzer Small Talk, dann folgt der nächste. Er scheint von Henning als Sozialwissenschaftler und Teilnehmer seines Empfangs ein wenig irritiert. Beim Abendessen testet ihn ein Manager wie einen Angehörigen einer recht merkwürdigen, fremden Art. Aber Henning hat Glück. Sein Tischnachbar kehrt den Weinkenner heraus – und trifft ihn da auf sicherem Gelände. Er kennt sich gut aus mit großen Französischen und italienischen Weinen. Ein Kollege von Kai müht sich ge-

rade um ein zweites Standbein neben der Wissenschaft. Er hat einen Versandhandel mit Wein aufgebaut, gibt Jahrbücher heraus für Französischen und Italienischen Wein. Sie haben gelegentlich gemeinsam Weinproben durchgeführt. So wird er für den anderen ganz augenscheinlich halbwegs akzeptabel. Der Abend wird auf seine eigene Art entspannt.

Bei der Besichtigungstour am folgenden Tag erlebt er diese Manager, ganz formlos, als bunte Touristenschar. Auch sich selbst ertappt er dabei, wie er mit scharfem Blick geeignete Motive sucht. Er will seinen Film voll bekommen. Er will nicht nur schmutzige Hinterhöfe mehrstöckiger heruntergekommener Wohnhäuser festhalten - als Kontrast zu den Hotelpalästen. Zweifellos gehören solche Häuser hier immer noch zu den besseren Wohnplätzen. Immerhin kann man hinter ihnen das Meer sehen, dahinter, auf vorgeschobener Landzunge, vielleicht auch die Silhouette von Teilen dieser Stadt. Aber er zweifelt, ob es diesen Managern so geht wie ihm. Sie sind in Geschäften unterwegs. Sie suchen nach Renditechancen. Sie sehen sich als die, die hier den Fortschritt vorantreiben. Die touristische Beigabe nehmen sie gerne mit. Ihm gelingt kein Schnappschuss wirklich unbefangen, auch nicht im Gestus des Beobachters, kühl und distanziert. Er tut sich schwer, und es gelingt nicht richtig. Am Ende aber hat er jedes Foto unter ästhetischen Gesichtspunkten gemacht. Der Dreck am Straßenrand, manchmal fast unbeschreiblich, wird so zum Kontrast zu dem bunten Sari einer Inderin. Auf Hochglanzpapier sind alle Bilder später sicherlich sehr schön.

Mit touristischem blick erleben sie die Stadt. Sie sehen die Hotel- und Finanzpaläste der Innenstadt, die Slums, rasch vorbeifahrend aus dem Busfenster heraus, auch einen Hindu-Tempel, dann das kleine Haus, in dem Gandhi in Bombay wohnte, in seinen letzten Lebensjahren vor dem Attentat, durch das er zu Tode kam. Heute ist es ein Museum. Der eine oder andre ältere Herr aus der Managergruppe meint, er müsse mit der jungen Reiseführerin ein wenig flirten. Die indische Kultur wird er vermutlich wenig kennen. Sie reagiert freundlich, aber deutlich distanziert. Irritierend ist ein Manager, der ihre Führerin beim Verlassen des Gandhi-Museums, sichtlich kaum beeindruckt, fragt, ob sie den deutschen Philosophen Nietzsche kenne. Das tut sie nicht. Sie ist Fremdenführerin. Sie kennt sie Sehenswürdigkeiten ihrer Stadt. Sie hat in dem Museum ein paar Worte gesagt, zu Gandhis Leben, zu seiner Bedeutung für die Unabhängigkeit des Landes, der Weise, wie er dafür kämpfte. Schon darauf, dass sie genaues weiß zu dessen Denken, würde Henning niemals wetten wollen. Und Nietzsche? Er überlegt kurz, welchen Kontrast der Manager, als Mann der Praxis ja wohl kaum ein Philosoph, mit seiner Frage meinen kann. Kommt es ihm auf mehr an. als auf die Gegenüberstellung des egalitären, radikal demokratischen religiös fundierten Denkens des Politikers und des ausgeprägten Elitedenkens des Philosophen? Hier in diesem kleinen, zum Museum gewordenen Haus ist es um die Erinnerung an den Demokraten und Kämpfer um Indiens Unabhängigkeit gegangen, kaum aber, so Gandhis Selbstbeschreibung, um den *Anarchisten anderer Art*; um den, der meinte, das Individuum sei die Wurzel allen Fortschritts. Das aber müsse

das Göttliche in sich selbst finden – und zwar im Wege von Selbstdisziplinierung, der Minimierung seiner eigenen Interessen, mit dem Mittel der Selbstbeschränkung.

Erfahren haben die Touristen also ein klein wenig über Gandhis Leben, aber wenig über Mahatma, die ‚große Seele‘, von deren Vision für ihr Land. Unabhängig, frei auf einem neuen, vielleicht dritten Weg – einem von dem Henning nun wenig gefunden hat, in einem Indien, das um seinen Weg in die Moderne ringt. Gewiss, es ist in diesem Museum auch um den Politiker gegangen, der mit seinem Konzept gewaltlosen Widerstands vorbildlich geworden ist für andere, wie Martin Luther King oder Nelson Mandela. Setzt dieser Manager dagegen den großen, in vielem anregenden Philosophen, der elitär und antidemokratisch sein Philosophieren als das freiwillige Leben im Eis und im Hochgebirge. verstanden hat? Hat er den Denker im Kopf, dem es um das Aufsuchen alles Fremden und Fragwürdigen im Dasein gegangen ist, alles dessen, was durch Moral bisher in Bann getan war? Henning hat kurz überlegt. Dann aber hat er diesen Homo Faber in Flügelschuhen lieber nicht angesprochen auf den Hintersinn der Frage an ihre Reiseführerin.

Er versucht erneut eine angenehmere Liegeposition zu finden. Vielleicht kann er ja doch ein wenig schlafen. Aber noch manche andere Eindrücke der letzten Tage halten ihn weiter wach. Welche verallgemeinernden Schlüsse werden ihm nahegelegt? Er grübelt, und er bemerkt, er kommt damit nicht allzu weit. Die Müdigkeit kriecht endlich an ihm hoch. Er döst ein wenig, schläft vielleicht auch für eine kurze Weile ein, sieht dann noch einmal die unzählig vielen Bettler vor seinem Augen, denen er in diesem Land begegnet ist. Er gesteht sich ein, dass er ratlos geworden ist bei der Frage nach Entwicklungsperspektiven für dieses große Land. Seine vorbereitende Buchlektüre für diese Reise hat Antworten dazu angeboten. Nach den Eindrücken, Gesprächen, Erfahrungen dieser zwölf Tage können sie ihn kaum mehr überzeugen.

**Die Routinen des Alltags**, haben ihn bald wieder eingeholt. Aber Henning findet in den ersten Wochen genug Zeit für Privates, so wie er sich das fest vorgenommen hat. Er kann sich kaum erinnern, dass Kai und er, seit sie sich gefunden haben, einmal so lange getrennt gewesen sind. Also gibt es wechselseitig viel zu berichten. Gleich zwei Mal gehen sie in der ersten Woche gemeinsam aus. Die dafür wichtige Babysitterin hat sie organisiert. Er erzählt von Indien, sie vor allem davon, was sie mit Markus unternommen hat, Und natürlich belegt der schon etwas ältere ihrer beiden Söhne seinen Vater nun auch vermehrt mit Beschlag. Bei dem kleineren mit seinen knapp eineinhalb Jahren folgt auf das strahlende Gesicht bei der ersten Wiederbegegnung rasch die gewohnte Routine. Aber Henning muss nun immer pünktlich von der Arbeit zurück sein. Vor allem der ältere will mit ihm spielen – und der Vater soll ihm von dem fernen Land erzählen: von Schlangenbeschwörern vor dem Tempel in Neu Delhi, dem Tanzbären und dem Elefanten, die er auf einer Fahrt über Land an einer Raststätte für Touristen gesehen hat oder von den komischen heiligen Kühen, die da einfach auf den Straßen herumlaufen – auch mitten in der großen Stadt Neu Delhi. Eie solche Schlange, eine Brillenschlange aus Holz, die ihren Kopf hoch hebt, die sich richtig schlängeln kann hat er dem Fünfjährigen mitgebracht. Er ist also,

mehr als gewöhnlich, sehr darum bemüht, Kindervater zu sein, Abends, nach 20 Uhr, wenn der ältere der Beiden auch im Bett ist, setzt er sich häufiger noch einmal an seinen Schreibtisch, für drei, vier Stunden.

Im Institut gibt es genug zu tun. Der Wechsel von Besprechungen zur Klärung nächster Schritte in einem laufenden Projekt, die Prüfung von Akquisitionsmöglichkeiten für das, das darauf folgen soll, Schreibtischarbeit, das alles füllt die Tage. Rasch hat ihn seine Arbeit wieder. Selbstverständlich gibt es, vor allem an den ersten Tagen, manche Fragen zu seiner Reise. Doch für ausführliche Berichte fehlt die Zeit. Es gibt zu viel, das nun dringend abzuarbeiten ist, nach zwei Wochen. Also beschränkt er sich auf kurze Einschätzungen zu seiner Reise, knappe Bemerkungen ‚zwischen Tür und Angel‘ – und ganz bewusst gestaltet er die unspektakulär. Im Übrigen vertröstet er die Geschäftsführung, und ebenso seine Kolleg\*innen im Team auf einen schriftlichen Bericht, der später folgen soll. Für die Stiftung, die die Reise finanziert hat, muss er ohnehin einen schreiben. Der wird er eher knapp ausfallen. Vor allem hat er dabei die Erwartungen im Blick, mit denen er dort rechnet. Aber er kündigt seinen zweiten Bericht an, den er sozusagen aus Eigeninteresse schreiben wolle, einen ausführlichen. Es gebe, so sagt er dazu, eine ganze Reihe Punkte, zu denen diese Reise ihn nachdenklich gemacht habe – auch im Hinblick auf seine weitere eigene wissenschaftliche Arbeit. Das wolle er mitteilen.

Doch für die Arbeit ist zunächst mal alles recht klar vorgegeben. Das Manuskript zu ihrer Mitbestimmungsstudie hier in Deutschland liegt schon beim Verlag. Gemeinsam mit einem Kollegen arbeitet er an einer Kurzfassung dazu, einer komprimierten, politisch zuspitzenden Präsentation ihrer Ergebnisse, gezielt aufbereitet für Gewerkschaftspraktiker, also Mitglieder in Aufsichtsräten. Beim DGB ist man zudem an seiner Expertise interessiert für ein Seminarkonzept. Das Seminar soll Betriebsratsmitgliedern in Aufsichtsräten angeboten werden. Zwei, drei Monate hat er zudem reserviert, um aus endlich seine Promotion zu schreiben, aufbauend auf diesem Projekt, das er geleitet hat. Fast ist sie so etwas wie ein Abfallprodukt aus langer Forschungsarbeit im Team. Vom Beginn der Berichtslegung an hat er sie konzipiert, danach die Kapitel ausgewählt, die er für ihr gemeinsames Buch geschrieben hat. Er kann also so manche Vorarbeiten nutzen. Er hofft wieder einmal, die Arbeit mit einem nächsten Schritt theoretischer Verdichtung zu verbinden. Die frische Empirie ist aufbereitet, überzeugend interpretiert. Seine Vorträge sind insoweit sehr gut vorbereitet gewesen. Doch für die Perspektiven hier in Deutschland, sind noch Fragen offen. Also wird er intensiv beschäftigt sein.

Die Akquise für neue Projekte läuft, Anträge sind geschrieben, die Aussichten gut. Trotz der Fülle an Arbeiten rechnet er nicht mit großem Stress. Er hat gerade einen Lauf. Fast alle der fünf Forschungsgruppen im Institut, nicht zuletzt die eigene, sind von dem Gefühl getragen, dass es läuft. Ihre Arbeit hat sich in den letzten Jahren erfreulich und stabil entwickelt. Vor allem Bernd hat ihm und ihrem Forschungsbereich in den letzten Jahren wichtige Impulse geben können. Überdies hat der auch neue Forschungsfelder gut erschlossen. Der Bereich wächst. Es gibt Anzeichen da-

für, dass wohl Bernd der nächste Institutsdirektor werden wird. Dann käme auf ihn, auf Henning, die Aufgabe der Leitung ihres Forschungsbereichs zu. Seine Arbeit saugt ihn also geradezu auf. Die frischen Indien-Erfahrungen werden so gesehen absehbar rasch verblassen.

**„Na du Weltreisender in Sachen Mitbestimmung.“** Jürgen und Henning treffen sich zufällig beim Bäcker an der Ecke. Hier kann man sich belegte Brötchen holen für die Mittagspause. „Na ja, Gruppenarbeit und Beteiligungsansätze in der Stahlindustrie sind für Indien vielleicht ein zu spezielles Thema, auch wenn dort die Stahlindustrie eine ökonomisch wichtige, sozialpolitisch angesehene Branche ist“, entgegnet Henning. „Als wir in Bombay aus dem Flieger ausgestiegen sind, haben zwei Inder vor mir flüsternd, offenbar sehr respektvoll über einen anderen Fluggast gesprochen, der etwas weiter vor uns ging. Der muss wohl zu dieser Industriellenfamilie gehört haben, die da die Branche beherrscht. Ich habe da vorher ein wenig drüber gelesen. Zumindest die Entstehung ihrer ausgeprägten Sozialpolitik hat wohl auch mit dem Hinduismus zu tun. Man möchte halt in seinem nächsten Leben wieder in so angenehme Umstände hinein geboren werden wie zuvor, also tut man was für seine Leute“

„Tja das ist hier etwas anders“, meint der Stahlforscher. „Der Strukturwandel in der Branche kostet Arbeitsplätze und das Management zieht ihn konsequent durch. Aber so verändert sich auch die Arbeit und deren Organisation. Es geht nun um neue Formen ihrer Kooperation, also auch darum, die Arbeitenden ein wenig mehr zu den Subjekten ihres Arbeitshandelns zu machen, letztlich um unsere alten Themen. Auch wenn die hochfliegenden Erwartungen nach 68, 69 verblasst sind, die Montanmitbestimmung bietet eben schlicht noch immer die vergleichsweise besten Ansatzpunkte – für die Bewältigung des Strukturwandels, für Arbeitsgestaltungsprojekte, für wenigstens kleine Schritte in Richtung auf eine weitergehende Demokratisierung der Arbeit. Naja, das sind dann Chancen für unsere Forschungsprojekte, bei denen in der Tat der vergleichende Blick ins Ausland keine so große Rolle spielt. Das ist bei unseren Bildungsforschern. Eben anders. Manfred hält sich nun ja sogar für längere Zeit in Barcelona auf. Ich denke Forschung innerhalb der EU, das ist die Perspektive, die ihn beschäftigt.“ Er macht eine kurze Pause und fügt dann hinzu: „Allerdings: Manfred und Werner haben auch schon ein wenig darüber nachgedacht, wie wir noch einmal auf unsere Anfänge hier zurückzukommen können. Im nächsten Herbst könnte man sich ja mal an die Septemberstreiks vor dann schon zwanzig Jahren rückerinnern. Wer weiß, vielleicht wollen sie dann eine Tagung dazu organisieren.“

Henning hört interessiert zu. Das Ende der frühen gemeinsamen Aufbruchphase sehen sie also beide ähnlich, denkt er. Aber für die Arbeit an wissenschaftlich besser fundierten Perspektiven, die sie weiterbringen könnten, haben sie zunehmend weniger Zeit. Von einem Rückblick auf 1969 verspricht er sich da zudem nicht viel. Die beiden kommen jetzt aber ein wenig ins Gespräch, und Jürgen steht wohl gerade nicht unter akutem Zeitdruck. Sie beschließen, sich ein wenig zu den belegten Brötchen auf einen Kaffee in dessen Büro zusammzusetzen. Jürgen hakt noch einmal

zu der Bemerkung zur indischen Stahlindustrie nach, doch Thomas kann allenfalls ein paar Worte zu seinen Eindrücken aus einem Gespräch mit indischen Gewerkschaftern nachschieben, denen jenes Gewerkschaftsbundes, der der regierenden Kongress Partei nahesteht:

„Die haben auf mich den Eindruck gemacht, dass sie sich ganz und gar in ihrer Teilhabe an der Macht eingerichtet haben. Kein Wort zu Herausforderungen, die das Modernisierungskonzept für sie darstellen könnte, das das National Labour Institute in Abstimmung mit der Regierung zu forcieren versucht. Aber wahrscheinlich waren wir für die ja nichts anderes als lästige Besucher“.

„**Dann erzähl mal ein wenig** über sonstige Eindrücke“, meint Jürgen. Ich finde, dass jemand, der wie du über ein erfolgreich abgeschlossenes Projekt als Zugabe an eine solche Reise gekommen ist, darum nicht herum kommen sollte. Und verträste mich jetzt nicht auf den Bericht, den Du noch schreiben willst.“

Das hat sich also rumgesprochen, denkt Henning. Er akzeptiert aber das Argument des anderen und erzählt. Über einige Bemerkungen zum zweiten Teil der Reise in Bombay kommt er zu einigen allgemeineren Einschätzungen. Die Reise sei vor allem für ihn lehrreich gewesen. Dass sie mit der deutschen Mitbestimmung, auch wenn die dort geradezu Programm sei, positive Anregungen oder gar Impulse geben könnten, halte er für geradezu undenkbar, obwohl ihr Besuch wirklich ‚hoch aufgehängt‘ gewesen sei, bis hin zu einem Gespräch mit dem Joint Secretary des Arbeitsministers. Der habe sie tatsächlich um eine Stellungnahme zu einem Gesetzentwurf gebeten, bei dem es um etwas Ähnliches wie dem Arbeitsdirektor hier gegangen sei. Ihm seien allerdings besonders die sinnlichen Eindrücke vom Besuch dieses Ministeriums wichtig gewesen.

„Wir haben hier ja auch noch Büros und Mobiliar mit dem Charme der fünfziger Jahre“, meint er, „und unsere langen Flure muten auch ein wenig an wie in einer Kaserne. Jedenfalls ist diese Architektur der fünfziger Jahre hier irgendwie hierarchisch. Aber die langen Flure dort, auf denen dann Bedienstete auf kleinen Wägelchen Aktenberge hin und her schieben während viele andere vor den Türen schon auf die nächsten Akten warteten, dann Handwerker, die hie und da Ausbesserungsarbeiten machen, also das übertrifft diese Fünfziger-Jahre-Atmosphäre bei uns doch sehr, sehr deutlich. Und alles geht da erkennbar seinen gaaanz langsamen Gang. Und die Eingangshalle in diesem großen, aber im Vergleich doch eher bescheidenen Gebäude, das in einem wirklich riesigen Regierungskomplex liegt, die zierte dann ein großes Wandbild. ‚Triumph der Arbeit‘ steht da drüber. Muskulöse Männer graben einen Brunnen. Dem Besucher wird das Agrarland Indien vor Augen geführt. Vielleicht atmet das Bild sogar ein klein wenig von Gandhis Denken, auch wenn es da nicht um das Spinnrad geht. Also das hinterlässt schon tiefe Eindrücke.“

Beide lächeln. Jürgen fragt zu solchen Eindrücken nicht näher nach und Henning ist in seinem Kopf im Grunde schon wieder deutlich mehr mit ihrer Arbeit hier beschäftigt, merkt dann aber am erwartungsvollen Blick des anderen, dass er mit seinem



Bericht nicht einfach abrechnen kann. Also, dass ihre Expertise für das Gesetzgebungsverfahren im Ernst wichtig genommen worden sei, halte er für abwegig. Das sei fertig ausformuliert gewesen und habe nun seine Gesetzgebungsstationen durchlaufen sollen. Dass sie beide sich dazu hätten äußern sollen, sei nicht mehr als eine nette Geste gewesen, für die sich der Joint-Secretary des Ministers etwas Zeit genommen habe. Ohnehin sei es da um ein Gesetz im Hinblick auf Bedingungen gegangen, die sie ja überhaupt nicht gut genug kennen konnten. Sie hätten ja mal gerade angefangen ihre Eindrücke vom ersten Workshop und ihren Besuchen bei zwei Blue-Collar-Gewerkschaften zu verarbeiten. Entsprechend vorsichtig hätten sie sich dann auch geäußert. Die Gewerkschaften dort, um nur ein Beispiel zu geben, seien eine Mischung aus politischen Richtungsgewerkschaften und Berufsgewerkschaften nach englischem Muster – und es gebe davon in diesem riesigen Land mehr als 2000 Einzelgewerkschaften. Alles nur Gewerkschaften für Arbeiter, nicht für Angestellte. Völlig andere Verhältnisse. Also habe man schlicht nichts, was man da einfach mal so anbieten könne.

Es sei viel eher so, dass er Anregungen zum Nachdenken bekommen habe. Einige der jüngeren Kollegen in seinem Team hier seien ja möglicherweise sogar ein klein wenig neidisch auf diese Reise gewesen, und was deren touristische Seite anbelange, könne er das auch verstehen. Dass aber einer von den Bildungsforschern im Institut vielleicht sogar ein ganz klein wenig von der Chance zur Ausweitung der international vergleichenden Forschung geträumt habe, die die gerade in der EU begännen, jedenfalls habe Manfred eine entsprechende Bemerkung vor der Reise fallen lassen, das sei aus seiner jetzigen Sicht geradezu aberwitzig.

Dann kommt er auf die tiefe Ernüchterung zu sprechen, die diese Reise bei ihm ausgelöst hat. Indien sei ja die größte Demokratie der Welt, ein Land, das in der Gruppe der blockfreien Staaten für einen ‚Dritten Weg‘ zwischen Kapitalismus und Realsozialismus stehe. Er habe da für seine zwei Referate kostenlos zwölf Tage Indien mit so etwas wie einem Intensivkurs über Entwicklungspolitik heute erhalten, Mit einiger gezielt vorbereitender Lektüre seien das gewesen: ihre zwei Tagesseminare in Neu Delhi und Bombay, die Diskussion im indischen Arbeitsministerium, Besuche und Gespräche bei zwei indischen Gewerkschaftsbünden, ein langes Hintergrundgespräch mit dem Sozialattaché der deutschen Botschaft und all das eingebettet in ein touristisches Rahmenprogramm, das sich in Bombay sogar noch mit dem Programm einer hessische Wirtschaftsdelegation von Topmanagern verknüpfen ließ. Das sei am Ende vor allem ein Programm gewesen, bei dem Reste seines bis dahin noch immer allzu eurozentristischen Fortschrittsoptimismus ziemlich gründlich erschüttert worden seien. Er habe die Slums in den großen Städten gesehen; und im Kontrast dazu den Reichtum der Eliten. In Bombay seien Wohnungen in den Top-Lagen der Stadt preislich vergleichbar mit denen in New York, und es gebe in dem Land einen ungesättigten Markt für Privatflugzeuge. Sie seien einen Tag über Land gefahren: zu neun Zehnteln sei Indien immer noch zutiefst agrarisch geprägt. die indischen Dörfer sähen so aus, wie vermutlich schon vor hunderten von Jahren. Fünf Millionen junge Menschen drängten jährlich in die Städte. Es sei ein einfaches Rechenexempel, dass

die sich nicht in die Marktökonomie integrieren ließen, die sich auf den Weltmärkten behaupten müsse. Das und weitere Entwicklungsbarrieren dieses noch immer zutiefst durch das Kastenwesen geprägten hinduistischen Landes habe ihnen der Sozialattaché der deutschen Botschaft, ein soziologisch fundierter Kenner Max Webers, einen langen Abend lang sehr detailliert geschildert.

**Jürgen wiegt nachdenklich den Kopf.** „Klingt alles sehr überzeugend“, meint er dann, „Aber die Vorstellungen, mit denen wir hier vor zwanzig Jahren mal angetreten sind, die haben sich doch auch verändert. Wie soll ich sagen? Die wilden siebziger Jahre sind vorbei. Wir sind deutlich sozialdemokratischer geworden, auch wenn wir immer noch hoffen und versuchen, die Programme zur menschlichen Gestaltung der Arbeitsbedingungen über sich hinaus zu treiben. Also“, so fährt er nach kurzem Nachdenken fort, „wir setzen immer noch auf Kooperation und Selbstorganisation der Arbeitenden, auch wenn das mit der Arbeiterklasse schwierig geworden ist.“

„Ja“, hakt Henning ein „und damit sind wir bei der Frage, ob und wie man die Mitbestimmung hier von Neuem arbeitspolitisch verlebendigen kann. Bei uns im Team reden wir da von so etwas wie arbeitspolitischer Erweiterung von Interessenvertretung. Ich glaube Bernd hat diese Formulierung zuerst verwendet. Aber wie das konkret aussehen könnte, da gibt es viele offene Fragen. Um unseren Gewerkschaftern etwas anbieten zu können, das ihnen helfen könnte, über ihren eher schlichten Pragmatismus hinauszugehen, dazu müssten wir wissenschaftlich eigentlich weiter sein, als wir sind. Jedenfalls ginge es um Beteiligung, um mehr Demokratie, ausgehend von Mitbestimmung als Institution, so wie sie hier einmal erkämpft worden ist – und zuletzt mit dem 76er Gesetz eben nicht wirklich ausgeweitet. Jedenfalls sind wir damit von unserer etwas emphatischen Konfliktforschung der Siebziger Jahre ziemlich weit weg. Die bestehenden Institutionen der industriellen Beziehungen hierzulande haben sich eben als sehr viel stabiler erwiesen, als wir gedacht haben. Und damit wären wir direkt bei der Tagung, die Werner und Manfred planen, wie du gesagt hast.“

„Naja, ich weiß im Grunde auch nur, dass allererste Überlegungen dazu bei den beiden im Schwange sind, näheres noch nicht. Wahrscheinlich überlegen sie, das mit damals aktiv beteiligten Kollegen und vielleicht ein, zwei weiteren Wissenschaftlern zu machen“. Jürgen überlegt kurz. „Aber im Grunde sind wir dann doch wieder bei deinem Thema: Wenn irgendwer, dann sind doch die Vertrauensleute und Betriebsräte, die damals aktiv dabei gewesen sind, die ‚69er‘ wie wir später gesagt haben, die letzten gewesen, die das alte DGB-Grundsatzprogramm noch wirklich ernst genommen haben. Die haben die Montanmitbestimmung noch als den Einstieg zu einer demokratischen Umgestaltung von Wirtschaft und Gesellschaft angesehen und wollten damit ernst machen. Dann müsste man also danach fragen, was davon heute noch als Zielvorstellung bleibt und wie praktische Schritte dahin aussehen könnten.“

„Nur zeigt eben unsere Projektempirie, die, die mich gerade nach Indien geführt hat, dass über solche Schritte eigentlich niemand mehr ernsthaft nachdenkt. Ich sollte da ja ein bewährtes Modell verkaufen“, erwidert der andere. „In den Gewerkschaften

denkt doch kaum noch jemand über die soziale Marktwirtschaft hinaus. Die setzen die neuen gesetzlichen Regelungen jetzt um, nachdem sie vorher scharf kritisiert haben, dass die hinter der Montanmitbestimmung klar zurückgeblieben sind. Auch unsere Freunde unter den kritischen Industriesoziologen sind zunehmend fasziniert von der Stabilität der bestehenden Mitbestimmungsinstitutionen. Die haben die wilden siebziger Jahre noch ganz anders hinter sich gelassen als wir Und wir selbst machen unsere anwendungsnahe, beratungsorientierte Forschung und finden viel zu wenig Zeit, um wirklich über grundlegende Fragen und mögliche Perspektiven neu nachzudenken. Dass wir hier auf unsere Weise auch feststecken, das ist doch der Hintergrund dafür, dass ich meine Indienerfahrungen als so ernüchternd erlebe.“

„Ist was dran“. Jürgen wirkt noch nachdenklicher. „Aber das spricht dann doch dafür, dass so eine Tagung sehr sinnvoll sein könnte. Ich würde ja immer noch sagen, dass wir nie wieder so dicht an den Widersprüchen und sozialen Konflikten unserer Gesellschaft dran gewesen sind wie damals.“ Henning nickt und denkt bei sich: das mag schon sein, aber wir haben eben auch haarscharf danebengelegen.

Die beiden diskutieren noch ein wenig weiter. Sie sind sich einig, dass sie an der Tagung im nächsten Jahr teilnehmen wollen. Henning weist aber darauf hin, dass sein Verhältnis zu Werner sehr abgekühlt sei. Er werde sich daher nicht an der Vorbereitung dieser Tagung beteiligen. Schließlich finden sie, dass sie ihre Mittagspause nicht weiter überziehen sollten und Henning geht.

**Immerhin haben wir unsere Nische erobert**, denkt er, als er abends an seiner Schreibmaschine sitzt. Er hat vor einigen Tagen damit begonnen, seinen persönlichen Reisebericht zu schreiben. Einen Erfahrungsbericht, relativ konkret. Schlussfolgerungen, so wie sie in dem Gespräch heute Mittag immerhin ansatzweise eine Rolle spielten, stellt er darin nicht an. Aber seine Gedanken schweifen doch immer wieder in diese Richtung ab.

Auch er ist ja über sein Projekt, das ihn nun zuletzt bis nach Indien geführt hat, dazu gekommen sich mit neuer wissenschaftlicher Neugier den Funktionsweisen und der bemerkenswerten Stabilität der Mitbestimmung zuzuwenden. Sie hat sich im Zuge der Entwicklung der wohlfahrtsstaatlichen Nachkriegsdemokratien in Deutschland als eines ihrer tragenden Fundamente erwiesen – auch noch in der abgeschwächten Form des Mitbestimmungsgesetzes der sozialliberalen Koalition. Das entsprach nicht ihren Erwartungen zu Beginn ihres Bestandsaufnahmeprojekts, und darüber ist er mit Werner letztlich aneinandergeraten. Der wollte an den Perspektiven zu weitreichender gesellschaftlicher Veränderung festhalten. Er, Henning hingegen wollte erst einmal verstehen, weshalb die sich trotz der Unzulänglichkeiten des neuen Gesetzes verflüchtigten - ganz entgegen den Hypothesen die sie in ihrer Forschungsgruppe anfangs gehabt haben. Andererseits hielt auch er immer noch daran fest, dass es möglich sein müsse, Gewerkschaften und Mitbestimmung arbeitspolitisch so neu „aufzuladen“, dass darüber Reformprozesse forciert werden könnten, die über den nun erreichten Status Quo hinaustreiben könnten.

All das ist zu Beginn ihrer Bestandsaufnahmeuntersuchung auch in weiten Teilen der Gewerkschaften immer noch gut anschlussfähig gewesen. Sie alle hatten noch die Schubkraft des vorausgegangenen „sozialdemokratischen Jahrzehnts“ und auch manche konzeptionelle Impulse aus den neomarxistisch inspirierten Debatten der 1970er Jahre im Rücken. Ihre Ausgangsüberlegungen wurden von wichtigen Akteuren seitens der gewerkschaftsnahen Hans-Böckler-Stiftung, ihres Auftraggebers, geteilt. Letztlich haben sie gerade wegen dieser Hypothesen ihren Projektauftrag von der gewerkschaftsnahen Stiftung überhaupt nur bekommen. Im Grunde waren sie da besser „verankert“ als mit der Konfliktforschung im vorausgegangenen Jahrzehnt. Damals gab es nur eine kleinere gewerkschaftliche Minderheit, die auf Impulse aus ihrer Forschung gesetzt hatte. Doch gerade ihre neue Empirie belegte die stabilisierenden und integrativen Wirkungen von Mitbestimmung als Institution – jedenfalls unter den Bedingungen einer insgesamt immer noch dynamischen und bemerkenswert stabilen ökonomischen Entwicklung hier in Deutschland.

Inzwischen allerdings war die Dynamik sozialdemokratischer Reformpolitik gebrochen. Im Zeichen von „Thatcherism“ und „Reagonomics“ kündigten sich auch hierzulande erste Wirkungen der längst eingeleiteten Wende zu den ökonomischen Glaubenssätzen der Chicago Boys an. Deren Vorstellung, dass es der Markt schon richten werde, hatte zunehmend die Köpfe erobert. Wenn sie ihre eigenen Forschungsergebnisse ernst nahmen, wurde es schwieriger, weiter darauf zu setzen, dass so etwas wie „systemüberwindende Reformen“ möglich sein würden. Sicher, sie bemühten sich weiter um Forschungsprojekte, die vielleicht solchen Zielsetzungen zuarbeiten könnten. Aber schleichend sahen sie sich auch einem wachsenden Druck ausgesetzt. In ihrer wissenschaftlichen Arbeit wuchsen die Anteile von Drittmittelforschung. Das war sicher ein Erfolgsausweis. Nur wuchs zugleich auch der Zwang zu so etwas wie „Marktgängigkeit“. Akquiseanstrengungen forderten wachsende Zeitannteile ihrer Arbeit. Die Spielräume für ein immer wieder neues grundlegendes Nachdenken wurden spürbar enger. Und dafür, Ergebnisse solchen Nachdenkens dann auch noch in die Form von Aufsätzen für die einschlägigen sozialwissenschaftlichen Zeitschriften zu bringen, fehlte die Zeit nun erst Recht. Auf seinen Forschungsfeldern hieß das ganz handfest, dass andere, insbesondere die derzeit führenden Köpfe der sogenannten kritischen Industriesoziologie an Gewicht gewannen.

**Endlich, gegen acht Uhr abends schläft Markus.** Henning hat nach dem letzten Schlaflied erst noch ein wenig mit Kai zusammengesessen, eher er wieder an seinen Zweitarbeitsplatz gegangen ist. Thema sind die Unterhaltung aus der Mittagspause und seine neue Nachdenklichkeit gewesen. Sie hat etwas pragmatischer gedacht. Alles füge sich zunächst einmal doch sehr gut, hat sie gemeint. Sie habe ihre Promotion abgeschlossen und dafür sogar einen Verlag gefunden. Er könne seinen arbeitspolitischen Ansprüchen weiter gerecht werden. Seine Promotion sei im Grunde nur noch Formsache. Eine stabile Perspektive als Arbeitsforscher liege klar vor ihm. Er rechne doch sogar darauf, bald auch im engeren akademischen Diskurs ernster genommen zu werden. Diese Debatten sehe sie zwar mit größerer Distanz. Aber wichtig sei doch, dass, ihm Henning zufolge, so etwas wie eine gewachsene

Sicherheit bei vielen an seinem Institut zu beobachten sei. Die vermehrten Beispiele für Familiengründungen sprächen auch dafür.

Er hatte zugestimmt, aber auch ein gewisses Unbehagen geäußert. Diese Art einer „Rückkehr in die „Gutbürgerlichkeit“, aus der sie alle doch einmal bewusst ausgebrochen seien, sei für ihn eben auch mit einigen ambivalenten Gefühlen verknüpft. Es könne doch nicht einfach darum gehen, sich sozusagen neu einzurichten. Klar, beruflich laufe es derzeit bemerkenswert gut. Das mache ihm auch viel Spaß, aber es fresse auch seine Zeit. Und so etwas wie eine Restskepsis bleibe immer. Zugleich müssten sie beide ihre Zweisamkeit neu angehen. Aus der sei nun ja auch schon eine Viersamkeit geworden. Zwar seien sie längst dabei, ihren Alltag stärker auf Haus und Kinder auszurichten, aber seine Arbeit fresse doch sehr viel Zeit auf. Auch Kai müsse sehen, was sie nach ihrer Assistentinnen-Zeit an der Uni machen wolle. Die Arbeit dort lasse ihr aber immerhin mehr Zeit für Markus und Stefan. Das sei bei ihm schwieriger, hat er dann nachgeschoben als sie in typischer Manier ihre rechte Augenbraue gehoben hat. Er werde sich aber weiterhin bemühen, Spielräume zu sichern. Kinderurlaube und auch ein zwei neue, über Markus vermittelte Bekanntschaften, von seiner ersten Tagesmutter bis nun in Verbindung mit ersten Kinderfreundschaften seien ihnen beiden ja nicht ganz unwichtig.

Kai hat ihn skeptisch angeschaut, als er den Kindervater herausgekehrt hat. Bei ihm drehe sich letztlich doch fast alles um die Arbeit, hat sie gemeint. Es wäre schön, wenn er hie und da etwas klarere Grenzen ziehen könne, nicht alles so sehr politisch auflade. Er hat eingeräumt, dass es längst nicht mehr um fragwürdig gewordene, vermeintlich umstürzlerische arbeitspolitische Ziele gehe. Aber bei ihm und bei den Kollegen, mit denen er eng zusammenarbeite, müsse man schon noch von einer Art innerem Kampf sprechen. Das sei ein Kampf um die Aufrechterhaltung von Elementen der alten Zielsetzungen. Und darüber wirklich gründlich nachzudenken, auch hier zwischen ihnen beiden, bleibe meist nicht die Zeit. In den letzten Jahren sei das in seinem Forschungsbereich noch besser gewesen. Das habe sich leider geändert, und vor allem im Institut nähmen sie sich dazu deutlich zu wenig Zeit. Oder sie hätten sie einfach auch nicht. Für alle von ihnen sei irgendein Projekt immer gerade wichtiger - es sei denn so ein Ereignis wie diese Indienreise gebe einmal einen besonderen Impuls – den aber letztlich auch nur für ihn. Und das führe dann auch nicht sehr weit.

Eine gute Stunde lang haben sie so miteinander geredet. Nun lässt er das Gespräch noch einmal an sich vorüberziehen. Es war wichtig, aber sie haben vieles nur leicht angetippt. Er bricht den Gedanken daran ab und konzentriert sich erneut auf seinen Bericht. Es schreibt daran bis nach Mitternacht. Schließlich hat er fast zwanzig Seiten Text beisammen. Er ist damit zufrieden, und er überlegt. Ein kurzer Begleitbrief wäre vielleicht ganz gut, wenn er den Bericht in seiner Forschungsgruppe, und gezielt vielleicht ein klein wenig darüber hinaus in den Umlauf gibt. Vielleicht könnte er darin immerhin ein paar von den Fragen unterbringen, die ihn unter dem Eindruck seiner frischen Erfahrungen beschäftigten. Aber dafür ist er jetzt zu müde. Außerdem wird

er den Text morgen Abend noch ein letztes Mal gelesen – auch wenn das Korrigieren von Fehlern mit Tippex immer lästig ist. Er geht zu Bett.

**Die üblichen Routinen dann am nächsten Vormittag:** Durchsicht der Umläufe für das Team und telefonisch zwei Terminvereinbarungen für Interviews in der übernächsten Woche. Dann zwischen ‚Tür und Angel‘ eine kurze Absprache mit Bernd: Der schlägt vor, sich am Ende der kommenden Woche im Hinblick auf eine neue interessante Ausschreibung und eine eventuelle weitere Projektakquise zusammensetzen. Etwas vage deutet er an, es gebe auch sonst einiges zu besprechen. Henning solle bis dahin jedenfalls eine erste Antragsskizze schreiben. Bei der Gelegenheit gibt er ihm noch eine kurze Information zu einer Tagung an den beiden vorausgegangenen Tagen, an der er teilgenommen hat. Anschließend widmet sich Henning bis zur Mittagspause bei einem zweiten und dritten Becher Kaffee der ersten Durchsicht älterer Notizen zum Thema der Ausschreibung. Er notiert erste Stichpunkte für eine Stoffsammlung zum Projektantrag. Es geht um das Verhältnis von Mitbestimmung im Sinne der älteren gewerkschaftlichen Programmatik und modernen Managementkonzepten im Sinne mitbestimmter Unternehmenskulturen.

Es ist noch einmal ein recht warmer, sonniger Oktobertag, ungewöhnlich so spät im Monat. Er entschließt sich zu einem kurzen Mittagsspaziergang. Gleich draußen am Institutseingang trifft er erneut auf Bernd. Der schlägt vor, ein paar Schritte zusammen zu gehen. Dann könne er doch gleich ein, zwei Dinge ansprechen. Also machen sie gemeinsam eine kleine Runde ums Karree. Einige ihrer jüngeren Kollegen im Forschungsbereich hätten seine Indienreise sehr aufmerksam registriert, berichtet Bernd. Vielleicht nicht wirklich neidisch hätten sie aber schon gemeint, dass sie ähnliches auch einmal locken würde. Er habe dann erwidert, dann sollten sie auch erst einmal ein Projekt so zu Ende bringen, dann böten sich dafür möglicherweise auch Chancen. Henning berichtet von seinem fast fertigen Erfahrungsbericht, den er in Umlauf geben wolle. Dann kommt Bernd auf seinen eigentlichen Punkt. Manfred wolle für eineinhalb Jahre ins europäische Ausland gehen. Ob das klappe, sei noch nicht ganz sicher, aber er habe ihn nun gefragt, ob er, Bernd, die Institutsleitung übernehmen könne. Er habe zugesagt. Er werde das dann aber nicht als eine Art Zwischenlösung übernehmen sondern mit längerer Perspektive – auch wenn er sich nicht ganz sicher sei, ob das Manfreds Vorstellungen entspreche. Jedenfalls sei dann aber klar, dass er, Henning die Bereichsleitung übernehmen müsse. Henning nickt nach Abschluss seiner Promotion hat er im nächsten Frühjahr ja den Rücken frei, denkt er. Aber er hat auch sofort das Gespräch von gestern Abend und Kais gehobene Augenbraue im Kopf. Es wird hart werden, angesichts dieser neuen Herausforderung die richtige Balance zu finden.

Der Nachmittag ist mit einer Sitzung zu seinem laufenden Projekt ausgefüllt. Henning sorgt für einen gestrafften Verlauf. Für Berichte zu seiner Reise bleibt da keine Zeit. Er verweist auf seinen Bericht dazu, den er am nächsten Tag in Umlauf geben wird. Er schafft es pünktlich zum Kindernachmittag nach Hause. Später am Abend geht er als erstes seine Arbeitsplanung für die nächsten Monate noch einmal durch. Wenn

die neuen Aufgaben erst im späteren Frühjahr anstehen, sollte alles zu schaffen sein. Abschließend fällt der Begleitbrief zu seinem Erfahrungsbericht sehr knapp aus. Ausführlichere Fragen lässt er weg. Mit Bernd, vielleicht noch dem einen oder anderen Kollegen will er sie bei passender Gelegenheit besprechen. Ein wenig Raum für grundlegende konzeptionelle Fragen schaufeln sie sich ja immer noch mal frei. Drängender sind freilich immer die Fragen, die dichter an jeweils aktuelle Projekte angehängt sind – oder die sich demnächst im Zusammenhang ganz neuer Aufgaben stellen werden.

**„Zuviel Nostalgie, ein Veteranentreffen.“** Thomas erste Antwort auf Katrins Frage nach den Ergebnissen des zweiten Tages der Septemberstreiktagung fällt knapp aus. Dann ist er, immer noch im Windfang, erst einmal damit beschäftigt zu Hause anzukommen, und er hat ganz andere Gedanken im Kopf. Bald ein Jahr ist inzwischen vergangen. Die von Bernd angedeuteten Veränderungen im Institut sind eingetreten. Er kommt bislang mit seinen nun deutlich erweiterten Aufgaben ganz gut zurecht: den beiden eigenen Projekten und der Organisation der jeweiligen Teamarbeit, der Begleitung der Projekte anderer aus seinem Bereich, hoffentlich demnächst auch mit der ersten konzeptionellen Diskussion, die sie alle einen Schritt weiterbringen soll. Die Vorbereitungen dafür hat er jedenfalls abgeschlossen. Bernd will in zwei Wochen erst am zweiten Tag der eineinhalbtägigen Klausur dazu stoßen – weniger im Blick auf ihre konzeptionelle Debatte, als vielmehr im Hinblick darauf, wie sie ihre Forschungsstränge ganz konkret weiter entwickeln könnten. Er hat als Institutsleiter wahrhaftig genug zu tun. Aber er hat sich offenbar auch ganz bewusst vom ersten Tag seiner Übernahme der Geschäftsführung an ganz aus seinem alten Bereich herausgehalten. Dessen Weiterentwicklung entlang der gemeinsam eingeschlagenen Linie war nun Hennings Sache. Das hat Bernd so nie gesagt, durch sein Verhalten aber völlig klar gemacht.

Vielleicht werden sie bei ihrer Klausur in zwei Wochen auch über das Rumoren in Osteuropa sprechen. Da kam ja zunehmend mehr in Bewegung, oder ins Rutschen, je nachdem wie man das sehen wollte. Aber auf der Veranstaltung gestern und heute, da ist das gänzlich ausgeblendet geblieben. Henning verlässt den Windfang und konzentriert sich wieder auf die Frage, die Kai ihm gleich bei betreten des Hauses zugerufen hat. Er ist erkennbar ein wenig angefressen, geht zum Külschrank, holt sich eine Flasche Bier, dann noch ein Glas aus dem Schrank. Er setzt sich zu ihr an den Tisch, schenkt sich ein Glas ein, braucht aber offensichtlich ein wenig Zeit um sich zu sammeln. Sie lässt ihm die Zeit. Sie hat Markus gerade ins Bett gebracht. Der war etwas traurig, dass der Vater auch heute so spät von der Arbeit kommt. Sie hat den Kleinen auf den zweiten Teil des Wochenendes vertröstet.

Am Abend zuvor ist es sehr spät geworden. Sie haben in einer Kneipe zusammengesessen, und es gab viel zu erzählen vor allem zwischen den Wissenschaftlern und den Betriebsräten. Die Zeit, in der sie, in jeweils unterschiedlichen Bezügen, noch relativ enge Kontakte gehabt haben, lag einige Jahre zurück. Nicht nur Henning ist aus der Bildungsarbeit der IG Metall seit mehreren Jahren heraus. Nur zu einigen

wenigen gibt es so etwas wie laufende Kontakte aufgrund eines aktuellen Projekts. Und auch die Wissenschaftler, die vor zwanzig Jahren gemeinsam an diesem Thema gearbeitet haben, waren ja längst nicht mehr alle am Institut. Und auch die unter ihnen, die sich dort festgesetzt hatten, arbeiteten in unterschiedlichen Teams zu recht verschiedenen Themen. Alltagskontakte fanden also eher sporadisch und dann auch häufig flüchtig statt. Der Austausch mit Forschern aus anderen Einrichtungen, die zum jeweils gleichen Themenfeld arbeiteten, war meist viel enger. Aber immerhin fünf oder sechs von ihnen sind an den beiden Tagen dabei gewesen.

Henning trinkt einen zweiten Schluck und lehnt sich zurück. „Okay“, wenn es von Deinem Tag nichts Besonderes zu berichten gibt, kann ich gerne erzählen. Aber im Grunde hat mein einer Satz den Kern der Sache schon getroffen: zu viel Nostalgie“

„Das hast Du ja heute Morgen schon zum ersten Tag so ähnlich gesagt“, erwidert sie. „Geht es vielleicht doch ein bisschen ausführlicher? Ich bin extra aufgeblieben“. „Na gut, so spät ist es ja auch noch nicht“, murmelt er, „aber ich musste jetzt wirklich erst einmal ankommen“. Nach einem tiefen Schluck und einer kurzen Pause versucht er eine knappe Einschätzung, bemüht um Präzision:

„Du hast Recht. Aber heute Morgen war das ja auch noch ein Stück weit meine Befürchtung, dass das heute so bleibt. Und genau so ist es auch gekommen. Also, was ich nicht verstehe ist, wie man zu den Septemberstreiks eine solche Tagung machen kann, unter diesem Titel, nach zwanzig Jahren. Es ist ja schön, wenn man noch einmal alle die zusammenholt, die damals, meist noch als Vertrauensleute, diese Streiks organisiert haben. Das war vor allem gestern Abend auch nicht so schlecht. Es ist auch interessant zu hören, wie die alle von heute aus bewerten, was damals geschehen ist. Und natürlich kann man dazu auch die Forschung nutzen, die wir damals gemacht haben. Aber dann kann man sich doch nicht da hinstellen und den Kollegen nicht viel mehr anbieten als das, was wir damals geschrieben haben. Das kann es doch nicht sein, ihnen zu erzählen, wie sie damals ihr Handeln organisiert und was sie so erreicht haben. Und genau das hat der Peer heute haarklein fast zwei Stunden lang getan. Da ist man doch als Veranstalter – also als derjenige, der damals dazu geforscht hat und auch heute wieder als Wissenschaftler gefragt ist - dazu herausgefordert, erst einmal selbst eine Art Bilanz zu ziehen. Und schließlich wäre es ja auch ganz gut, vielleicht auch noch im Blick nach vorne etwas zu sagen, gerade heute, angesichts dessen, was gerade um uns herum geschieht.

Das sind doch alles Kollegen, die aus der Bildungsarbeit der IG Metall gekommen sind, einer Bildungsarbeit, die einige von uns, jedenfalls die beiden, die die Veranstaltung organisiert haben, seinerzeit selbst ganz aktiv mit vorangetrieben haben. Und eingeladen haben sie dazu die ‚69er-Betriebsräte‘, wie ich die immer so gerne nenne. Die haben die Montanmitbestimmung wirklich noch als ersten Schritt einer Umgestaltung von Wirtschaft und Gesellschaft angesehen. Und die Septemberstreiks sind für sie sozusagen ihr erster erfolgreicher praktischer Schritt auf dem Weg dahin gewesen. Und heute? Hier, bei uns gibt es ganz andere neue soziale Bewegungen



und in der DDR gibt es seit einigen Wochen Demonstrationen gegen die herrschende Ordnung. Da kannst Du doch nicht, geradezu als Schlusssatz sagen, die Streiks damals seien ein herausragend wichtiges Ereignis in der Geschichte der Bundesrepublik gewesen, weil sich die Arbeiterklasse mit ihnen in die politischen Arena zurückgemeldet habe. Das haben wir damals vielleicht gedacht. Aber was ist denn danach passiert? Und was passiert gerade jetzt? Und was verstehen wir heute unter Arbeiterklasse? Gab dann auch zu Recht Widerspruch, aber eben keine Diskussion nach vorne.“

„Ist ja gut, dass Du die Tagung nicht zu verantworten hast“, unterbricht Kai seinen Redeschwall. „Bist ja vermutlich eher ein stiller Zuhörer gewesen, ähnlich wie gestern. Aber es war doch ‘ne Institutsveranstaltung. Hättet ihr das nicht absehen und vorher gegensteuern können?“

Henning lässt erneut eine kurze Pause eintreten: „Absehen konnte man das wohl schon, Und Bernd hat ja auch früh genug gefragt, wozu die Tagung gut sein soll. Aber er war eben die Tagung von Werner und Manfred. Die beiden haben das Programm gemacht. Und Jürgen hat bei dieser einen kritischen Diskussion im Vorfeld, in unserem Leitungsgremium, sozusagen vermittelnd, gemeint, das könne schon spannend werden. Und er hat wiederholt, was er mir vor längerer Zeit auch schon mal gesagt hat: Wir seien doch vermutlich nie so dicht an der sozialen Wirklichkeit dran gewesen wie damals. Da ist ja auch was dran, aber das ist eben viel zu einseitig. Wir haben mit unseren Hypothesen damals schließlich auch messerscharf danebengelegen. Die damals von vielen Beobachtern, nicht nur von uns, erwartete Wiederkehr der Klassenkämpfe in Westeuropa ist ja nun wirklich nicht so zustande gekommen, wie wir damals gehofft haben“.

Henning nimmt einen tiefen Schluck Bier, denkt ein wenig nach und setzt dann noch einmal an: „Immerhin hat es heute das eine Referat dazu gegeben, wie damals der Vorstand der IG Metall die Streiks bewertet hat. Das war schon interessant. Der Reinhard hier von der Uni hat da also ‘ne Analyse in Kenntnis der Vorstandsprotokolle von damals angeboten. Er macht gerade eine historische Untersuchung zur Geschichte der IG Metall in den ersten Nachkriegsjahrzehnten. Er hat also den Zugang zu den Protokollen, und er hat dazu referiert. Der Vorstand ist von den Streiks damals wirklich überrascht worden; und die fühlten sich im geschäftsführenden Vorstand auch selbst von den Streikenden massiv kritisiert. Vor allem hatten sie wirklich Angst, die Kontrolle über das Geschehen zu verlieren. Im Übrigen finde ich, nach zwanzig Jahren hätte man ruhig auch ein paar von den damaligen innergewerkschaftlichen Kritikern dieser Streiks einladen können, oder auch ein paar Kollegen aus dem Bergbau. Da hat es damals ja auch Streiks gegeben. Dann wäre es wenigstens lebendiger geworden. Stattdessen organisieren die beiden so etwas, wie ein fast schon konspiratives Veteranentreffen, wo man unter sich bleibt und sich selbst bestätigt.“

Sie reden noch eine Weile weiter, zuletzt dann doch über ihren Tag, über Markus und Stefan, das Programm für das angebrochene Wochenende. Kai entgeht, dass Henning diese Tagung noch sehr beschäftigt. Wie sehr bemerkt sie am nächsten Morgen. Er habe schlecht geschlafen und merkwürdig wirres Zeug geträumt, erzählt er ihr beim Frühstück. Als der kleine Markus nachfragt, wovon der Papa denn geträumt habe, er träume auch manchmal komische Sachen, meint Henning, es sei dabei um seine Arbeit gegangen, und das sei für Markus vermutlich langweilig. Dann fragt er zurück, was der denn Komisches träume. Na ja zuletzt habe er gar nichts geträumt, ist die Antwort, aber das nächste Mal wolle er das dann gleich erzählen.

„Nachher fahren wir ja zusammen in den Zoo“, meint die Mutter. „Vielleicht wird es ja spannend bei den Löwen und Tigern, oder bei den Affen. Dann hast Du ja wahrscheinlich neue Erlebnisse, von denen Du in der nächsten Nacht träumen kannst. wer weiß. Oder der Papa liest Dir heute Nachmittag eine spannende Geschichte vor, wenn Du Lust hast. Und dann träumst Du von dem Land, wo die wilden Kerle wohnen“.

Später, Markus turnt gerade auf einem Klettergerüst auf dem Spielplatz und Stefan turnt zwischen seinen Eltern auf der Sitzbank herum, fragt Kai zu Hennings wirren Träumen nach. Er sei irgendwie auf einer Demonstration gewesen, berichtet der, vorne weg die Kollegen, er aber irgendwie auch dabei. Worum es dabei gegangen sei, sei ihm nicht richtig klar. Eher sei es ihm vorgekommen wie die jüngsten Bilder aus Leipzig in der Tagesschau. Dann aber hätten zwei, drei Kühe da am Straßenrand gestanden. Seine Indienreise vor einem Jahr also habe sich da reingeschoben. Dann hätten sie plötzlich zu dritt in ein Restaurant gesessen, nicht die Kollegen hier aus der Stahlindustrie, vielmehr der Kollege von der Ruhrkohle AG, mit dem zusammen er die Indienreise gemacht habe, der und ihre Führerin in Neu Delhi letztes Jahr. Und die habe dann, nun aber nicht mehr auf der Demonstration sondern eben in dem Restaurant, ähnlich dem in Agra voriges Jahr, im Flüsterton zu ihnen gesprochen: von den Unruhen, dem Mob auf der Straße in Neu Delhi. Da hätten sich, so habe sie das ja vor einem Jahr berichtet, Sikhs und Moslems nach der Ermordung von Indira Gandhi wechselseitig massakriert und man habe sich fast eine Woche lang nicht auf die Straße trauen können. Ihr Bruder habe sich in ein Hotel geflüchtet und sich dann mehrere Tage nicht nach Hause gewagt. Das sei hier nie so durch die Nachrichten gegangen, aber sie habe das damals sehr eindringlich berichtet, im Flüsterton. Er habe ihr das ja auch alles schon mal erzählt. Es sei schon merkwürdig, wie er das alles nun im Traum vermengt habe, völlig surreal. Aber eben auch ein Indiz dafür, dass für ihn heute neue und ganz andere Probleme auch wehr wichtig geworden seien, Komisch, was man manchmal träume. Ja und dann sei er aufgewacht.

„**Das kannst Du vergessen.** Vernünftige Politik kannst Du hier in den nächsten zwanzig Jahren nicht machen, das ist wie in Afrika“. Albert sagt das mit einigem Sarkasmus, vor allem aber so schroff und auf den Punkt, wie er das oft getan hat, denkt Henning. Sie gehen über den Marktplatz von Zwickau, zwischen den fliegenden Händlern hindurch. Mai 1990, schon wieder ein halbes Jahr später. Die Grenze ist

offen. Freie Wahlen haben stattgefunden. Die Leute haben ihr Begrüßungsgeld bekommen, sind vielleicht auch auf andere Weise an etwas Westgeld gekommen. Die Händler bieten Transistorradios, Kassettenrekorder, diverse braune Ware an, die im Westen vermutlich nur noch schwer verkäuflich ist – und sie werden sie hier gut los. Henning nickt. Dieses Bild hier ist noch ernüchternder als das das sich ihnen gestern bei der Führung durch das Trabant-Werk geboten hat. Die Produktion dieser Autos mit der Plaste-Karosserie würde absehbar sehr bald zu Ende gehen. Und diese engen und verwinkelten Fabrikhallen mochte man vielleicht für alles Mögliche nutzen können, oder aber besser gleich abreißen. jedenfalls aber taugten sie nicht für eine moderne Automobilproduktion.

Vom Institut aus haben sie eine der regelmäßigen Dialogveranstaltungen zwischen Wissenschaft und Praxis in der ostdeutschen Partnerstadt organisiert – mit einem Programm, in dessen Rahmen sie über einige der Herausforderungen der „Wende“ informieren und diskutieren wollen, die die neue Marktwirtschaft mit sich bringen wird. Die Teilnehmer sollen ostdeutsche Führungskräfte sein, neu gewählte Betriebsgewerkschaftsleitungen oder auch schon Betriebsräte, obwohl es dafür noch überhaupt keine gültige neue Rechtsgrundlage gibt. Gestern also ein kleines Besichtigungsprogramm und eine Diskussion in kleinerer Runde, mit vielleicht zwanzig, fünfundzwanzig Personen. Heute ihre Vorträge mit Diskussion bei etwa 120 Teilnehmerinnen, und nun Mittagspause. Mit einer Handvoll Wissenschaftlern und einigen Praktikern, unter anderem einem Betriebsratsmitglied und einem Arbeitsdirektor aus der Stahlindustrie sowie zwei führenden Mitgliedern des örtlichen Metallarbeitgeberverbandes sind sie angereist. Vortragsthemen sind unter anderem Gruppenarbeitsmodelle in der westdeutschen Automobilindustrie, Erfahrungen bei der Bewältigung der Stahlkrise, Informationen zur Praxis der Mitbestimmung. Die Teilnehmer, es sind fast nur Männer, haben ihnen heute Morgen geradezu an den Lippen gehangen. „Vom Westen lernen heißt siegen lernen“, war augenscheinlich die neue Parole. Die Hoffnungen die sich hier auf die soziale Marktwirtschaft, auf die westlichen wohlfahrtsstaatlichen Demokratien richteten, sind fast mit Händen zu greifen gewesen. Dass die Veranstaltungsteilnehmer dabei zugleich von ihren eigenen Erfahrungen in den bisher volkseigenen Betrieben und Kombinatn ausgingen, lag auf der Hand. Als gestern der neu gewählte Betriebsratsvorsitzende eines Chemiebetriebes mit ca. 500 Beschäftigten berichtet hat, er säße nun jeden Montag bei der Sitzung der neuen Geschäftsführung mit am Tisch, ist der Geschäftsführer des örtlichen Metallarbeitgeberverbandes, der in ihrer Gruppe mitgereist ist und neben dem Henning gesessen hat, wirklich ‚fast vom Stuhl gefallen‘. Im Westen, wenn es gut lief, Konfliktpartnerschaft durch Mitbestimmung, jedenfalls aber klare Gegnerunabhängigkeit, und von dem neu gewählten Betriebsratsvorsitzenden Ost hier die schlichte Feststellung: „Gemeinsam sind wir stärker“ – das war für den fast nicht zu fassen.

„Du hast ziemlich sicher Recht“, sagt Henning, dem nach Albrechts Bemerkung genau diese Szene durch den Kopf geht, „das sind nicht nur völlig verschiedene Welten und Alltagserfahrungen. Was auffällt ist vor allem diese fast naive hoffnungsvolle Erwartung, dass die soziale Marktwirtschaft nun nur mit allen ihren Segnungen über sie

hereinbrechen wird. Dass es da inzwischen durchaus an der einen oder anderen Ecke knirscht, um das Mindeste zu sagen, das sieht hier niemand. Und wenn der Kurt ihnen dann erzählt, sie müssten sich, so wie sie in der westdeutschen Stahlindustrie das Geld zur Bewältigung struktureller Umbrüche eben aus Brüssel holen, na ja, dann spricht er zwar richtig über seine Erfahrungen West, aber das wird sich so nicht wiederholen lassen.“

Sie gehen noch ein wenig weiter, beobachten wie sich ein Neubürger Ost und ein fliegender Händler West gemeinsam über ein gerade abgeschlossenes Geschäft freuen und machen sich dann langsam auf den Weg zu dem Gebäude, in dem ihre Veranstaltung stattfindet. „Tja, dann werde ich jetzt gleich über die Praxis der Mitbestimmung referieren“, sagt Henning nachdenklich. „Ist übrigens fast deckungsgleich das Referat, das ich vor eineinhalb Jahren in Indien gehalten habe – natürlich in deutschsprachiger Fassung“, fügt er lächelnd hinzu. „Die Kurzfassung in Englisch haben sie mir neulich in einem schmalen Sammelband zu den dortigen Tagungen zugeschickt. Habe ich nun also auch eine Veröffentlichung mit Verlagsort Neu Delhi. Im Übrigen habe ich da damals aber viel lernen können. Und das ist sicher ein Unterschied. Hier dürften sich für die Sozialwissenschaften neue Forschungsfelder eröffnen. Aber ich denke mal, die deutsche Mitbestimmung als Teil eines Dritten Weges zwischen Kapitalismus und Sozialismus hat sich inzwischen in Indien erledigt. Und wenn Du Recht hast, ist das hier denkbar schwierig, in die Prozessdynamik, die hier gerade entfesselt worden ist in unserem Sinne politisch gestaltend einzugreifen.“ Aber neue Forschungsfelder, die tun sich hier mit Sicherheit auf, denkt Henning weiter – und irgendwie taucht in seinem Hinterkopf wieder einmal dieser Gedanke auf: Mit unserer Wissenschaft laufen wir der Wirklichkeit wieder einmal hinterher. Gänzlich überraschend für die einschlägige Osteuropaforschung hat es nun hier eine Revolution gegeben – und so etwas wie eine Blaupause, wie denn damit umzugehen wäre, die gibt es nicht. Eher ist zu befürchten so denkt er ganz vage, dass sich nun hier ein Experimentierfeld eröffnet, womöglich eines, auf dem westliche Konzerne neue Möglichkeiten zur Flexibilisierung ihrer Produktion auch im Westen erproben werden.

### III.

**Die Luft ist schwül und drückend.** Kein Luftzug ist zu spüren. Schwere Regenwolken kriechen über die Hornigrinde. Der Fernsehturm auf der gut eintausend Meter hohen Schwarzwaldkuppe verschwindet ganz langsam hinter dem Wolken-schleier. Nur etwas weiter südlich gibt er einen kleinen Flecken blauen Himmels frei. Die Blätter der jungen Esskastanien, die hier wachsen seit die Römer dieses Land kultivierten, glänzen feucht. Aber der leichte Nieselregen des späten Vormittags hat längst aufgehört. Ein Tag, um auf der überdachten Terrasse des Ferienhauses zu sitzen. Der Regen müsste jetzt am frühen Nachmittag doch endlich einsetzen. Vielleicht zieht sogar ein befreiendes Gewitter auf, das Kühlung bringt. Drückende Schwüle lastet. Selbst einen Krimi zu lesen, strengt an in dieser Luft. Kai, die über das weite Tal und seine mit Wein bewachsenen Hänge hinweg geschaut hat, klappt ihr Buch zu. Sie hat versucht, sich zu entspannen. Aber sie kann nicht wie Henning einfach auf Durchzug schalten oder die Ohren runter klappen. Die marktschreierische Stimme aus dem PC, gelegentlich mit Musik unterlegt, die vergeblich einen Spannungsbogen zu erzeugen sucht, gellt gerade wieder lauter aus dem Haus zu ihnen heraus: „You don't know Jack!“

„Jetzt macht doch mal endlich den PC etwas leiser, wenn ihr schon dauernd dieses Spiel durchnudeln müsst. Außerdem müsstet ihr allmählich doch auch alle Fragen durchgehächelt haben, und zwar mehrfach!“ Kai legt ihr Buch ärgerlich und endgültig beiseite. „Es ist unmöglich, bei diesem Krach zu lesen. Wir hätten Markus nicht nachkommen lassen sollen, oder wenigstens hättest Du den beiden den Laptop nicht geben sollen“, meint sie zu Henning, „Wenigstens könnt ihr die Tür zu machen“, ruft sie ins Haus.

„Ist doch gar nicht so laut. Und außerdem, was soll man denn bei diesem scheiß Wetter anderes machen? Ihr musstet doch unbedingt im Urlaub hierher fahren und ihr wolltet doch, dass ich nachkomme“, ruft Markus zurück, ohne sich im geringsten stören zu lassen. Er ist seit zwei Tagen eingetroffen, war gestern mit Stefan und den Eltern zu einer kleinen Sightseeing-Tour in Strassbourg und im Elsass unterwegs. Heute schlagen die beiden Jungens die Zeit tot am PC. Es geht um 4000 Mark, das Computerspiel kündigt einmal mehr eine der Fragekategorien zu dem Quiz an, das Markus und Stefan seit drei Stunden spielen. Beide sitzen vor dem Laptop, warten gebannt auf die nächsten Antwortvorgaben und denken nicht daran, sich zur Tür zu begeben. Also steht Henning auf, geht die fünf Schritte hinüber und knallt die Tür zu. „Wenn das so weiter geht, dann ist dies hier jedenfalls eher die Hölle als ein schöner Urlaubstag. Und dabei sind diese Computerspiele von künstlicher Intelligenz mindestens so weit entfernt, wie unser Urlaub, an diesem Tag heute, von der Chance zu wirklicher Erholung“, ruft er ihnen noch zu, zur Abwechslung und wenig überzeugend einmal die strenge Vaterrolle spielend.

„Naja, so musst du dich auch nicht gleich aufregen“, sagt nun Kai, als er auf die Terrasse zurücktritt. „Ist zwar blöd mit dem Wetter heute. Und die Jungens könnten ja

vielleicht auch was anderes tun, was mit weniger Krach verbunden ist; aber letztlich haben wir hier doch einen ganz geruhsamen Tag. Hölle ist jedenfalls was anderes. Es ist doch schön, dass Markus sich nicht weiter allein zu Hause einbunkert. Ich habe meinen Mankell weiter gelesen und du Dein Buch, das du dir unbedingt noch vor diesem Urlaub holen musstest. Hast du ja nun auch so gut wie geschafft. Was hältst du davon, wenn ich uns jetzt einen Cappuccino mache und wir die Kuchenstückchen essen?“ Wie üblich wartet Kai bei solchen Fragen überhaupt nicht auf eine Antwort. Sie ist schon während ihrer Frage aufgestanden und bewegt sich ins Haus in Richtung Küche. „Dass du allerdings in den Ferien solche Sachbücher lesen musst, verstehe ich nicht so ganz.“

**"Die immer gleichen Geschichten** interessieren mich eben auch nicht so besonders", gibt er zurück, "und einen Krimi habe ich ja gelesen in der ersten Woche hier, und den Mankell lese ich sicher auch noch. Ich mag die drückenden Stimmungen und seinen Wallander, der immer schwerer zu Recht kommt mit einer immer verrückteren Welt und schwer genug zu tun hat mit sich selbst. Aber auf die Geschichten, die bizarren Morde als Symbole einer Welt, die aus den Fugen gerät, kommt es doch gar nicht so sehr an, oder?" Dabei steht er auf und folgt ihr in die Küche. Wenn er sie jetzt Cappuccino und Kuchen und vielleicht auch noch Kekse oder Obst und Milch für die Jungens alleine heran karren lässt, wird sie ihm das nur bei passender Gelegenheit wieder auf's Butterbrot schmieren. Und Ray Kurzweils „Homo S@piens“, gerade neu erschienen. hat er tatsächlich fast durch. „Das mit der Hölle war doch auch gar nicht so gemeint. Der Kurzweil hat nur seiner Vision vom Heraufziehen der künstlichen Intelligenz so einen Prolog vorangestellt, in dem er darüber nachdenkt, ob das eigentlich der Himmel oder aber die Hölle ist, wo wir uns seiner Einschätzung nach in fünfzig bis einhundert Jahren befinden werden. Dann soll nämlich das Zeitalter der künstlichen Intelligenz angebrochen sein, von dem er träumt. Und weil die beiden nebenan den ganzen Krach mit meinem PC veranstalten, kam mir das gerade in den Kopf.“

„Hier, trag mal die Teller und Tassen raus auf die Terrasse. Und den Kuchen kannst du auch gleich mitnehmen. So'n bisschen mehr praktische Intelligenz wäre manchmal ganz schön.“ Sie reicht ihm die auf einen Teller gelegten Hefestückchen und die beiden Stücke Zwetschkuchen herüber und wendet sich dann wieder dem Wasserkessel zu, der schon leise summt. „Das mit der künstlichen Intelligenz kannst Du doch vergessen. Das ist so ferne Zukunftsmusik, wenn überhaupt etwas daraus wird. Außerdem gewinnst du doch schon heute kaum mal gegen deinen Schachcomputer. Aber zum Glück spielst du ja auch nicht so oft. Dass die Jungens sozusagen ohne PC nicht mehr leben können, finde ich schon problematischer. Und dass unsere hochgradig virtuell vernetzte Welt sehr anfällig ist, gegen Sabotageaktionen zum Beispiel, kann ich mir auch gut vorstellen. Dazu gib t es sicher auch den einen oder anderen Roman, spannend und könnte wie im wirklichen Leben sein. Aber künstliche Intelligenz?“

Henning setzt Tassen, Teller und Kuchen auf dem Tisch ab, legt für die beiden Jungen einige Kekse in eine kleine Schale, holt außerdem zwei Becher Milch und geht zu ihnen rüber. „Pech gehabt!“ schallt es ihm entgegen, als er die Tür öffnet. „Hey Papa, Kekse und Milch finde ich gut. Aber hör mal die nächste Frage, die finde ich voll cool. Wetten, dass Du die nicht richtig beantworten kannst.“ Markus guckt ihn herausfordernd an, während Stefan sich einen Keks schnappt und eher neugierig abwartet. „Ich setze glatt fünf Euro.“

„Du weißt doch, dass ich mit dir nicht um Geld wette, aber lass mal gucken.“ Der Computer plärrt von Neuem los und die nächste Frage erscheint auf dem Bildschirm. Henning hat Glück, mit griechischer Mythologie kennt er sich ein wenig aus. „Lass mal die Antwortvorgaben sehen. Also da würde ich sagen, das kann nur Antwort C sein. Um Jason und die Argonauten geht es hier.“

„Mist!“ knurrt Markus sichtlich enttäuscht. „Warum wirst Du nicht mal beim Jauch Millionär, wenn du so viel weisst. Dann könnten wir wenigstens wieder in Florida Urlaub machen“, und Stefan ergänzt: „genau, statt hier bei Regen im Schwarzwald in der Bude zu hocken.“

„Also einmal Disney World hat mir gereicht. Und ich bin hier ganz gerne. Das ist keine Geldfrage, und das Wetter war ja ganz überwiegend sehr schön und wird bald auch wieder besser.“ Henning verlässt das Zimmer, schließt die Tür hinter sich, setzt sich zu Kai an den Tisch auf der Terrasse und greift nach einem Keks.

Die Geräuschkulisse des Computerspiels ist nur noch schwach zu hören. Sein Blick wandert zu dem zur Seite gelegten Buch. „Also ich lese schon noch den Mankell. Aber mal ganz im Ernst. Diese Utopien von dem Ray Kurzweil, die sollte man schon ernst nehmen. Nicht weil das, was er so ausmalt, eins zu eins in den nächsten fünfzig bis einhundert Jahren passieren wird, das wäre Stuss. Aber diese Denke motiviert vermutlich manche, die heute als Wissenschaftler und Politiker unsere Zukunft gestalten. Die sozialen Utopien sind ja spätestens seit 1989 so ziemlich sämtlich verbrannt. Aber dies sind Technikutopien, gegen die ist alles, was Ernst Bloch geschrieben hat, geradezu altbacken. Für den war der Tod noch die letzte große Erfahrung, die er alt und lebenssatt noch vor sich hatte – und zugleich die große Negation aller Utopie, um die sein ganzes Denken gekreist ist. Aber der Kurzweil, der träumt seine eigene Unsterblichkeit! Die Frage ist für ihn dabei nur, ob im Himmel oder in der Hölle. Aber im Grunde denkt der nur in Bites und Megabites.“

„**Also jetzt halt mal die Luft an**“, fällt ihm Kai ins Wort. „Wie kannst Du überhaupt so einen Schwachsinn lesen? Ich weiß ja, dass Du dich neuerdings mit den luK-Technologien und der New Economy beschäftigst. Aber seine eigene Unsterblichkeit träumen. Etwa weil er mit einem Computerprogramm die Sonette von Shakespeare zu verbessern versucht? Und von dieser Unsterblichkeit als berühmter Dichter oder Wissenschaftler kann sich doch auch der genialste Mensch nichts kaufen, wenn er mal tot ist? Jeder lebt und stirbt letztlich wie wir alle. Da kann auch der

Kurzweil nur sehen, dass er das Beste aus seinem Leben macht und sein beruflicher Erfolg wird ihm dabei schon helfen, aber der stirbt am Ende auch. Statt so einen Mist wiederzugeben, denk lieber drüber nach, wo wir heute Abend schön essen gehen. Dies ist schließlich Urlaub, intensive Lebenszeit also, und ich wollte heute noch mal gut essen und mal nicht kochen. Ist schließlich bald vorbei mit dem Urlaub.“ Sie leckt sich nach dem letzten Bissen Kuchen ein wenig die Lippen und wirft Henning einen ziemlich abschätzigen Blick zu. Aber der bleibt hartnäckig.

„Ich denke, wir waren uns einig, heute Abend in den ‚Rebstock‘ zu gehen. Ich finde, dabei bleibt es. Aber lass uns bitte auch noch ein wenig bei meinem Thema bleiben. Mich beschäftigt das schon sehr, und man kann das eben nicht so einfach alles als Blödsinn abtun. Der Mann ist ja nicht nur erfolgreicher Unternehmer, der sein vieles Geld vor allem mit Softwareprogrammen verdient, die Hilfen für behinderte Menschen bieten, der ist auch kein ganz schlichter Technikfreak. Immerhin hat er Literaturwissenschaften studiert.“

„Und Du meinst, das hat ihn auf diesen Blödsinn mit Shakespeares Sonetten gebracht, den Du gestern erwähnt hast? Naja, Du hast ja auch mal Germanistik studiert, und das macht, wie ich finde, auch nicht gerade Deine Qualitäten aus.“

Henning übergeht diese Spitze Bemerkung, trinkt einen Schluck Cappuccino und fährt dann unbeirrt fort. „Ach, bleib‘ doch mal ernsthaft, und lass diese kleinen Sticheleien. Das mit den Sonetten finde ich ja auch bekloppt. Wie soll ein Computer das Lebensgefühl der europäischen Renaissance erfassen, so genial wie es in Shakespeares Kopf zusammengefasst war, der es dann so bleibend ausgedrückt hat? Dazu müsste man ja erst einmal ein Lernprogramm für einen entsprechend leistungsstarken Rechner entwickeln. Und die authentischen Erfahrungen der Zeit werden dem dann trotzdem nicht zugänglich. Und daran denkt der Kurzweil überhaupt nicht. Dem kann es also nur um formale, ästhetische Optimierung gehen. Höchst zweifelhaft alles.“

Nach einer kurzen Pause fährt er fort: „Nein, der meint ganz was anderes. Der rechnet die Kapazitätssteigerungen der Rechner aus den letzten fünfzig Jahren nach dem Moore’schen Gesetz hoch, also Leistungsverdopplung alle eineinhalb Jahre. Und so schätzt er ab, wann ein würfelgroßer Rechner locker die Leistungsfähigkeit des menschlichen Gehirns erreicht haben wird. Dazu unterstellt er seinen Rechnern vergleichbaren Funktionsweisen, wie sie unsere neuronalen Netze aufweisen. Sein Traum ist dann, dass man bis dahin auch das menschliche Gehirn scannen kann. Der hat vermutlich auch schon als Kind die ersten Staffeln von Raumschiff Enterprise gesehen. Und so was prägt ja das allgemeine Denken unserer Zeit. Er würde dann also sein Gehirn eins zu eins in so einem Würfel duplizieren lassen können. Und dann meint er, wäre das mit der Unsterblichkeit geritzt.“

„Ach, und dann denkt sein gescanntes Hirn als vollendete Monade in dem Würfel weiter was.“ Kai wird richtig bissig: „Was für ein Schwachsinn! Der denkt dann vielleicht auch an ein schönes Abendessen, aber er kann nicht hingehen und seine Ge-



schmacksnerven überhaupt nicht kitzeln. Und da denkt der Kurzweil noch darüber nach, ob das dann der Himmel oder die Hölle ist? Ich sage noch mal purer Schwachsinn. Das ist doch krank geradezu!“

„Nein, so kurzschlüssig argumentiert der nicht. Du musst den ernster nehmen. Zunächst mal will er den kompliziertesten physikalischen Apparat optimieren, den die Natur geschaffen hat, nämlich den Menschen. Nebenbei, die Formulierung von dem komplizierten physikalischen Apparat benutzt er nicht. Die stammt von Goethe. Mein Germanistikstudium erweist sich eben doch immer wieder mal als nützlich“ erwidert Henning. „ Es geht also um Cyborgs. Und die ersten Schritte der Verschmelzung von Technik und organischem Leben, die finden ja nun wirklich statt. Denk beispielsweise an Herzschrittmacher, künstliche Sensoren für ein beschädigtes Gehör usw. Da arbeiten heute viele dran, und da ist sicherlich vieles vernünftig. Das kann Leben erleichtern und verlängern. Damit hat der sein Geld verdient.

Als Unternehmer ist der Kurzweil also schon zu Recht erfolgreich. Aber am Ende dieser Entwicklung will er das ganze biologische Fundament unserer anfälligen Eiweisszellenbasis los sein. Nur gerade nicht, um als Monade zu vegetieren, sondern ganz im Gegenteil: In seinen virtuellen Welten will er unsere an der Natur entwickelte menschliche Genussfähigkeit eher exponentiell steigern. Du fährst nicht mehr abends in den Rebstock, sondern die Genüsse, und dann doch besser gleich die aus der Traube Tonbach, kommen zu Dir – und Gewichtsprobleme wegen zu üppigen Schlemmens gibt es dann auch nicht mehr.“

„Ich bitte Dich. Solche abenteuerlichen Phantasien eines Informatikers kannst Du doch nicht ernst nehmen. Da reicht es zu lesen, was führende Neurologen zum Stand und den Perspektiven der Gehirnforschung sagen. Die wissen gerade mal, welche Zonen unseres Gehirns aktiv sind, wenn wir, sprechen, Bilder betrachten, Sex haben, was weiß ich. Aber *wie* dabei Gedanken und Empfindungen entstehen, davon haben die doch nach wie vor keinerlei Idee. Du musst nur mal gelegentlich in unsere Zeitungsbeilagen gucken. Da steht das alles drin. Also Du machst mich nicht neugierig auf das Buch. Du steigertest eher meine Abneigung dagegen, überhaupt einen Blick hinein zu werfen. Wie gewöhnlich, wenn du mir ein Buch anpreist.“

„Tue ich ja gar nicht. Und wenn wir jetzt mal ein Bisschen drüber reden, kannst Du Dir das sowieso sparen. Und die Beilage „Mensch und Technik“ in unserer Tageszeitung, die lese ich auch. Und wer hat denn „Bild der Wissenschaft“ abonniert? Außerdem hab Ich doch gerade gesagt, der Kurzweil denkt nur in Bits, in Rechnergrößen. Aber es reicht ja schon, dass er glaubt – und mit ihm sicherlich viele andere –, dieses Problem werde man schließlich auch lösen, weil in letzter Konsequenz alles eine Frage von Rechnerkapazitäten ist. Dann kannst Du nämlich richtig anfangen zu träumen. Dann geht es nicht um den Turing-Test. Die Frage, ob Du noch erkennen kannst, ob Dein alter ego, mit dem du kommunizierst, ohne es sehen zu können, ein Mensch oder eine Maschine ist, die hat sich dann erledigt“

**„Das ist doch ein alter Hut.“** Markus, der unbemerkt auf die Terrasse gekommen ist, schaltet sich überraschend in das Gespräch ein. "Data im Raumschiff Enterprise oder der Doktor bei Voyager stehen einem direkt gegenüber und Du merkst nicht, dass sie keine Menschen sind. Aber für die geht es darum, ob und wie sie menschliche Gefühle entwickeln können. Das ist heute noch Science Fiction. Aber weshalb sollte das nicht irgendwann einmal Wirklichkeit sein? Aber darüber wollte ich jetzt eigentlich gar nicht reden. Ich wollte fragen, ob wir jetzt vielleicht was zusammen machen können, ein Spiel spielen zum Beispiel."

„Hmmm.“ Henning dreht sich zu ihm um. Für ein Spiel wäre er schon zu haben, aber er möchte jetzt auch den Gesprächsfaden nicht abreißen lassen. Er ist bei seinem Thema. Und es ist schwer genug, Kai mal in so ein Gespräch zu verwickeln: „Wenn Kai auch Lust hat, warum nicht. Aber einen Augenblick lang möchte ich mit Kai noch über den Kurzweil reden.“

„Und ich möchte, dass vorher noch der Abwasch gemacht wird. Schließlich haben wir hier keine Spülmaschine und das Geschirr stapelt sich so langsam in der Küche. Hol doch mal eure Becher, Markus“. Kai setzt die leeren Kuchenteller aufeinander, um ihrer Aufforderung Nachdruck zu verleihen.

**„Dir fällt auch nichts ein als Kinderarbeit,** wenn es um den Abwasch geht - aber das würde ja nur für Stefan gelten, ich bin ja erwachsen. Und ihr führt dann kluge Gespräche über künstliche Intelligenz.“ Erwidert Markus spitz; ignoriert Vorsichtshalber die Aufforderung und setzt sich erst einmal mit an den Tisch. Dabei wählt er einen möglichst großen Abstand zur Küchentür. Außerdem hat er so die Chance, sich rasch noch einen Schokoladenkeks zu schnappen. „Aber, nun sagt doch mal, haltet ihr solche Science Fiction für ganz unmöglich?“

„Also dass Computer mal so denk- und lernfähig werden wie Menschen, und dann vielleicht auch so etwas wie Gefühle entwickeln, das kann ich mir im Grundsatz durchaus vorstellen, jedenfalls eher als die Weltraumreisen des Raumschiff Enterprise“. Auf den Anspruch seines noch nicht achtzehnjährigen Sohnes, längst erwachsen zu sein, geht er nicht weiter ein. „Aber die Frage ist, glaube ich, nicht, ob diese Computer dann auch so aussehen und sich so bewegen können wie Menschen. Und die Utopie von Kurzweil, die geht auch ganz anders. Bei dem geht es darum, dass in schon absehbarer Zukunft Technik und Mensch unauflöslich miteinander verschmelzen und dass da drin unabsehbare Potentiale stecken. Da kommt dann noch dazu, dass durch die Nanotechnologie technische Systeme, die leistungsfähiger sind als das menschliche Gehirn, sozusagen in Miniaturgröße hergestellt werden können.“

„Also ich möchte doch erst einmal Zweifel an der Denk- und Lernfähigkeit von Euch beiden ausgewachsenen Rindviechern äußern.“ Kai springt auf und rennt über die Terrasse auf den Rasenplatz vor dem Haus. „Vor einer Stunde habe ich schon gesagt, ihr sollt den Wäscheständer ins Haus holen oder wenigstens auf die Terrasse

stellen. Jetzt fängt es an zu plästern und morgen früh sind dann alle Handtücher nass. Los helf mir mal schnell. Ein Liegestuhl steht auch noch draußen.“

Alle springen auf, um Wäscheständer, Liegestuhl, ein paar Sandalen mit Socken darin und eine Zeitung ins Trockene zu retten, während die ersten dicken Regentropfen sich in wenigen Augenblicken zu einem wahren Wolkenbruch entwickeln. Das Tal verschwindet hinter einem grauen Schleier von Wolken und Wasser, der Regen spritzt auf dem trockenen, nur zum Teil von Gras überwachsenen Kiesboden auf. Von einem nun aufkommenden Wind wird er jetzt zudem halb unter das Terrassendach gedrückt, prasselt auf das Dach, schlägt gegen die vordere Fensterscheibe und hat alle drei schon in den kurzen Augenblicken, die sie heraus geeilt sind, ziemlich durchnässt. „Könntet ihr nicht die Bücher zuerst ins Zimmer bringen?“ ruft Kai. „Ihr seht doch, dass der Regen jetzt auch auf die Terrasse schlägt. Die Seiten kleben nachher noch völlig zusammen. Und wir müssen jetzt auch rein.“

„Na ja, ganz so schlimm ist es nun auch nicht. Und außerdem kannst Du daran sehen, dass Printmedien eben ihre Nachteile haben. Da ist man ja auch heute schon drüber hinaus. Was lest ihr auch so viele Bücher. Ich benutze da lieber meinen PC.“ Markus grinst breit, während er sich die Bücher schnappt und im Wohnzimmer auf eine Fensterbank legt.

Okay und jetzt benutz deine Hände und mach mit Stefan zusammen den Abwasch. Nass bist Du sowieso schon. Und wenn ihr Euch hinterher umgezogen habt, am besten gleich im Blick darauf, dass wir heute Abend essen gehen, dann können wir uns ja wieder zusammensetzen und weiter reden oder ein Spiel spielen.“ Während sie das sagt, geht Kai zu Stefan ins Nebenzimmer, scheucht auch ihn, der laut mault, weil er sich mitten im Spiel unterbrochen fühlt, in die Küche. Dann verschwindet sie im Schlafzimmer und zieht sich selbst trockene Klamotten an.

Eine halbe Stunde später hockt Stefan wieder vor seinem Laptop. Er will sein Quiz zu Ende spielen, endlich mal mehr Punkte sammeln als sein großer Bruder. Sollen die anderen doch auf ihn warten. Kai sitzt am Wohnzimmertisch und blättert in einer Zeitschrift. Henning schaut zum Fenster hinaus, wo der Regen inzwischen in einem gleichmäßigen leichten Rauschen niedergeht. Es ist nur noch ein leichter Landregen, im Westen über der Rheinebene lichten sich schon die Wolken. Kai schaut zu ihm herüber: „Nun mach schon weiter mit deinem Buch, das du wohl kurzweilig findest und ich eher ätzend. Ich sehe dir doch an, dass du ganz scharf darauf bist, uns die Pointe deiner Kritik zu erzählen. Sonst tust du das nur nachher, wenn wir essen gehen und verdirbst mir noch den Abend.“

Er dreht sich zu ihr um. „Also wenn Dich das absolut nicht interessiert, dann kann ich den Rest auch für mich behalten. Ich habe sowieso noch ein paar Seiten zu lesen“. - „Nein, wenn wir jetzt eh auf Stefan warten, können wir auch noch ein bisschen über künstliche Intelligenz reden“, wirft Markus ein. „Ich fand das schon spannend, auch wenn der Papa keine Ahnung von Science Fiction hat. Aber das sag ich dir“, fährt er

zu ihm gewandt fort, „wenn du wieder anfängst, endlose Vorträge zu halten, dann spiele ich auch lieber weiter ‚You don’t know Jack‘“.

„Ist schon okay, ich lasse Euch auch zu Wort kommen. Und ich fasse mich ganz kurz“, verspricht Henning. „Wo waren wir vorhin stehen geblieben? Ach so, bei der Nanotechnologie und den Quantencomputern. Also wie weit sich da technisch die Leistungsfähigkeit von Computern steigern lässt, während die Dinger immer kleiner werden und schließlich auf Miniaturgröße schrumpfen, ist jetzt gar nicht so wichtig, kann ohnehin keiner von uns richtig beurteilen. Es kommt auf die Idee an, die für den Kurzweil dahinter steckt. Er rechnet mit Computern, die bald mindestens so leistungsfähig sind wie das menschliche Gehirn, aber die ungefähr eine Million Mal schneller ‚denken‘.“

Und der Clou ist dann der: Wenn sein Gehirn gescannt werden kann und dann eins zu eins auf so einen Minirechner übertragen wird, dann könnte der nicht nur die Erfahrungen von einer Million Menschenjahren in einem Jahr machen und verarbeiten – vorausgesetzt dieses Gehirn ist keine in sich abgeschlossene Monade, sondern mit hochentwickelten Sensoren ausgestattet, mit anderen solchen ‚Gehirnen‘ direkt vernetzbar usw. Nein, der könnte dann vielleicht auch nach dem Prinzip des Nürnberger Trichters lernen, in dem er Wissen aus anderen Rechnern einfach bei sich runterlädt. Er wäre letztlich in der Lage, sich eine völlig neue, andere virtuelle Lebenswelt zu erschließen. Und der Prozess wäre im Prinzip endlos denkbar, der Rechner hat kaum Verschleiß und ist jederzeit erneuerbar. Das habe ich am Anfang unseres Gesprächs, als du noch nicht dabei gewesen bist Markus, damit gemeint, als ich gesagt habe, Leute wie der Ray Kurzweil träumen von ihrer eigenen Unsterblichkeit.“

„Ist doch geil. Lernen nach dem Prinzip des Nürnberger Trichters bedeutet doch, lernen ohne sich anzustrengen, lernen ohne Schule. Und leben in virtuellen Welten heißt dann doch, in einer körperlosen Welt zu leben und sich trotzdem alle sinnlichen Erfahrungen erschließen, die du dir heute mit deinem Körper erschließen kannst.“ Markus scheint dieser Gedanke zu gefallen. Er lehnt sich wohligh zurück. „Und alle unangenehmen Körpererfahrungen kannst du von vorne herein vermeiden. Ich weiß zwar nicht, ob das jemals geht, aber diese Vision hört sich doch nicht so schlecht an, oder?“

„Spinnerei ist das alles“, wirft Kai ein. Solange wie wir leben, auch du Markus, solange ist das auf jeden Fall alles Träumerei. Oder rechnet der Kurzweil schon in den nächsten zehn oder zwanzig Jahren mit solchen Entwicklungen. Wahrscheinlich will er sich nach seinem Tod erst einmal schockgefrieren und dann auftauen lassen, wenn es technisch so weit ist, dass seine Träumereien wahr werden können. Dafür hat er als Unternehmer wahrscheinlich genug Geld verdient. Und was mich angeht, mir sind meine wirklichen sinnlichen Erfahrungen lieber. Zum Beispiel freue ich mich heute auf einen richtig schönen Abend.“

„Ja ja, und wenn ihr demnächst ohne uns in Urlaub fahren könnt, weil wir beide alleine fahren oder zu Hause bleiben, dann sind noch ganz andere sinnliche Genüsse drin, bei denen ihr bitte schön nicht gestört werden wollt“, grinst Markus. Überlege Dir doch mal den Vorteil von dieser Vision. Da sind die virtuell immer möglich, egal wer gerade sonst noch in der Nähe ist.“

„Und wer sagt mir, dass sie von gleicher Qualität sind? Da bin ich doch lieber, die ich bin und in der wirklichen Welt, in der ich bin, auch wenn ihr da bisweilen ziemlich nervt. Überhaupt können sich solche Technikutopien glaube ich nur Männer ausdenken.“ Kai wirft einen etwas abschätzigen Blick in Richtung auf ihre beiden Männer, und Markus fühlt sich sofort provoziert. „Natürlich, Frauen und Technik, wenn wir auf diesem Gebiet von Euren Phantasien leben müssten, säßen wir vermutlich noch heute wie die Affen auf den Bäumen oder wir würden als Jäger durch die Steppe ziehen, während ihr Wurzeln und Früchte sammelt.“

„Vorsicht Markus! Die Frage, ob das nicht typische Männerphantasien sind, die finde ich berechtigt, auch wenn ich darüber vielleicht noch nicht gründlich genug nachgedacht habe. Aber ich hätte noch ein paar andere kritische Fragen.“ Henning lehnt sich vor und guckt konzentriert auf die Obstschale auf dem Esstisch. „Im Untertitel von seinem Buch fragt der Kurzweil, ‚was bleibt vom Menschen?‘ Und wenn ich ihn richtig verstanden habe, wird der bei ihm mittels der Informationstechnologie sozusagen Gott gleich. Kurzweils und potentiell alles individuelle Denken wird unendlich. Es kann sich mit allem anderen Denken zusammenschließen, aber auch wieder ‚individuierten‘. Es kann sich virtuell alle sensorisch zugänglichen Genüsse erschließen, sie vielleicht sogar verfeinern, auch die geschlechtlichen. Und alle Schmerzen und Leiden lassen sich dann sowieso vermeiden. Es ist unendliches Denken und Fühlen, das er da imaginiert. Aber wenn er auch sagt, dass es sich individuiert, es hat doch eigentlich keine Individualität mehr. Es hat keinen besonderen Zugang zu ganz eigenen Erfahrungen, eigentlich auch kein Geschlecht. Er spricht irgendwo fast wörtlich davon, dass es möglich wird, in den Körper eines anderen Individuums zu schlüpfen, wie immer Körper dann beschaffen sein mögen.

Und was ist denn noch Individualität, wenn ich alle Grenzen meiner menschlichen Existenz überschreiten kann? Wie ist die zu denken? Und welchen von den uns heute bekannten menschlichen Individuen würde der Zugang zu dieser Utopie eröffnet, wenn sie technisch tatsächlich möglich wäre. Und welches Interesse hätte schließlich eine solche neue Form verschmolzener menschlich-technischer Intelligenz an dieser Erde, unserer menschlichen Lebenswelt? Ist das nicht eine Utopie, die nicht nur alle unsere Mitgeschöpfe auf diesem blauen Planeten ausschließt, sondern auch den größeren Teil unserer Mitmenschen? Lässt sich eine Dichtung mit Kurzweils Softwareprogrammen schreiben, die eine solche Vision als einen menschlichen Traum Gestalt gewinnen lassen kann?

Also zu all diesen Fragen findet man bei dem Kerl nichts. Aber naja, der Mann hat immerhin selbst Zweifel. Er fragt sich und seine Leser, ob er da von einem Himmel oder von einer Hölle träumt, wenn er sich vorstellt, mittels der Technik die natürlichen Bedingungen alles bisherigen menschlichen Lebens radikal hinter sich zu lassen.“

„Mann, jetzt hältst Du doch wieder Vorlesungen“, schimpft Markus. "Das sind mir viel zu viele Fragen auf einmal. Und die kannst Du auch gar nicht alle beantworten. Dass sich Individualität verändert, wenn so eine Vision Wirklichkeit wird, das glaube ich schon. Aber es ist, glaube ich anders als bei den Borg, wo alle im Kollektiv verschwinden und es irgendwo ein Zentrum gibt, an dem dann alle hängen, die das Kollektiv assimiliert hat. Das ist da ja so ein Bild für totalitäre Systeme in diesen Science Fiction Serien. Die werden als bedrohlich dargestellt und man muss sie bekämpfen. In deinem Buch, der Kurzweil, der stellt sich das ja anders vor: Jeder ist Teil des einen Kollektivs, aber irgendwie gleichberechtigt und jederzeit in der Lage, sich da wieder auszuklinken. Das ist schon anders. Und außerdem weiß ich nicht: die technische Entwicklung geht doch auf jeden Fall weiter, und davon hat der Mann ja wohl Ahnung. Und wenn es da wirklich Möglichkeiten gibt, Grenzen zu Überschreiten, ich meine Grenzen, die uns heute gesetzt sind als einzelnen Personen, dann wird man das doch in jedem Fall versuchen zu tun. Oder?"

„Die sind ja heute schon drauf und dran, ‚Ersatzteile‘ für unsere biologischen Körper zu klonen“, wirft Kai ein. „Klar wird alles gemacht, wofür die Leute sich einen Markt versprechen. Und wenn der Staat tatsächlich mal mit Gesetzen Grenzen zu ziehen versucht, dann geht das Geschrei gleich los. Das kennt man ja. Also dass der technische Fortschritt, oder das, was man so nennt, eben fortschreitet, das siehst du schon richtig Markus. Aber was der Kurzweil sich da vorstellt, das halte ich dann doch für ausgemachte Spinnereien – aber auch für beunruhigend. Ich möchte zum Beispiel schon selbst entscheiden, welche neuen Informationen mir wichtig sind, auch welche Empfindungen ich dabei habe. Gefühle sind doch auch immer mit im Spiel. So wie der sich das mit seinem Nürnberger-Trichter-Prinzip vorzustellen scheint, bleibt der Einzelne, der für sich entscheidet, doch gar nicht mehr im Spiel. Da mache ich meine eigenen Erfahrungen schon lieber mit meinem Kopf, so wie er ist, auch wenn's anstrengend ist und mit Arbeit verbunden. Aber immerhin, jetzt weiß ich nun sicher, dass ich dieses Buch nicht zu lesen brauche. Und Stefan ist hoffentlich auch gleich mit seinem Computerspiel fertig, und dann können wir hier noch ein wenig Karten spielen. Guck mal wie weit er ist Markus.“

„Ich hole gleich Mal die Karten“, erklärt Henning, während Markus schon aufstehen will, um seinen Bruder zu holen, „aber lass mich noch zwei Dinge sagen: Zum einen kommt es doch überhaupt nicht darauf an, was von diesen Visionen sich letztlich technisch realisieren lässt, ist eh spekulativ. Wichtig ist die Frage, wie sehr die Leute sich heute an solchen oder ähnlichen Technikutopien orientieren, hörst du, Markus Und an denen partizipieren immer nur irgendwelche Eliten: Die Crew vom Raumschiff Enterprise, oder die Wirtschaftseliten an der Spitze der IuK-Technologien in diesem Buch. Der Kurzweil mag dabei sogar noch ganz persönlich eine liberale menschenfreundliche Grundhaltung haben. Aber ich denke, die trägt bei ihm am Ende nicht sehr weit. Und in deinen Fernsehserien ist die technisch geprägte Alltagswelt der Zukunft immer militärisch, hierarchisch strukturiert. Zeig mir doch mal einer eine Serie, in der die Technik hilft, das Alltagsleben demokratischer und in dem Sinne vernünftiger zu gestalten. Ich kenne keine.“

Und das zweite, das ist der große Denkfehler, der in dem Traum von Kurzweil steckt. Was hat der denn davon, wenn jemand sein Gehirn scannt. Das Duplikat denkt, lernt und entwickelt sich dann vielleicht auf einer anderen Basis als der von Eiweißmolekülen weiter – vom ersten Augenblick nach dem Scannen an. Aber für das Original verändert sich doch überhaupt nichts. Das lebt und denkt ebenfalls weiter. Das kann nicht raus aus seinem Körper und aus seiner Haut, aus seinen Erfahrungen und aus seinem Leben - und es wird unweigerlich mit ihm enden. Der Kurzweil wird sich also wundern, dass er als geschlossenes biologisches System von dem erträumten Ziel seines technischen Fortschritts doch ausgeschlossen bleibt. Mit anderen Worten: Wir alle bleiben im Vergleich zu einem derart überstiegenen, hybriden Traum in alle Zukunft an die Bedingungen unseres Menschseins gebunden. Wir können da vielleicht ein bisschen dran drehen, aber die Grenzen bleiben eng."

„Bei Raumschiff Enterprise entspricht einer solchen Vorstellung eigentlich die Borg, also eine Cyborg eigentlich, und die verkörpert da ja die Bedrohung der Menschen überhaupt“, wirft Markus ein - Aber ob die als technisch aufgemotzter Mensch nicht nur alle fremde Individualität assimiliert, sondern im Prinzip auch die Zeit überdauert, ist ja auch nicht so klar. Jedenfalls macht Data sie am Ende platt."

"Schön beobachtet, aber damit bringst Du mich auf noch eine Idee", meint sein Vater. „Schon unsere Phantasie ist da regelmäßig überfordert. Mag ja sein, dass unser Gehirn sich im Grunde nicht vorstellen kann, aufzuhören zu denken, also zu sterben.“ Ja, wir lassen diesen Gedanken nicht an uns heran, denkt er dann weiter, jedenfalls so lange nicht, bis jemand wirklich stirbt, der ganz wichtig war in unserem Leben, und er denkt ein Jahr zurück, als seine Mutter starb. Schmerzlicher als erwartet war diese letzte endgültige Trennung nach den vielen von ihr inszenierten Trennungen, auch seinen Befreiungsversuchen während seiner Therapie.

„Was ist los, gehen Dir die Worte aus?“ stichelt Markus in die ganz kurz entstehende Pause. „Nein“, Henning schüttelt den Kopf, „aber wie sich menschliche Gehirne das ewige Leben vorstellen, Schäfchenwolken, grüne Wiesen, blauer Himmel, Engel mit Flügeln und solcher Art Kinderbilder das sind doch auch alles Vorstellungen, also...“. Noch einmal ist er mit seinen Gedanken bei ihr und bei dem Kindergottesglauben, den sie sich bewahrt hat bis zum Schluss als ihrer Feste gegen diese Welt, fremd, feindlich, überwältigend oft und unverstanden, und zugleich bei seiner inneren Distanz dazu. Und zugleich weiß er, dass er es sich mit diesem Bild der Religion zu einfach macht. Die Sehnsucht nach etwas, das unsere endliche Existenz überschreitet, sitzt tief und hat viele Gestalten, und selbst noch die überzeugten Atheisten haben ihre Wege, um mit dem Transzendenzproblem umzugehen.

Gerade will Kai sich beschweren, dass er nun auch schon in diesem Gespräch, das er doch begonnen habe, mit seinen Gedanken plötzlich ganz woanders sei, da bricht er diesen Gedanken ab und setzt wieder an: „Das ist doch kindlich hilflos, wenn du wirklich mal drüber nachdenkst. Allenfalls hast Du, wie im Buddhismus, die Vorstel-

lung des Nirwana als des ganz Anderen gegenüber dem irdischen Jammertal, das aber doch in Wahrheit so viel mehr ist, mit so vielen Möglichkeiten.

Oder nimm so einen phantasiebegabten Schriftsteller, wie den Tolkien, Markus, auf den bist Du doch abgefahren. Da gibt es die Elben, die das Los der Menschen - 'auf ewig dem Tode verfallen' - nicht teilen. Aber was heißt das für die? Immer jung bleibend über all die Menschengenerationen hinweg, in Mittelerde leben, einmal selbst Kinder kriegen, die dann erwachsen werden, aber doch immer etwas jugendlicher bleiben als sie selbst: Eigentlich leben die doch ewig in einer kinderlosen Gemeinschaft. Andererseits können die aber im ewigen Kampf mit den Mächten des Bösen durchaus sterben. Was das heißt, versucht der Tolkien doch kluger Weise gar nicht erst auszumalen. Das übersteigt vermutlich sogar seine Phantasie. Die Figuren, die bei ihm lebendig werden, das sind die Menschen und die Hobbits, und meinetwegen auch Gandalf, soweit er menschlich gezeichnet wird.“

„Ich finde, ihr habt das Thema nun wirklich durchgekaut“, unterbricht ihn Kai nun energisch. „Jetzt fangt ihr beiden bloß nicht damit an, hier noch auszumalen, was Unsterblichkeit aus der Innensicht von so gedachten Wesen bedeuten könnte. Ich habe hier wirklich eine Engelsgeduld bewiesen. Liegt wohl am Urlaub. Aber Für mehr als für so einen verregneten Nachmittag gibt das nun wirklich nichts her. Außerdem ist unser Urlaub jedenfalls endlich, und deshalb schlage ich vor, dass wir ihn nun mal für was Vernünftigeres nutzen. Aber er hat noch was vergessen, dein Ray Kurzweil. Seinem gescannten Duplikat könnte doch auch noch jemand den Saft abdrehen. So wie Stefan das jetzt endlich mit deinem Laptop gemacht hat. Bleibt zu hoffen, dass dazu immer noch ein paar Menschen in der Lage sein werden. Themenwechsel jetzt. Ich möchte spielen und nachher schön essen gehen, ein bisschen Urlaub genießen ganz ohne virtuelle Räume und trotz im Ganzen mäßigen Wetters. Die Ferien sind sowieso bald zu Ende und der August ist vorbei. Aber immerhin hat uns das Gewitter jetzt einen angenehmen Abend beschert.“

Er beschert ihnen noch ein, zwei weitere schöne Tage – und zunächst einmal ein hervorragendes Abendessen. Sie sitzen alle vier in aufgeräumter Stimmung beisammen. Für die nächsten Tage ist schönes Wetter zu erwarten. Kai versucht das Restprogramm für diesen Urlaub festzuklopfen. Den Jungen ist vor allem Wichtig, dass ein Tagesausflug in den großen Freizeitpark unternommen wird. Henning ist vor allem darauf aus, dass sich alle vier in dem Programm für die wenigen verbleibenden Tage wiederfinden können. Also solle eine etwas größere Wanderung schon dabei sein. Es wird schließlich ein ‚runder‘ Abend.

Alle, aber vor allem Kai und Henning genießen danach die gemeinsame Familienzeit. Sie haben ihr Familienleben schon länger nicht mehr so harmonisch erlebt. Und der Alltag wird später, früh genug wieder schwierig und bisweilen auch aufreibend werden. Ein klein wenig nehmen sie zunächst einmal aus diesem Urlaub das Bild einer wieder intakten Familie mit in ihren Arbeitsalltag zurück. Fast so etwas wie einen kleinen, recht bescheidenen Traum von ihrer Welt. Für Henning ist es darin nach



und nach schwieriger geworden, seine arbeitspolitisch hochgesteckte Ziele zu erreichen. Immerhin privat liegen die beiden letzten schwierigen Jahre hinter ihnen. Die fatalen Träume einer technisch, ökonomisch und sozial durchherrschten und zunehmend besser beherrschbar gemachten Welt beginnen sich zu brechen an den aus ihnen heraus forcierten Zeitläuften. Henning sieht immerhin, und immer noch schwache Ansatzpunkte, arbeitspolitisch dagegen an zu arbeiten. Jedenfalls kommt er, nach seinem Burn Out vor zwei Jahren, wieder besser ans Laufen. Kai hingegen beobachtet das zunehmend skeptisch. Sie setzt andere Schwerpunkte. Doch die Zeitläufte entziehen den kleinen Träumen der Menschen eher ihre vermeintlich noch sicheren Grundlagen. Es wird schwer, sie sie dagegen an besser zu befestigen.

**Und nun wieder der Alltag.** Die Rückreise ist angenehm gewesen, wenig Verkehr. Zu Hause angekommen trinken sie noch gemeinsam Kaffee. Langsam verschwindet dann jeder in sein Zimmer. Henning sitzt an seinem Schreibtisch. Er blickt hinaus in die allmählich heraufziehende spätsommerliche Abenddämmerung. Er hat diesen Urlaub genossen. Er hat wirklich abschalten können. Es wäre schön, öfters so viel Zeit zu haben – für seine Familie, für die intensive Beschäftigung mit Themen etwas außerhalb seiner Arbeitsschwerpunkte. Immerhin hat er wohl auftanken können für die nächsten Schritte. Doch die werden ihm nicht leicht fallen. Die Lockerheit, vielleicht gar Leichtigkeit, mit der er früher alle beruflichen Anforderungen angegangen ist jedenfalls noch immer nicht zurück. Gut auch früher haben die Neustarts nach den immer als zu kurz empfundenen Auszeiten stets auch einige Anstrengung gefordert. Aber gefühlt ist das dieses Mal anders. Seit seiner schweren Erkrankung vor zwei Jahren hat er wieder Tritt gefasst, und das war schwer genug. Doch wie stabil er nun wirklich ist, das muss sich erst noch herausstellen

Er ist eben die Planungen für seine erste Arbeitswoche durchgegangen. Gewöhnlich tut er das am Sonntagabend. Heute ist seine innere Unruhe zu groß. Er hat die Unterlagen sortiert, die er Übermorgen mit ins Büro nehmen wird. Die erste Woche ist recht übersichtlich. Er wird die Protokolle der letzten Interviews noch einmal lesen, seine Gesprächsleitfäden noch einmal durchgehen. Für die beiden Hintergrundgespräche im Laufe der Woche hat er die längst fertig. Er wird sich vergewissern, dass die Termine dafür unverändert stehen. Im Institut wird es ein, zwei Routinesitzungen geben. Die Umlaufmappe wird etwas dicker sein als sonst. Für überraschendes Neues hätte er jedenfalls Spielraum. Neues, das ist der Punkt. Was er bräuchte wäre ein neuer Impuls. Er gerät ins Grübeln.

Zu seinem Glück hat er die Abteilungsleitung schon lange vor seinem Burn Out, nein seiner schweren Depression vor zwei Jahren, abgegeben. Damals noch aus der Überlegung heraus, nun einen jüngeren Kollegen mit größeren Herausforderungen zu konfrontieren. Er selbst hatte zudem ein neues größeres Forschungsprojekt vor der Brust, und ihm blieb ja der Platz im wissenschaftlichen Leitungsgremium für das Institut insgesamt, dieser Art internem Aufsichtsrat. Bernd hat ihn vermutlich längst als kommendes neues Mitglied der operativen Leitung gesehen. Aber anders als der, fühlte er sich zunehmend erschöpft. Seine Forschungsfelder hatten keine Konjunktur

mehr. Im Mainstream seiner Disziplin wurden die Akzente in einer Weise gesetzt, die er nicht teilen konnte. Die Großen seiner Zunft, die mit viel Renommee, waren von der Stabilität der industriellen Beziehungen fasziniert, zumal seit der Implosion des sogenannten Realsozialismus. Die grundsätzlichere Kapitalismuskritik der siebziger Jahre hatte sich gleichsam in Luft aufgelöst. Von der Mitbestimmung, so wie sie praktiziert wurde, sang die neueste Forschung ein Hohelied – und beschränkte sich nun ganz auf die Betriebsräte. Das größere System der industriellen Beziehungen, von der Unternehmensmitbestimmung bis hin zur Tarifpolitik und den Gewerkschaften zog kaum mehr Aufmerksamkeit auf sich. Dass er es vor einigen Jahren noch geschafft hatte, ein neues Forschungsprojekt zum aktuellen Organisationswandel der Gewerkschaften an Land zu ziehen, war fast ein Wunder. Nur unter größten Anstrengungen ist ihm das noch gelungen. Mit der Verflüchtigung aller Debatten um weitertreibende gesellschaftspolitische Reformen, die ihren Namen noch verdienten, zogen die im akademischen Betrieb keinerlei Interesse mehr auf sich. Von seiner eigenen Aufbruchsstimmung vor zehn Jahren war nicht mehr viel übrig. Der Mainstream stand dagegen. Er folgte wechselnden Moden.

Bei Bernd war das anders. Der sah sich und die engere Gruppe, die er um sich geschart hatte, und zu der Henning an vorderster Stelle zählte, geradezu auf dem Gipfelpunkt eines längeren erfolgreichen Weges. Die Zahl der wissenschaftlichen Mitarbeiter am Institut ist im letzten Jahrzehnt stetig gewachsen. Es ist gelungen, die interne Struktur der angestrebten Marktnähe besser anzupassen – mit noch flacheren Hierarchien, flexiblen Forschungsgruppen, Verteilung der Projektakquise auf möglichst viele Schultern. Und dies ist neben der Erschließung von ein, zwei neuen Forschungsfeldern, der Technikfolgenabschätzung und dem arbeits- und Gesundheitsschutz, vor allem sein Erfolg gewesen. Er hat sich auf die Hauptlinien der politik- und praxisnahen Forschung ihres Instituts konzentriert. Der Anfangs gemeinsame Versuch, ausgehend von einem gemeinsam erarbeiteten Stand, auch im akademischen Betrieb wenigstens Duftnoten zu setzen, ist somit allein Hennings Problem geblieben. Bernd war sich auch so sicher, mit der Arbeitsforschung an ‚seinem‘ Institut weiterhin an einem ganz zentralen Ort notwendiger gesellschaftlicher Reformprozesse anzusetzen. Über deren Richtung und mögliche Zielsetzungen diskutierten sie im Team kaum mehr. Ihnen fehlte die gemeinsame Zeit dazu. Bernd allerdings war nicht voll in einzelnen Projekten gebunden. Er hat sich Spielräume für weitere konzeptionelle Arbeit sichern können. Die allerdings hat er so als einzelner verfolgt. Den wachsenden Arbeitsdruck in den Projektteams hat er nicht direkt erleben müssen. Dass Einzelne das Institut verließen, entweder in Unternehmen oder Gewerkschaften wechselten, oder aber an diese oder jene Universität – das haben sie beide als Warnsignal kaum erkannt. Deren Kontakt zum Institut versiegte rasch. Der wachsende eigene Arbeitsdruck tat ein Übriges. Hennings Burn Out war, näher betrachtet, kein Sonderfall. Alle arbeiteten hart an ihren Belastungsgrenzen. Manche überschritten sie. Und stabile Beschäftigungsperspektiven hatten bei weitem nicht alle an ihrem Institut.

**Draußen erklingt eine leise Musik.** Ihr Klang unterbricht Hennings Gedankenstrom. Die Abenddämmerung senkt sich tiefer herab. Neugierig steht er auf, öffnet die Balkontür und tritt hinaus auf die Dachloggia. Rechts, zwei Reihenhäuser weiter, schimmern bunte Lichter in der Abenddämmerung. Die Musik weht von dort her herüber, nicht zu laut, nicht aufdringlich. Es ist die Rockmusik seiner früheren Aufbruchsjahre. Er hält einen kurzen Moment inne. Merkwürdig, die Gartenleuchten in diesem Abenddämmerlicht und diese Musik wecken eine Erinnerung. Plötzlich hat er die ganz besondere Stimmung der ersten Institutsfete nach der Geschäftsführungsübernahme durch Bernd sehr lebendig vor Augen. An jenem Abend ist er bei ähnlichem Dämmerlicht im Institut angekommen. Sie haben getanzt, zuerst zu der Musik, die drei oder vier von ihnen selbst gespielt haben, dann zu ähnlicher, wie er sie jetzt hörte. Sie haben viel miteinander gesprochen, bunt durchmischt, durchaus quer zu den verschiedenen Forschungsbereichen, auf die sie sich geworfen hatten. Eine wirklich lebendige Aufbruchsstimmung hat er damals verspürt. Sie hat ihn in der Folge getragen. Nun sinnt er ihr nach. Sie ist verflogen. In gewisser Weise haben sie sie damals für sich selbst inszeniert, denkt er nun. Bernd hat sehr genau gewusst, wie bedeutsam das war. Er hat das aber andere machen lassen. Und Bernd selbst ist, wenn seine Erinnerung ihn jetzt nicht täuschte, niemals bei solchen Festen dabei gewesen.

Im Grunde hätte er seinerzeit bemerken können, dass hinter den gemeinsamen Träumen schon damals höchst unterschiedliche Vorstellungen von wissenschaftlichen und arbeitspolitischen Zielvorstellungen gestanden haben, von persönlichen Karrieren, privaten Lebensentwürfen. Sie haben sich später geltend gemacht, etwa in einer beachtlichen Fluktuation, bei Schwierigkeiten, einzelne Kollegen stabil zu integrieren, auch bei einzelnen, wenn auch wenigen ernsthaften Konflikten. Sicher, sie haben das immer wieder bewältigen können. Ihr Personalmanagement aber ist nie besonders professionell gewesen. Das hat es in diesem Institut ganz eigener Art vielleicht auch niemals sein können.

Er lauscht noch einmal der Musik, atmet tief durch. Dann geht er an seinen Schreibtisch zurück, schließt die Balkontür. Nur noch sehr leise dringt sie von draußen herein. Seine Gedanken führen ihn zu den aktuellen Herausforderungen zurück. Seine tiefe Krise vor zwei Jahren ist selbstverständlich nicht einfach dadurch bedingt gewesen, dass er sich von seiner Arbeit gleichsam hatte auffressen lassen. Kai hat sich über eben diese Entwicklung massiv geärgert. Immer nachdrücklicher hat sie befunden, dass er seine wissenschaftliche Arbeit überhöhe. Sie selbst habe sich diesen von ihm immer noch mitgeschleppten Irrtum längst abgeschminkt. Schon Jahre zuvor hat sie kritisiert, dass er und seine Kollegen geradezu „Wissenschaftsonanie“ betrieben. Ihre Familie leide darunter, dass er sich nun in seiner Arbeit geradezu vergrabe, hat sie ihm gesagt. Sie selbst hingegen hat die Familie zu ihrem Projekt gemacht. Nach der Einschulung von Stefan, ihrem Kleinen, ist Henning ihre Entscheidung gegen den Beruf für einen begrenzten Zeitraum als sinnvoll erschienen – umso mehr als ihr die eigenen beruflichen Perspektiven nach dem Ende ihrer Assistenzzeit an der Universität nicht sonderlich attraktiv erschienen sind. Ein Dauerkonflikt mit einer

Kollegin bei ihrer zunächst anschließenden gewerkschaftsnäheren beruflichen Tätigkeit ist damals noch hinzugekommen. Doch dass sie dauerhaft aussteigen würde, hat er nicht erwartet. Tatsächlich gab es dafür weitere, tieferliegende Gründe. Über die aber haben sie viel zu wenig gesprochen.

**So sind sie in ihre Krise hineingeschliddert.** Aus Kais Ausstieg ist gleitend ein langer, vielleicht ein dauerhafter Berufsausstieg geworden. Das bei ihr, die allen ihren Freunden als Musterbeispiel der Powerfrau gegolten hatte! Fast unmerklich gingen ihnen Gemeinsamkeiten aus den frühen Aufbruchsjahren verloren. Charakteristische geschlechtsspezifische Arbeitsteilungen haben sich eingeschlichen. Früher hätten sie die für sich als undenkbar angesehen. Nun waren sie da, zuerst fast unmerklich, dann offenkundig. Reibungen konnten nicht ausbleiben. Beide klagten sie über Überlastungen. Beide haben sie überlegt, jeweils auf eine Dreiviertel-Stelle zu gehen. Ein Jahr lang haben sie das sogar so hinbekommen. Dann ist Kai aus ihrem Beruf ausgestiegen. Er hat sich erneut verstärkt hineingestürzt. Für ihn sind schließlich berufliche und private Krise zusammengefallen. Sein Burn Out, richtiger eine nur durch das Zusammenspiel vielfältiger Ursachen zu erklärende tiefe Depression war die Folge, Mit einer Kombination von Gesprächstherapie und Psychopharmaka hat er sich herausarbeiten können. Doch bei Psychologie, womöglich gar Psychoanalyse machte Kai zu. Sie hat ihm homöopathische Mittel angedient. Sie war kaum bereit, mögliche Ursachen vielleicht auch in ihrer Beziehungen zu suchen, in der sie beide Fehler gemacht hatten. Aber aus seiner Sicht war seine Krise war eben zugleich eine von ihnen beiden. Auch die Kinder hat sie nicht unberührt lassen können. Er hat sich mühsam allein aus seiner Krise herausgearbeitet, herausarbeiten müssen. Er ist für längere Zeit ganz auf sich konzentriert gewesen. Er war der Familienernährer. Für ihn musste die Wiederherstellung seiner Arbeitsfähigkeit im Vordergrund stehen.

Bernd hingegen hat sich damals gänzlich ungebrochen auf dem richtigen Weg gesehen. Er würde „sein“ Institut zu den von ihnen angestrebten Zielen führen können, dessen war er sicher. Den Preis dafür, war er bereit zu zahlen: völlige Konzentration auf seine Leitungstätigkeit, größte Arbeitsanstrengungen, steter Aufbau hoher Dominanz – vermutlich nicht im Institut allein, sondern auch privat. Henning kommt ein lange zurückliegendes Gespräch zwischen ihnen in den Sinn. Bernd meinte damals, dass diese völlige Fokussierung auf ihre Arbeit sicherlich vereinseitigend und deshalb auch ein Opfer sei. Seine Frau, damals auch schon zwischen noch Halbtagsarbeit und Familie pendelnd, habe da viel breitere Berührungsflächen zum Leben. Dass sie auf dem Weg, „ihr“ Institut zu den ihnen wichtigen Zielen zu führen, also in der Verfolgung seines, zeitweilig ihres gemeinsamen Traums, in so etwas geraten sind wie einen Tunnel, haben sie beide nicht bemerkt. Die Alltagszwänge ließen nicht den Raum, grundlegender, auch neu zu überlegen. Es musste weiter gehen - auf dem einmal eingeschlagenen Weg.

Immerhin aber hat Bernd vor zwei Jahren gleich erkannt, dass der andere in eine tiefe Krise geraten war. Er mochte nicht gesehen haben, dass Henning beruflich und politisch zu viele offene Fragen beunruhigt haben. Über Privates haben sie ohnehin

nicht groß gesprochen. Dass Henning die ihm vor allem wichtigen Forschungsfelder weggebrochen sind, hat der andere aber sehr wohl gesehen. Henning hat es ihm hoch angerechnet, dass er ihn im Institut damals ein wenig abgeschirmt hat. Im Grunde musste er froh sein, dass sie von einem zuvor noch gemeinsam angestrebten großen Verbundprojekt nur ein einziges kleineres Teilprojekt hatten realisieren können. So hatte er immerhin sein eigenes, recht einfach zu handhabendes Projekt gehabt. Er konnte damit „überwintern“ - im ersten halbe Jahr seiner ernstlichen Erkrankung und weitere sechs Monate darüber hinaus. Die betriebsförmige, noch marktnähere Organisation ihrer Forschung, die Henning im letzten Jahrzehnt stets mit forciert hat, zwang ja auch ihn längst dazu, sich zu großen Teilen über Drittmittel zu refinanzieren. Immerhin aber war er zugleich von der Akquise auch für andere weitestgehend entlastet. Und immerhin, ein kleineres Projekt hat er danach ziemlich bald auch noch an Land gezogen. Ein klein wenig halfen immer noch die Netze, die er in dem Jahrzehnt zuvor erfolgreiche hatte weben können. Aber er muss nun froh sein, dass Bernd ihm noch ein, zwei kleinere ‚Hausprojekte‘ anbieten konnte. Um eines davon geht es nun auch schon seit einem Monat vor dem Schwarzwaldurlaub. Und wie immer wird es darin nicht zuletzt darauf ankommen, dieses fast schon chronische Missverhältnis von eigenen hohen Ansprüchen und verfügbaren Ressourcen in Einklang zu bringen, irgendwie – im Zweifel zu Lasten der Work-Life-Balance. Aber wenigstens die Urlaubsphasen wird er nicht antasten. Und im kommenden Jahr, wenn Kai fünfzig wird, sollten sie zu zweit einen besonders schönen Kurzurlaub machen.

## **Endliche Unendlichkeiten**

*Unser Denken  
im Bewusstsein schier unendlicher Füllen  
des Lebens,  
des uns anverwandelten Reichtums  
uns umgebender reicher Natur  
immer träumte es sich  
gegen sein Ende an  
jenseitige Unendlichkeiten.*

*Dass die diesseitigen  
Herausforderungen und Möglichkeiten  
unseres Lebens  
uns genügen sollten  
blieb eine Weisheit  
die nur Wenigen vorbehalten  
und so ganz zu ertragen  
nur von noch Wenigeren war.*

*Was ist dann Glück  
und was Schmerz  
und was ist der Sinn  
eines tätigen Lebens  
was ist die Kälte  
des unnahbaren Gottes  
und was die Wärme der Zeit  
die uns möglich wäre?*

*In den Bildern  
unserer Wissenschaft  
denken wir neue Ewigkeiten  
aber manches Mal auch  
uneingestanden die Endlichkeit  
unseres diesseitigen Seins  
und gegen die leerlaufende heillose Jagd  
an die Schaffung erfüllter Augenblicke.*

*(2011)*

## ***In schwierigem Gelände***

### **I.**

„**Es wird schwer werden**, aber man muss das Beste daraus machen.“ Werner Kurz hat den Computerausdruck, den Henning ihm gemailt hat, vor sich liegen - auf seinem Schreibtisch zwischen Stapeln von Akten und einigen Zeitungsartikeln. „Wir können gleich, wenn Gertrud dazu kommt, über deinen Vorschlag für den Workshop reden“, sagt er weiter und pocht mit dem Zeigefinger darauf. „Klaus Kasperek kommt heute nicht dazu, wir sind also gleich nur zu dritt. Aber jetzt sag doch noch mal, wie dein Gesamteindruck ist, nachdem du hier in unseren DGB-Kreisen mit allen wichtigen Leuten gesprochen hast? Liege ich mit meinen Einschätzungen richtig, die ich dir vor vier Wochen erzählt habe?“

Er lehnt sich zurück in seinem Stuhl und blickt über seinen Schreibtisch. Dem sieht man geradezu an, wie viel Arbeit seinen Besitzer drückt. Links von ihm, zwischen Telefon und PC drei kleinere Päckchen, die er heute wohl noch abarbeiten wird. In einem davon hatte er eben geblättert, als Henning das Zimmer betreten hat. Rechts von ihm findet die Kaffeetasse so gerade noch Platz. Mehrere größere Stapel: Arbeitspapiere, die er eigentlich lesen müsste und die sich weiter ansammeln werden, machen den sehr eng. Weiter sieht Werners Besucher aktuelle Unterlagen zum Organisationsentwicklungsprozess des DGB, verschiedene Broschüren, ein Presse-spiegel, Unterlagen des örtlichen Arbeitsamts. Henning hat bei seinen Gesprächen sicherlich jeweils nur die Spitzen der "Eisberge" erfassen können; aber er kann sich ein Bild machen. Den letzten Geschäftsbericht des DGB-Kreisvorsitzenden hat er in der vergangenen Woche noch einmal gelesen. Er erzählt von Abwehrkämpfen der vergangenen Jahre, von Kritik an der Arbeitslosigkeit, die in den neunziger Jahren stetig angewachsen ist, von Auseinandersetzungen um die Strukturpolitik hier in der Region, von Forderungen nach der Schaffung neuer Ausbildungsplätze, von Konflikten um Werksschließungen, von Aufrufen und Demonstrationen gegen den Sozialabbau, von Forderungen nach einem Politikwechsel, von Hoffnungen auf Rot-Grün. Er berichtet von der Sisypusarbeit vor Ort, immer neuen Anläufen, wenigen Teilerfolgen, vielen Niederlagen.

Als er gerade zu seiner Antwort auf Werners Frage ansetzt, klingelt das Telefon. Es wird ein kurzes Telefonat. Henning bietet es Gelegenheit, seinen eher trüben Gedanken weiter nachzuhängen. Das ist ein Kampf, der sich schon lange nicht mehr in jenen Bildern spiegelt, den Plakaten aus den fünfziger Jahren, die draußen auf dem Flur hängen oder gar in jenen, die die Maizeitungen der aufstrebenden Arbeiterbewegung einstmals schmückten. Ein Plakat vom Beginn des 20. Jahrhunderts hat er dann immer vor Augen. Auf ihm erhebt sich ein Proletarier selbstbewusst über den Globus, den Schmiedehammer und die rote Fahne in den Fäusten. Doch nur von weitem erinnert er an die großen mythischen Gestalten hinter dieser Figur, Wieland den

Schmied oder Prometheus gar, der auf die Erde herabsteigt. Frisur und Bart dieses Schmieds wirken auf den zweiten Blick allzu preußisch.

Die Mythen bleiben ohnehin besser in ihrem Himmel, denkt er. Und diesen Bildern haftete schon damals etwas Unwirkliches an, zu der Zeit, als noch die neue Zeit mit der jungen Arbeiterbewegung zu ziehen schien, damals, als der Fortschritt des Menschengeschlechts Hand in Hand mit der Maschinenbauindustrie ging, wie die Metallarbeiterzeitung jener Tage schrieb. Aber die Schmiede waren zu der Zeit schon gar nicht mehr so bedeutend. Es waren längst die Schlosser und die Dreher, die die Basis für einen raschen Aufstieg des Metallarbeiterverbandes gebildet haben. Überhöhend und unwirklich zugleich also dieses frühe Bild. Diese mythischen Überhöhungen sind schon immer unangebracht gewesen, denkt er bei sich. Und den Typus des hart arbeitenden Gewerkschaftsfunktionärs, den er im Laufe dieses Beratungsprojekts noch einmal näher kennengelernt hat, pickte eher ein anderer Adler an der Leber. Henning kannte kaum einen Beruf, der so viel aufzehrte von vitaler Lebenskraft. Alkoholprobleme, Herzinfarkte, gescheiterte Ehen sind ihm hier nicht so selten begegnet, wenn er Näheres über die jeweiligen Biographien erfahren hat. Aber vielleicht kennt er auch nur zu wenige Berufe ähnlich gut.

An der Wand hinter seinem Gesprächspartner hängt ein Bild alter Industrielandschaften, zu seiner Linken eines der Maipлакate aus den fünfziger Jahren, Aufbruchzeit in dem erst noch richtig aufblühenden Sozialstaat Bundesrepublik. Werner Kurz wird damals seine ersten gewerkschaftlichen Prägungen erfahren haben, wahrscheinlich noch im Elternhaus, sicherlich im Arbeitermilieu. Darüber haben sie nicht gesprochen vor vier Wochen. Jedenfalls hat er die ‚Ochsentour‘ hinter sich, atmet den gewerkschaftlichen Stallgeruch, wirkt inzwischen manchmal etwas müde, doch auch entschlossen, pflichtbewusst. „Ein Drittel unserer Funktionäre hat sich innerlich längst verabschiedet, das zweite besteht aus Leistungsgeminderten, mehr oder weniger, nur das letzte Drittel hängt sich noch voll rein, und das sind meist die Älteren, die noch wertgebunden sind.“ So ähnlich hat ihm das Rolf Schneider, ein anderer Gewerkschaftssekretär, der beim DGB auf örtlicher Ebene arbeitet, unlängst gesagt - im Blick auf den Dachverband, wo die Dinge besonders im Argen liegen. Werner Kurz dürfte zu dem letzten Drittel gehören, denkt Henning.

**Werner hat sein Telefonat beendet,** und Henning muss für seine Antwort nicht großartig überlegen: „Ihr habt natürlich Recht. Die neue DGB-Region wird ein Kunstprodukt, und ich habe mit niemandem gesprochen, der da wirklich ran gehen will. Die örtlichen Geschäftsführer eurer Mitgliedsgewerkschaften haben jeder ihre eigenen Probleme. Sie sind erst mal IG Metall, ÖTVler, HBVler, je nachdem. Jeder hofft, dass sich irgendwie eine Lösung finden lässt, die seinen Arbeitsbereich möglichst unberührt lässt. Den örtlichen DGB, und zukünftig den in der viel größeren Region, machen alle kaum zu ihrer eigenen Angelegenheit. In den Einzelgesprächen mit mir haben sie sich also immer erst einmal zurückhaltend geäußert. Aber es sind dann schon sehr offene Gespräche geworden; und die wissen natürlich auch alle, dass sie ihn brauchen, ihren DGB, gegenüber der örtlichen Politik, bei struktur- und



sozialpolitischen Fragen, wenn es um die Selbstverwaltung beim Arbeitsamt geht, um Einfluss bei den Regionalkonferenzen, bei der städtischen Wirtschaftsförderung und so weiter und so fort“ – doch der Dachverband hat für sie sicherlich nicht mehr die Bedeutung wie zu Beginn der fünfziger Jahren als in den Gewerkschaften noch grundlegende Neuordnungsvorstellungen auf der Tagesordnung gestanden haben, denkt er bei sich weiter. Heute geht es um Tarifpolitik und Mitbestimmung in den jeweiligen Branchen, und für die Sozialpolitik haben die großen Mitgliedsgewerkschaften im Übrigen alle ihre eigenen Abteilungen.

Henning überlegt kurz und fährt dann fort: „Also ich glaube schon, dass die gemeinsame Klausur der alten Kreisvorstände eine Chance ist. Von mir aus können die auch darüber schimpfen, wie die Organisationsentwicklung beim DGB gelaufen ist, war ja auch nicht wirklich schulbuchmäßig; aber wo ist das denn schon so. Die Eckdaten stehen inzwischen fest. Ihr bekommt größere Regionen mit weniger hauptamtlichem Personal, drei DGB-Kreise werden hier zusammengelegt und deshalb habe ich dir diese Leitfrage für eure Klausur vorgeschlagen: 'Nur Verwaltung des Mangels, so gut es eben geht, oder vielleicht doch eine Chance, DGB-Arbeit in der Region, von unten sozusagen neu zu erfinden?' Wie schwer das wird, ist mir schon klar. Ich sehe ja auch, dass einzelne wichtige Leute mauern, womöglich überhaupt nicht zu der Klausur kommen und ich weiß, wie zugeschmissen ihr Hauptamtlichen schon jetzt mit eurer Arbeit seid. Aber ich habe das allen bei meinen Gesprächen gesagt, und ich werde das auf der Klausur ganz stark betonen: Ich kann euch vielleicht ein wenig dabei helfen, die Bedingungen, unter denen ihr zukünftig arbeiten müsst, etwas ungeschöner und klarer zu sehen. Ihr seid dann aber diejenigen, die nicht daran vorbeikommen und die zukünftig damit leben müssen. Na ja, und vielleicht können wir uns gemeinsam doch ein Bisschen was einfallen lassen, was mehr ist, als so schlecht und recht die Verwaltung des Mangels.“

Werner Kurz lehnt sich zurück und atmet tief durch, "sicher man muss versuchen, das Beste daraus zu machen, aber sieh' dich doch um, wie wir hier jetzt schon arbeiten: Unser Sekretariat ist eigentlich nur halb besetzt. Bei Nachmittagssitzungen koche ich den Kaffee selbst und zahle nachher das Sitzungsgeld aus. Und wenn Du mehr mit Ehrenamtlichen arbeiten willst, dann gilt, was ich letztes Mal gesagt habe: die brauchen dann auch mehr Betreuung durch uns Hauptamtliche, das läuft nicht von selbst. Und selbst wenn das im Bergbau so ist, wie Du gesagt hast, dann hat das sicher einen langen Vorlauf gebraucht. Für den aber musst du Ressourcen haben.. Und da sieht das heute schlecht aus. Also bin ich skeptisch, wie man hier Chancen sehen soll?" Er hebt fragend die Schultern.

Gertrud, die gerade den Raum betreten und seine letzten Worte gehört hat, formuliert daraufhin sogleich ihre Generalkritik, so wie schon vier Wochen zuvor, bei der ersten Kontaktaufnahme zu diesem Beratungsprozess: "Die Mitgliedsgewerkschaften hungern uns kalt lächelnd aus. Und vom Bundesvorstand kriegen wir nun ein Organisationsmodell aufs Auge gedrückt, in dem man nicht arbeiten kann. In drei Jahren sind wir dann wieder schuld, wenn es nicht funktioniert. Klar", fügt sie dann nach einer

kurzen Pause hinzu, "wir tun natürlich, was wir können, aber es macht doch keinen Spaß mehr, wenn du so im Regen stehen gelassen wirst."

Sie reicht Henning zur Begrüßung die Hand, zieht sich einen Stuhl heran und setzt sich dazu. Werner nutzt die Unterbrechung, wuchtet sich von seinem Platz hoch und verlässt langsam den Raum. In zwei Minuten sei er wieder da. Er müsse noch kurz etwas mit seiner Sekretärin klären. „Wahrscheinlich wegen der Vorstandssitzung im Arbeitsamt heute Nachmittag“, meint Gertrud und fügt dann mit gedämpfter Stimme hinzu: „Letzte Woche war er in Düsseldorf und hat sich erkundigt, wie er sich im Falle einer Frühverrentung steht. Ich weiß noch nicht ob er weitermachen wird, und der Klaus, der will auch weg hier aus der Region.“

Henning lässt eine Pause eintreten, wartet, ob sie noch mehr erzählen wird. Das ernüchternde Bild seiner Bestandsaufnahme in den vergangenen Wochen wird gerade noch ein wenig trüber. Als Gertrud keine weiteren Neuigkeiten berichtet, erwidert er: „Aber die meisten von euch müssen hier und in den anderen neuen Regionen weiter machen. Und von Werner habe ich nicht den Eindruck, dass er aufhören wird. Und selbst wenn du mit den Mitgliedsgewerkschaften und dem Bundesvorstand recht hättest, wir müssen den Workshop möglichst gut vorbereiten. Eure einzige Chance besteht doch darin, dass möglichst viele der wichtigen Gewerkschafter hier, die Arbeit des DGB auch mehr zu ihrer Sache machen. Ihr hier wart euch letztes Mal doch einig, dass örtliche Gewerkschaftsarbeit eher wichtiger wird. Darüber müssen wir auf dem Workshop reden.“

**Eineinhalb Stunden später** verlässt er das Gewerkschaftshaus, eines von mehreren, in denen er in den letzten Wochen Gespräche geführt hat. Etwas grau und unauffällig liegen sie zumeist am Rande der belebten Fußgängerzonen. Die Fassaden sind die der fünfziger und sechziger Jahre. Im Inneren findet man auf den Etagen der größeren Mitgliedsgewerkschaften zumeist moderne Büros und Dienstleistungsangebote, aber von außen sind die Gebäude wenig einladend. Vielleicht gibt es einmal ein Internet-Kaffee für Jugendliche, kaum aber etwas, was die Gebäude anziehend machen könnte, etwas das zeigt, dass die, die hier arbeiten, viel zu tun und immer noch einiges zu bieten haben für Arbeiten und Leben in einer Region. Verglichen mit den Hochglanzfassaden der neuen Verwaltungspaläste fallen sie auf den ersten Blick geradezu aus der Zeit.

Die neuen Formen sind noch nicht gefunden, die auch von außen signalisieren, dass er hier um Menschen geht und nicht um das Geschäft. Dieses Gewerkschaftshaus hier, grau und ein wenig hinter einigen Platanen zurückliegend, hat als einzigen Blickfang ein großes Transparent mit der aufgehenden Sonne und einer Parole zur 35-Stunden-Woche, fünfzehn Jahre alt. Seine wichtigste Botschaft lautet: 'uns ist seither nichts Neues eingefallen, was sich lohnte, von dieser Stelle aus unter die Leute gebracht zu werden'. Er hat diesen Eindruck Werner Kurz gleich bei ihrem ersten Gespräch mitgeteilt. Der war etwas überrascht und auch erschrocken. Dann hat er die Achseln gezuckt. Das Gebäude gehöre der IG Metall und wenn man das

Transparent jetzt entferne, dann hebe sich die Fläche hell ab von der übrigen Wand. Aber er wolle mit dem ersten Bevollmächtigten der Metaller darüber reden.

Henning biegt in die Straße zum Bahnhof ein. Wenn er sich beeilt, kann er den nächsten Vorortzug noch erreichen, und dann so früh im Institut sein, dass er sogar noch ein paar Eindrücke von der kleinen Veranstaltung mitnehmen kann, die heute dort stattfindet. Da geht es nicht um die mühsame Reorganisation des gewerkschaftlichen Dachverbandes sondern um betriebliche Reorganisationsprozesse, um Glanz und Elend der Mitbestimmung eigentlich auch. Er wird einige bekannte Gesichter treffen und vielleicht hat er jetzt auf der Fahrt sogar noch genügend Zeit, um die wenigen Detailänderungen an dem Workshopkonzept vorzunehmen, die sich aus dem Gespräch heute Morgen ergeben haben. Sein Grundkonzept haben seine beiden Gesprächspartner akzeptiert, trotz aller Skepsis und Frustration, und vier Stunden Zeit haben sie immerhin vorgesehen für ihre kleine "Zukunftswerkstatt", nachdem Klaus Kurz zunächst gefragt hatte; "zwei Stunden werden wohl nicht ausreichen?". "Vier auch nicht", hätte er erwidern mögen, aber mehr war von vorne herein unrealistisch. Es ging um einen ersten Impuls.

Vielleicht würde der neue Regionalvorstand später seine Arbeit mit einer wirklichen Klausur beginnen und einige der neuen Arbeitsformen erproben und entwickeln, die im Organisationsentwicklungskonzept des DGB Bundesvorstandes vorgesehen waren. Für ihn ging es um einen begrenzteren Auftrag. Und nach der heutigen Diskussion könnte er, wenn er jetzt auf der Rückfahrt ein paar Notizen machte und dann am Montag früh noch eine Stunde konzentriert arbeitete, das Workshopkonzept und die zugehörigen Folienentwürfe für die Endbearbeitung gleich ins Sekretariat geben. In seinem Kopf sind sie fertig. Nur was sich hier in dieser neu entstehenden Gewerkschaftsregion entwickeln lassen wird, das ist ihm unklarer denn je.

**Die Gespräche der letzten Wochen** gehen ihm noch einmal durch den Kopf, als der Zug langsam den Bahnhof verlässt. Um diese Zeit sind viele Plätze frei. Henning nimmt die Vorlage noch einmal zur Hand, die er Werner Kurz für das heutige Gespräch gemailt hat. Er hat während ihres Gesprächs einige Notizen hinzugefügt. Die geht er nun noch einmal durch. Doch seine Gedanken schweifen schnell ab.

Als ihn Hülsmann, der Organisationssekretär des Landesbezirks, vor zwei Monaten angerufen hat, hat er sich gefreut, eine Bestätigung für Kooperationen am Rande früherer Projekte, für die Moderation mehrerer Tagesveranstaltungen im vorigen Jahr. Für ihn eine Chance für einen neuen Zugriff auf seinen wohl wichtigsten Gegenstand jahrzehntelanger Forschungsarbeit. Es ist das willkommene Anschlussprojekt zu der Evaluation eines anderen Organisationsentwicklungsprojekts bei einer Mitgliedsgewerkschaft im DGB gewesen. Die direkte Organisationsberatung hat dort einer professionellen Beratungseinrichtung gemacht. Er hat zusammen mit Phillip, dem Freund und Kooperationspartner die verschiedenen Modellprojekte nachevaluieren - ziemlich bald nach seiner schweren Erkrankung. Es ist um neue Impulse für die Arbeit von Betriebsräten gegangen, um die Rückgewinnung von Initiative angesichts von Beteiligungsprojekten des Managements. Die haben vor allem auf eine Steige-

nung von wirtschaftlicher Effizienz gezielt. Seitens der Gewerkschaft ging es um den Versuch, betriebliche Interessenvertretungen zu motivieren, nun auch ihrerseits die Beschäftigten aktiv an der Interessenvertretungsarbeit zu beteiligen. Die Betriebsräte sollten durch neue Formen von Projektarbeit ihre Möglichkeiten zur Mitgestaltung betrieblicher Restrukturierungsprozesse verbessern.

Henning ist sich zu Anfang nicht sicher gewesen, ob Phillip sich an diesem Forschungsprojekt beteiligen würde. Der ist recht verschlossen gewesen. Die Enttäuschung über den geringen praktischen Erfolg eigener früherer Anstrengungen nagte wohl an ihm. Zugleich war er nicht so starkem Druck ausgesetzt, sich über Auftragsprojekte zu refinanzieren. Der Drittmittelanteil war in deren Institut sehr viel niedriger als bei ihnen. Phillip hatte sich auch früher schon einmal längere „Auszeiten“ für eine gründliche Reflexion seiner bisherigen Arbeit gegönnt, und er hatte starke literarische Interessen. Henning hat ihn damals überzeugen können. Ein paar Monate zusätzlicher Drittmittel machten sich immer ganz gut, auch in dem anderen Institut.

Sie haben das Projekt gemeinsam in kurzer Zeit durchgezogen. Es ist eine Arbeit geworden, bei der sie sich beide in der Absicht getroffen haben, ihr Verständnis arbeitsorientierter Forschung noch einmal zu erproben. Und sie haben sich wechselseitig bestätigt und in ihren Vorstellungen bestärkt. Ihm jedenfalls hat dieses gemeinsame Projekt deutlich weitergeholfen. Dabei ist es um wirklich neue Impulse gegangen, die hoffnungsvoll stimmten. Nach seinem Burn Out ist er über dieses Projekt zuerst wieder richtig neu ans Arbeiten gekommen. Beide haben sie überdies weitere praktische Umsetzungschancen für ihre Projektergebnisse gesehen – und Ansatzpunkte für wissenschaftliche Anschlussaktivitäten. Für ihre Beratungsaktivitäten jetzt beim DGB ist das also ein guter Vorlauf gewesen. Was nun allerdings im Anschluss an dieses erste gemeinsame Projekt an Umsetzung in die Breite stattfand, ist Henning unklar. Und seit den späteren Tagesveranstaltungen beim DGB haben Phillip und er nur lockeren Kontakt gepflegt.

Es könnte aber sein, dass Phillip demnächst zu ihrem kleinen Workshop kommen würde. Er hat diese Möglichkeit bei ihrem letzten Telefonat offen gelassen. Vielleicht war sogar eine Neuaufnahme gemeinsamer Beratungsaktivitäten möglich. Es war jedenfalls einen Versuch wert. Außerdem könnten sie das langsam vorbereiten. Sie waren derzeit beide ordentlich finanziert. Bei ihm kamen mehrere kleinere hausintern finanzierte Aktivitäten hinzu – und danach gab es die Perspektive darauf, an einem großen Evaluationsprojekt zu arbeiten. Er würde darüber Einblick in viele andere Beratungsprojekte gewinnen können, die über ein größeres Forschungsprogramm des Landes finanziert wurden. Er war also dabei, beruflich wieder richtig Fuß zu fassen, und auch privat hatten sich die Verhältnisse nach seinem Burn Out nicht nur stabilisiert, sondern erfreulich entwickelt. Erst einmal aber blieb ihm noch genug Zeit um die begrenzten weiteren Umsetzungsaktivitäten im Rahmen dieses kleinen Hausprojektes vorzubereiten.

Er packt seine Unterlagen wieder ein. Seine Gedanken kehren noch einmal zu dem Gespräch mit Hülsmann zurück, und zu der ernüchternden Lage beim Dachverband -

durchaus im Kontrast zu einigen seiner Mitgliedsgewerkschaften. Aber natürlich gab es auch im DGB Unterschiede. In ihrer Stadt und zukünftig größeren Region sah die Lage zum Beispiel deutlich erfreulicher aus als in den DGB-Kreisen, mit deren Zusammenschluss er nun gerade zu tun hatte. Hülsmann hat damals massiv unter Termindruck gestanden, hat ihre Besprechung ganz kurzfristig irgendwie zwischen anderen dringenden Terminen untergebracht. Plötzlich drängte die Zeit. Die lange hinausgezögerten organisationspolitischen Beschlüsse des DGB-Bundesvorstandes stünden an, die Grundzüge ihrer Umsetzung seien im Landesvorstand festgeklopft, hat er gesagt. An die Stelle der alten DGB-Kreise sollten nun deutlich weniger neue Regionen treten und die bräuchten eine neue ehrenamtliche Substruktur. Phillip und er hatten genau so argumentiert, ein halbes Jahr zuvor auf einer Reihe eintägiger Workshops des Landesbezirks, die sie moderiert haben - damals mit sehr wenig Resonanz. Jetzt war das das offizielle Konzept.

In der Region, mit der sich Henning nun gerade beschäftigte, werde es besonders schwierig, dies Konzept umzusetzen, hat Hülsmann gemeint. Die Kollegen dort bräuchten Unterstützung von außen, von jemandem, der die bisherigen Diskussionsprozesse genau kenne. Hülsmann stand erkennbar auch persönlich unter großer Anspannung. Er spürte den wachsenden Druck, unter dem die alt-ehrwürdige Institution Gewerkschaft stand. Er überspielte ihn nur zum Teil mit dem gerade gängigen Jargon, ‚sie seien ‚gar nicht so schlecht aufgestellt‘. Das war so eine seiner Bemerkungen. Doch glaubte er wirklich an das, was er da sagte? War dies mehr als die wohlfeile, Mut machende Selbstbeschreibung, wie man sie derzeit von verschiedenen Unternehmen hören konnte, die im schärfer werdenden Standortwettbewerb standen?

**Dieses Mal ging es wirklich um sehr viel**, davon zeigte er sich jedenfalls überzeugt. Nicht weniger als die Sicherung der Handlungsfähigkeit des DGB stünde auf dem Spiel, hat Hülsmann gemeint. Die Spielräume seien eng, die Eckpunkte der weiteren Entwicklungsmöglichkeiten seien festgelegt. Eigentlich gehe es um den bestmöglichen Vollzug der absehbaren Vorstandsbeschlüsse und bei ihnen eben darum, dass eine externe Beratung das zur Sprache bringe, was die örtlichen Funktionäre des DGB dort nicht so einfach sagen könnten. Es ging also, wie immer, um den Vollzug zentraler Vorgaben, auf die er wenig Einfluss haben konnte, auch wenn sie hier im Bezirk umfänglicher diskutiert hatten – auf den Tagesseminaren die Phillip und Henning moderiert haben. Nach kurzem Überlegen hat Henning zugesagt, für "Ausputzerarbeiten" könnte man sagen, die die professionellen Unternehmensberater eben nicht abdecken konnten, die der Bundesvorstand für die Begleitung des Gesamtprozesses hinzugezogen hat. Bernd hatte ihm vorher eine Hausfinanzierung des Instituts von drei Monaten in Aussicht gestellt. Es sind für ihn Chancen, Chancen, intime Einblicke zu gewinnen, auch für zukünftige Forschung, sich vielleicht nützlich zu machen und vielleicht hier im regionalen Umfeld doch selbst einen Fuß auch in dieses Beratungsgeschäft zu bekommen.

Danach hat er, meist nach schwierigen Terminvereinbarungen, eine Reihe von Gesprächen geführt. Mit Geschäftsführern oder Vorsitzenden örtlicher Mitgliedsgewerkschaften des DGB, auch mit einigen anderen DGB-Kreisvorsitzenden, mit ein, zwei Vorsitzenden von Ortskartellen, den in der Regel von ehrenamtlichen Kollegen geführten Gliederungen des DGB in den kleineren Städten, auf dem flachen Land, am Rande des Ruhrgebiets. Insgesamt war die Zeit zu knapp bemessen und die Zahl der Gespräche mit ehrenamtlichen Funktionären, dem einzigen Potential, das der gewerkschaftliche Dachverband vielleicht noch reichlich hatte, viel zu gering, um vorhandene Spielräume sicher abzuschätzen. Das Gesamtbild war so ernüchternd, wie es sich heute Morgen eben noch einmal dargestellt hatte. Die Struktur der neuen DGB-Region, die in diesem Fall aus drei alten Kreisen gebildet werden soll, ist denkbar schwierig. Tiefe Strukturkrise und hohe Dauerarbeitslosigkeit in der Emscherregion, noch ziemlich intakte, stark kleinindustriell geprägte Strukturen im Süden der neuen Region, ganz unterschiedliche regionale Identitäten, je besondere Probleme der Mitgliedsgewerkschaften, überall zu wenig hauptamtliches Personal, also gewachsener Arbeitsdruck, vor allem aber keine überzeugenden Perspektiven nach vorn. Das von oben vorgegebene zukünftige Organisationskonzept überzeuge kaum jemanden bei den Mitgliedsgewerkschaften, hatte Werner Kurz gemeint.

Es hatte aber aus Sicht fast aller, mit denen Henning danach gesprochen hat, auch den Fehler, ohne Alternative zu sein. Das "Status-Quo-Denken" der maßgeblichen Repräsentanten der großen Mitgliedsgewerkschaften vor Ort war im Fall dieser Region vielleicht noch ausgeprägter als anderswo, die Arbeitsbeziehungen der handelnden Personen unter einander offenbar zum Teil so schlecht, dass einige seiner Gesprächspartner sich in Sarkasmen flüchteten. „Schön, dass wir mal über alles gesprochen haben“, hat einer von ihnen am Ende einer im Übrigen sehr offen geführten Diskussion gesagt. Ein anderer mit vergleichsweise viel Einblick in die Diskussions- und Entscheidungsprozesse im Bundesvorstand äußert sich besonders verbittert über den Gesamtprozess. Doch er bemühte sich zugleich verbissen darum, vor Ort noch gangbare Wege zu finden, macht sich aber keinerlei Illusionen. Die Personalsituation sei äußerst schwierig. Gute junge Leute rückten gerade beim Dachverband kaum mehr nach, das Zeitfenster für wirklich innovative Veränderungen betrage allenfalls noch einige wenige Jahre. Würden in dieser Zeit die bestehenden Chancen nicht ergriffen, werde nicht nur der DGB dramatisch an Einfluss auf die regionale Politik verlieren und vermutlich auch darüber hinaus, sondern auch dessen Mitgliedsgewerkschaften

**Das Gesamtbild aus seinen Gesprächen** ist am Ende schlüssig gewesen, und er hat daran nichts geschönt. In seinem knappen Workshopkonzept sind auch die Aspekte berücksichtigt, die der typische Hauptamtliche, der Allrounder, nicht so ohne weiteres im Blick hat, der alles selbst machen und können, aber auch alles unter Kontrolle haben will, aus dessen Sicht: die Chancen effizienterer Arbeitsteilung und Spezialisierung auf der einen und die der Aktivierung von mehr ehrenamtlicher Arbeit auf der anderen Seite erst einmal wenig schlüssig sind. Aber natürlich bräuhete man dafür Qualifizierungsangebote, finanzielle Ressourcen und Spielräume, die

man denen einräumen müsste, von denen man sich mehr Engagement erhofft. Er wird seine kleine Ist-Analyse noch detaillierter aufschreiben und er wird all dies für den Workshop so aufbereiten, dass es diskutiert werden kann. Das kann nur ein erster Impuls sein, und seine Tätigkeit wird schon damit beendet sein, eben eine "Ausputzerarbeit" und keine längerfristig angelegte Organisationsberatung, gut gemeinte Bemühungen in äußerst schwieriger Lage, in der die handelnden Personen spontan dazu neigen, "im eigenen Saft zu schmoren", sich im Kreise zu drehen, ihre gewohnten Alltagsroutinen zunehmend leerlaufen zu lassen.

Würde er nur ihre Sicht der Dinge systematisieren, so wie sie sich den Funktionären im ‚Apparat‘ fast durchgängig darstellte, der Blick auf vielleicht gangbare Auswege, auf Aushilfen wenigstens, der bliebe dann ziemlich gründlich verstellt. Neue Formen des Erfahrungsaustausches unter Betriebsräten, von Sozialwissenschaftlern so gerne mit dem Modewort des ‚Netzwerkes‘ belegt, blieben Insellösungen, über die kaum jemand nachdachte. Ganz traditionelle Formen der Ortskartellarbeit ließ man weiter laufen, dort wo sie noch lebendig waren, wo jung gebliebene ehemalige Betriebsräte noch von Resten örtlicher Strukturen zehrten und sich einmischten in die lokale Politik: von der Mitarbeit im Wirtschaftsausschuss der Stadt, über die Initiierung einer Arbeitsloseninitiative oder Aktivitäten im Lokalfunk bis zur Kontaktpflege zur örtlichen Presse, von der selbst organisierten Arbeit zur Instandsetzung von Parkanlagen oder Spielplätzen im Wohnquartier bis hin zur Organisation von Nachbarschaftshilfe. All dies gab es noch, Reste einer älteren solidarischen und demokratischen Kultur über den Arbeitsalltag hinaus. Sie waren hier im Ruhrgebiet durchaus noch zu finden. Doch selbstredend würden diese Reste weiter austrocknen, würden die Menschen immer mehr in die Vereinzelung medial inszenierter Wirklichkeiten gesogen werden, wenn man nicht den Versuch unternahm, gezielt an sie anzuknüpfen, einzelne Positive Beispiele herauszustellen, neue Angebote zu machen.

Die Mitgliedsgewerkschaften im DGB kämpften um die Modernisierung ihres hauptamtlichen Apparats, darum, ihn leistungsfähiger zu machen in den Kernbereichen ihrer betrieblichen Organisation. Darüber, wie dabei Arbeiten und Leben auch im Alltag ihrer Organisationsarbeit zusammengebracht werden könnten, dachten nur wenige nach. Einzelne Beispiele eher traditioneller örtlicher Arbeit mochte es noch geben - und vielleicht auch ein paar zarte Pflänzchen für Neuansätze. Hier eine Internetplattform, dort ein Beraternetzwerk von einigen Betriebsräten, entstanden als Hilfe zur Selbsthilfe, anderswo vielleicht eine Initiative im Stadtteil, die Mitarbeit in einem ‚Aktionsbündnis gegen Rechts‘. Bestenfalls waren es noch immer relativ viele Aktivitäten, die so stattfanden, aber weitgehend gegeneinander isoliert, Inseln einer solidarischen Gegenwehr gegen die Flut, gegen jenen Zeitgeist, der allein auf die Einzelnen setzte, als rational kalkulierende Marktteilnehmer, auf dem homo oeconomicus. Eine systematisch gepflegte gewerkschaftliche Öffentlichkeit gab es kaum noch in den Regionen, eine in der über all diese Reste und Neuansätze von Gegenwehr gesprochen und gestritten würde, über das sogenannte Kerngeschäft von betrieblicher Interessenvertretung und Tarifpolitik hinaus, in der gar ein Austausch von Erfahrungen angestrebt und zur Stärkung all solcher Bemühungen ermuntert wurde. Die eh-

renamtlichen Aktiven blieben gerade so vereinzelt wie ihm seine beiden Hauptamtlichen heute vorgekommen sind.

**Der Regionalexpress nähert sich Hennings Zielbahnhof.** Die Unterlagen wandern zurück in seine Tasche. Kurz ins Büro, wahrscheinlich am besten gleich die Veränderungen in das Workshopkonzept einarbeiten, die sie in dem Gespräch heute Morgen besprochen haben – und auch seine Überlegungen, die ihm auf der Rückfahrt noch einmal durch den Kopf gegangen sind, in einer kurzen Notiz festhalten. Es würde ja auch reichen, von dem Workshop im Institut über ein zwei Gespräche in einer Workshop-Pause einen Eindruck zu gewinnen. Danach winkt ein entspannter Feierabend.

Einen kurzen Augenblick lang lässt er, im Büro angekommen, noch einmal der insgesamt eher zwiespältigen Stimmung freien Lauf, aus der er sich im letzten Jahr zunehmend hat befreien können. Er hat wieder Tritt gefasst. Nach massiven persönlichen und beruflichen Krisenerfahrungen, seinem Burnout, der Krise in seiner persönlichen Beziehung, den Durchhängern in seiner Arbeit, sieht er wieder Land. Seine langjährig erfolgreichen Projektstränge sind ihm vor zwei Jahren zunehmend weggebrochen. Die Gewerkschaften sind im engeren Wissenschaftsbetrieb kein Thema mehr. Auch die Forschung zum gewerkschaftlichen Organisationsaufbau und zur Übertragung der westdeutschen Beteiligungs- und Mitbestimmungsmodelle in die neuen Bundesländer ist längst ausgelaufen. Dass dort eigentlich das Experimentierfeld für eine Schwächung der Mitbestimmung in den alten Bundesländern entstanden ist, das hatte die engere akademische Forschung immer noch kaum im Blick. Sie war vielmehr fasziniert von der Vitalität dieser Mitbestimmung, die in den neuen Bundesländern ziemlich umstandslos implementiert worden ist – jedenfalls rechtlich. Mittlerweile allerdings ist der kurzfristige Mitgliederzuwachs der Gewerkschaften, der Vereinigungsboom, in eine massive gegenteilige Entwicklung umgeschlagen.

Das hat ihm alles schon genug zugesetzt. Dass Kai dann aber auch noch ziemlich unverhohlen sein übertriebenes arbeitswissenschaftliches und arbeitspolitisches Engagement vorgehalten hat – vor dem Hintergrund eigener ernüchternder Berufserfahrungen und angesichts einiger Probleme mit ihrem älteren pubertierenden Sohn, ist dann noch hinzugekommen. Aber gut, das lag nun hinter ihnen. Er hatte auf seinen Ansprüchen an seine Arbeit beharrt – und zugleich zu seinem Glück noch die Drittmittel aus seinem Rumpfprojekt gehabt, das von einem ursprünglich größeren Vorhaben übrig geblieben war. Mit halber Kraft und folglich zurückgenommenen Ansprüchen hat er es noch zu einem ordentlichen Abschluss gebracht. Danach gab es ein, zwei kleinere Hausprojekte, dann die gemeinsamen Aktivitäten mit Phillip, locker verknüpft mit den derzeitigen „Ausputzarbeiten“ beim DGB Landesbezirk. Immerhin war er, jedenfalls zur Zeit, der einzige ‚Familienernährer‘. Er hat also rasch wieder ‚ans Laufen‘ kommen müssen. Inzwischen gab es da neue Ansatzpunkte.

So laufen seine Gedanken dann wieder auf sein kleines Beratungsprojekt zu. Er konzentriert sich noch einmal auf die Schlussfolgerungen aus dem Gespräch vom,



heutigen Morgen, Es setzt sich an seinen Rechner, nimmt die notwendigen Änderungen an seinem Workshop-Konzept und an den Folienentwürfen vor. Die Arbeit ist rasch erledigt. Anfang der kommenden Woche muss sie sein Sekretariat nur noch ‚in Form‘ bringen. Er findet auch noch die Zeit für etwas Kontaktpflege und zwei kurze Gespräche am Rande der im Institut laufenden Veranstaltung. Wegen des Vormittagstermins heute, hat er seine Teilnahme dort absagen müssen. Er scheint nicht allzu viel verpasst zu haben. Im Vergleich zu der größeren Wissenschaftler-Praktiker-Tagung vor zwei Wochen, oder besser im Anschluss daran, scheinen hier kaum großartig vertiefende Einsichten ‚gefunden worden zu sein.

**Neue Beteiligungsformen und Managementkonzepte**, das ist das Thema gewesen auf ihrem jüngsten Wissenschaftler-Praktiker-Workshop vor zwei Wochen - durchgeführt in einem Unternehmen, das man wohl der sogenannten New Economy zurechnen konnte. Auch da sind es wieder zu wenige gewerkschaftliche oder gewerkschaftsnahe Praktiker gewesen, die für neue Perspektiven standen. Aber immerhin war das doch eine Diskussion mit einem größeren und offeneren Spektrum als er es heute erlebt hat, wo die alten Strukturen noch viel prägender waren. Er hat sie sogleich wieder vor Augen, die wichtigsten Protagonisten auf diesem Workshop und die Anknüpfungspunkte eines vielleicht doch möglichen Aufbruchs hier in der Region. Aber hier im Kern des Ruhrgebiets ging es vorrangig immer noch um die alten Milieus. Die Erfahrungen waren geprägt durch die Industriearbeit, die immer mehr verschwand. Wie sollten die gewerkschaftlichen Praktiker das Neue gestalten, das sich hier auch entwickelte und auf das vieles nicht mehr passte von den alten Konzepten und Gewissheiten, über die sie zu verfügen glaubten.

Immerhin gab es da vor zwei Wochen die beiden jungen Betriebsräte aus der noch sehr jungen Software-Bude. Doch die hat es dort aber vermutlich nur gegeben, weil es sich um einen outgesourcten Betrieb des früher noch ortsansässigen Stahlkonzerns handelte. Sie sind sehr sachlich gewesen in ihren Diskussionsbeiträgen. Berührungängste gegenüber der IG Metall haben sie, selbstverständlich, nicht gehabt. Aber die große Nähe der ‚alten Garde‘ aus der Stahlindustrie zur Gewerkschaft, denen die IG Metall geradezu politische Heimat gewesen war, mehr als die SPD, die gab es bei denen eben auch nicht mehr. Für die junge, dynamische Personalmanagerin, die an diesem Nachmittag den Part der wirklichen Modernisiererin zu spielen hatte - Amazone auf den Kampffeldern, auf denen sonst immer noch die männlichen Führungskräfte das Feld behaupteten - ist es dann nur noch um selbstbewusste, innovative Mitarbeiter gegangen, um Arbeitskräfte, die sie scheinbar als ganze Menschen nahm, die in Teams arbeiten konnten und bei denen die extrafunktionalen Qualifikationen wichtiger waren als der erlernte Beruf. Ja; einen Betriebsrat gab es auch bei ihr im Betrieb. Er war eben da, im Betrieb, nicht etwa auf dieser Tagung. Es gab ihn schon immer und er war im Blick zu behalten. Aber im Grunde ging es in ihren Vorstellungen um dieses ‚we are all family‘ der Start-Ups in der New Economy. Auf dieses Leitbild orientiert sich alles. Die Gewerkschaft war da weit außen vor.

Der Horizont, der das Bild bestimmte, war der des erfolgreichen Unternehmens, dynamisch am Markt und einem Fortschritt verschrieben, der sich an der Rendite bemess und auch dann bemessen würde, wenn die Zahl der Arbeitsplätze plötzlich zu schrumpfen begänne. Doch danach sah es vorerst nicht aus. Die New Economy boomte noch. Auf sie richteten sich die Anstrengungen und Hoffnungen der Stadt, ihrer Kommunalpolitiker und Wirtschaftsförderer. Immerhin täuschte die ihr nüchterner Blick nicht über die Grenzen ihrer Handlungsmöglichkeiten hinweg. Wenn die Globalisierung den nächsten Schneesturm über ihrer Stadt niedergehen ließ, dann hätten sie keinen Schneeschieber, der groß genug wäre, um der Folgen Herr zu werden, hat einer von ihnen gesagt. Ihre Arbeit um die Restrukturierung der Wirtschaft in der Region hatte etwas von der Arbeit des Sisyphos, aber es war doch immerhin Arbeit mit offenem Ausgang. Welche Hoffnungen den Vielen verblieben waren, die einmal bei Kohle, Stahl und Bier ihr Brot verdient hatten, mochte dabei offen bleiben. Die New Economy würde der Mehrzahl von ihnen kaum offen stehen. Immerhin boomte sie noch. Welche Erwartungen jene dynamischen jungen Unternehmer ihrer eigenen Arbeitskraft, die dort einen Arbeitsplatz gefunden hatten, an Betriebsräte und Gewerkschaften richten mochten, wann und wie sie als ganze Menschen ihre Interessen zur Sprache bringen würden, die letztlich doch über den zu engen Horizont der Firma hinausreichten, und ihre ‚Kultur‘, die vor allem Effizienz zu verbürgen hatte, war noch kaum abzusehen.

Eine kurzfristige Chance zu dichter neuer Empirie ist das gewesen. Auch ein weiterer Impuls zu vertiefenden Fragen der Krise und der Zukunft dieser industriellen Arbeitsgesellschaft. Die begannen sie gerade am Institut zu organisieren. Ankündigungen und erste Zwischenergebnisse dazu haben sie zum Teil ins Internet gestellt. Aber auch hier, ebenso wie bei seinen Fragen als Gewerkschaftsforscher, liefen sie mal wieder einer hochdynamischen Entwicklung hinterher. Ein Kollege aus Glasgow, ob eher Wissenschaftler oder Praktiker mag Henning nicht so richtig entscheiden, irgendwie ist er beides, hat ihm im Vorfeld zu einem anderen in etwas fernerer Zukunft geplanten Workshop zur Zukunftsfähigkeit der Gewerkschaften vor einigen Tagen eine E-Mail geschickt. Mit einem Zitat aus Hermann Hesses Glasperlenspiel hat er eben diese Zwiespältigkeit treffend ausgedrückt: *Hope and despair belong together. They govern each other like inhealing and exhealing.* Ja, das traf den Punkt, damals in der Nacht des Jahrhunderts, als dieser Satz geschrieben wurde, ebenso wie heute, im deutsch- wie im englischsprachigen Raum.

**„Bist ja doch wieder so spät dran.** Ist aber nicht schlimm. Wir haben schon alles Gepackt. Marianne hat mir geholfen. Sie ist jetzt in ihrem Zimmer. Liest vermutlich ein Buch. Und Jonas hockt natürlich wieder vor seinem PC. Immerhin treibt er nur technische Spielchen hinter der Benutzeroberfläche und nicht irgendwelche Computerspiele. Hat eben die Informatik für sich entdeckt. Die kommen morgen früh aber zum Frühstück runter und verabschieden uns dann in unseren Urlaub. Abendessen steht für Dich im Kühlschrank.“ Anne begrüßt ihren Mann fast etwas mitleids-

voll. Heute am letzten Tag vor dem Urlaub hat er sich fest vorgenommen, spätestens um 17.00 Uhr zu Hause zu sein. Nun ist es bald 21.00 Uhr.

Andreas lässt sich erst einmal in den Sessel fallen. Draußen ist es immer noch sommerlich warm, nicht gerade wie in einer tropischen Nacht, aber er hat sein Sakko gleich draußen im Wagen gelassen – und die fertig gepackten Reisetaschen hat er natürlich auch gleich im Flur stehen sehen.

„Tut mir schrecklich leid“, sagt er als erstes, „aber alles ist anders gelaufen, als geplant. Und du als Lehrerin hast eben schon seit einer Woche Ferien. Ich leider nicht.“ Und nach einem kurzen Luftholen fährt er fort: „Aber das ist eben auch eine Aufgabe, an der kannst Du manchmal fast verzweifeln. Ich habe wirklich gemeint, dass wir alle personalpolitischen Folgeprobleme der Reorganisation des Apparats sorgfältig geklärt hätten. Hab ja auch nicht ohne Grund in den letzten Wochen fast wie ein Bekloppter rangeklotzt. Hätte dann also heute alles nur noch einmal mit Karsten durchgehen müssen, damit während meines Urlaubs wirklich nichts schief läuft. Dann hätte ich noch ein paar Routineaufgaben erledigt und mich noch mal vergewissert, dass ich an dieser Tagung am Ende der ersten Nachurlaubswoche auch teilnehmen kann. Die hatten mir von der Stiftung ja immer noch keine Bestätigung geschickt, weiß der Teufel warum. Naja, das mit der Tagung und den Routinen ist auch alles klar gegangen. Aber die sind dann eben fast schon in den frühen Abend gerutscht. Und vorher ist es drunter und drüber gegangen.“

„Du siehst auch wirklich geschafft aus“. Anne steht auf. „Falls du nichts essen willst, hole ich dir erst mal was zu trinken, Wasser oder ein Bier? Und dann kannst Du ja mal kurz erzählen. Tja wir hatten gedacht, solcher Stress vor Urlaubsbeginn, das wäre inzwischen Geschichte, das hätte es nur früher an eurem Institut gegeben. Aber wenn ich jetzt an die letzten drei Wochen denke, das war auch nicht anders als damals, wenn unbedingt noch ein Forschungsbericht oder ein Antrag fertig werden musste.“

„Ja bring mir heute mal ruhig rein Bier“, sagt er, wirklich ganz froh, dass er im Sessel sitzen bleiben kann. „Dein Vergleich ist nicht so falsch. Aber im Grunde ist es dieses Mal schlimmer gewesen. Es ist eben ein Unterschied, ob ein Bericht fertig werden muss, oder ein Antrag, an dem deine eigene Weiterbeschäftigung dran hängt, und die von ein, zwei Kollegen, die aber genauso daran mitarbeiten, oder ob du tiefgreifende Umstrukturierungen und auch Einsparungen zu verantworten hast. Die betreffen am Ende 150 hauptamtliche Funktionäre. Und du musst das so hinbekommen, dass das für die Zukunft wirklich tragfähig ist, für die Zukunft einer Gewerkschaft mit langer Geschichte und Tradition. Die Entscheidungen für die Frühpensionierungen sind ja schwierig genug. Aber die sind letztlich gar nicht das Problem. Die große Herausforderung ist das tragfähige Zukunftskonzept. Die Pensionsrücklagen sind ja da. Und wir haben mit allen frühzeitig sprechen können. Wir haben die Scheiße ja auch früh genug kommen sehen, auch wenn unser Mitgliederrückgang dann noch stärker

gewesen ist als befürchtet, nachdem der Organisationsaufbau Ost uns ja erst mal neue Mitglieder beschert hat.“

„Und was ist dann heute schief gelaufen“ fragt sie und stellt ihm das Bier hin. „Die neue Organisationsstruktur mit viel weniger Bezirken ist doch durch, denke ich, wenn auch nach heftigen Diskussionen in eurem Vorstand. Und wer da in den größeren Bezirken Bezirksleiter bleibt oder neu wird und wer andere Funktionen bekleiden wird, das habt ihr doch auch rauf und runter diskutiert. Ich dachte, das wäre alles vernünftig geklärt. Was also ist passiert?“

„Na ja, dass ein paar Kollegen mit den Lösungen, die wir schließlich gefunden haben, nicht gerade glücklich gewesen sind, war schon klar. Aber es gab ja die fertige Beschlussvorlage für den Vorstand. Und so viel hierarchisches Denken gibt es auch in unserer Gewerkschaft, dass da am Ende jeder mitzieht, zumal wenn alles so geregelt ist, dass niemand finanziell draufzahlt - und wenn der Vorstand das dann beschließt. Aber wenn dann ein paar Kollegen ein oder zwei Vorstandsmitglieder ansitzen und die dann plötzlich das ganze Paket noch einmal aufschnüren wollen, dann kann es eben doch richtig schwierig werden. Und genau das ist heute passiert, und damit hatte ich nicht gerechnet, und mein erster Vorsitzender wohl auch nicht.“

Er trinkt einen Schluck Bier und fährt dann fort: „Und da konnte ich den Karsten auch nicht einfach drauf sitzen lassen und mal eben in Urlaub fahren. Also gab es heute eine lange Sitzung. Vorstandsvorsitzender und Abteilungsleiter erster Vorsitzender und die beiden Vorstandskollegen, die da plötzlich doch noch Probleme gesehen haben. Und dann musst du gucken: an welchen Stellen kann man da vielleicht der einen oder anderen großen Unzufriedenheit Rechnung tragen, die da unerwartet noch einmal hoch kommt – natürlich ohne alles gleich umzuschmeißen. Also, wo sperrst du dich gegen einen Veränderungsvorschlag, wo kannst du für einen, der unzufrieden ist, noch eine Option finden, die sich vielleicht in ein, zwei Jahren bietet? Letztlich geht es dann immer auch um solche Fragen: Wen halten wir für eine bestimmte Aufgabe für besser geeignet? Wer macht da plötzlich Ansprüche einigermaßen überzeugend geltend, die vorher so nicht geäußert wurden? Wie kriegst Du da eine Einigung zwischen Vorstandsmitgliedern hin, von denen du ja weißt, dass die unabhängig von solchen Personalfragen bestimmte Reibungspunkte miteinander haben, zum Beispiel bei Fragen, bei denen es um die grundlegenden Weichenstellungen für die Zukunft geht. Wir wollen ja insgesamt stärker auf ehrenamtliche Arbeit setzen, aber davon sind halt auch nicht alle im Vorstand überzeugt. Einige tragen das sozusagen der Not gehorchend mit. Und das merkst du in so einer Diskussion wie heute eben auch an der einen oder anderen Stelle. Aber nun steht das und kann durch die nächste Vorstandssitzung – und wir können morgen in Ruhe in Urlaub fahren.“

Sie guckt ihn nun aufmunternd an. „Naja, dann habt ihr es am Ende also hinkommen?“

„Ja sicher“, erwidert er, „aber es war im Grunde unnötiger Stress. Nur du musst ihn eben aushalten“. Er macht eine längere Pause und trinkt einen Schluck. „Und du kannst ja nicht mal mit Sicherheit sagen, dass diese Organisationsreform nun wirklich dauerhaft tragen wird. Wir wissen doch alle, dass die Mitgliederentwicklung im generellen Trend aller DGB-Gewerkschaften alles andere als erfreulich ist. Und wann wir da den Turnaround schaffen werden, das wissen wir eben nicht, und dazu gibt es unterschiedliche Auffassungen.“ Und nach einer kurzen Pause fährt er fort. „Jetzt baue ich jedenfalls erst mal die Stresshormone ab und sehe zu, dass ich ordentlich Schlaf kriege, und morgen früh fahren wir dann los, gucken gegen Mittag kurz bei meinen Eltern vorbei. Und dann geht es weiter an die See.“

Die hätten sich natürlich gefreut, denkt er weiter, wenn wir ihre Enkelkinder mit dabei hätten, aber die sind eben inzwischen auch groß geworden. Marianne jobbt hier lieber und Jonas wird den Teufel tun und am Strand rumliegen, oder da mit mir joggen. Der will sich mit seinem Rechner beschäftigen, gerade auch in den Ferien. Und der findet vermutlich, dass hier in der Stadt viel mehr los ist. „Urlaub zu zweit, das hat doch was“, schiebt er als letzten Satz hinterher.

Sie sitzen noch eine Weile zusammen und gehen die Liste all der Sachen durch, die Anne für ihn eingepackt hat. Er holt sich noch eine Kleinigkeit zu essen. Schließlich gehen sie zu Bett. Sie wollen morgen zu normal früher Zeit kurz frühstücken und dann losfahren, um nicht zu spät am Urlaubsziel anzukommen. Doch Andreas kann nicht gleich einschlafen, obwohl er hundemüde ist. Er lässt den Tag noch einmal Revue passieren. Und Annes Vergleich zu der Zeit früher als er noch als Wissenschaftler gearbeitet hat, am Institut, hat sich in seinem Kopf ein wenig festgesetzt, nicht etwa, dass ihn der Stress der letzten Wochen nachdenklich gemacht hätte, ob seine damalige Entscheidung richtig gewesen ist, in die außerwissenschaftliche Praxis zu wechseln. Die war nun, nach fünfzehn Jahren sowieso nicht mehr revidierbar; und er hat damals sehr gute Gründe dafür gehabt. Die praktische Gewerkschaftsarbeit hatte ihm näher gelegen, und die Chance, als Leiter der Bundesschule einer großen Gewerkschaft einzusteigen, wäre kein zweites Mal gekommen. Zudem war die Assistentenstelle bei Werner damals zwar durchaus attraktiv, aber sie war auf fünf Jahre begrenzt. Man hätte sie vermutlich auf zehn Jahre ausdehnen können. Aber das wäre dann die Grenze gewesen. Entweder Prof., oder von Neuem wieder kürzere, befristete Beschäftigungsverhältnisse, das waren danach die Optionen. Er ist sicher, dass er sich richtig entschieden hat, aber er ist nun zu müde, darüber weiter nachzudenken, oder über die Erwartungen, mit denen er hier angefangen hat und über die Probleme, mit denen er es heute zu tun hatte. Er braucht noch ein wenig, um wirklich ‚runterzufahren‘. Er denkt an den bevorstehenden Urlaub. Dann schläft er ein.

**„Ist anstrengend, aber tut gut.“** Der Schweiß steht ihm nicht nur auf der Stirn, er läuft ihm vor allem den Rücken herunter. Eine Stunde Dauerlauf am Strand entlang, das ist nicht ohne. Aber das ist täglich Programm. Körperliche Fitness ist ihm schon immer wichtig gewesen – und eben rundum hilfreich. Jetzt lässt er sich in den Sand fallen. Anne, neben ihm auf einem Badetuch, legt ihr Buch beiseite, stützt sich

auf, holt eine Flasche mit Sprudel aus der Kühltasche hervor und reicht sie ihm herüber. „Weiß ich ja, dass du deinen Sport brauchst, aber manchmal habe ich doch fast den Eindruck, dass du es ein wenig übertreibst“, sagt sie dazu. „Nein“, erwidert er, „die erste Woche hier ist so genau richtig gewesen, um richtig abzuschalten. Außerdem haben wir auch viel zusammen unternommen – und das nicht im Laufschrift.“ Er trinkt ein paar kräftige Schlucke und blickt in die Runde.

Der Strand ist zum Glück nicht allzu voll, und sie finden gewöhnlich schon noch ein Plätzchen etwas abseits von dem größten Getümmel – und andererseits nicht allzu weit entfernt vom nächsten Strandpavillon. Ein Cappuccino, oder auch eine Schokomelk und vielleicht auch mal ein kleiner Mittagssnack sind ihm schon ganz wichtig, wenn er hier so halbe Tage am Strand verbringt. Die erste Woche ist schnell vorbeigegangen, und er hat hervorragend abschalten können: Ausspannen mit ein wenig Sport, eine Städtetour hier auf Seeland mit einem Bummel über den Markt in Goes, und kommende Woche vielleicht noch eine Fahrt nach Belgien hinüber, etwas mehr Zeit für Gespräche zwischen ihnen, abends beim Essen in ihrem Ferienhaus, ein, zwei Mal aber auch in einem indonesischen Restaurant und im Übrigen eben reichlich Zeit für beide, um zu lesen oder eigenen Gedanken nachzuhängen. Der Erholungseffekt dieses Urlaubs ist schon jetzt deutlich zu spüren.

Er reicht ihr die Wasserflasche zurück. Das Wasser soll kühl bleiben, und Anne liegt zwischen ihm und der Kühltasche. Dann lässt er sich erneut zurückfallen, schließt die Augen und streckt seine Glieder. Er genießt das Gefühl der Entspannung, das nun in seinem Körper aufsteigt. Sie greift wieder zu ihrem Buch. So vergeht eine ganze Weile.

„Du hast Dir heute gar kein Buch mit an den Strand genommen“, sagt sie, als er sich schließlich mit den Ellenbogen aufstützt, um über den Badestrand vor ihnen auf das Meer zu blicken.

„Ganz bewusst nicht“, antwortet er. Einen Krimi habe ich an den ersten Tagen hier am Strand oder auch mal abends ja immerhin schon geschafft – und das war auch gut, um auf andere Gedanken zu kommen. Aber sonst habe ich mir nur psychologische Fachliteratur mitgenommen. Will damit aber heute noch nicht anfangen. Vielleicht an den nächsten Tagen.“

„Aber Du hast doch Urlaub“, kommt die postwendende Antwort. „Und ich finde, den solltest du vielleicht etwas lockerer gestalten. Dass du dir gleich zwei dicke Bücher und mehrere Artikel aus Fachzeitschriften eingepackt hast, ist vielleicht doch etwas übertrieben, denke ich. Ich bin eigentlich ganz froh, dass du diesen Lesestoff noch nicht aus deinem Koffer hervorgekramt hast“.

„Eben, erst einmal ging es darum richtig abzuschalten. Aber ich bin schon gespannt auf diese Texte. Du weißt ja, dass ich da eine Lücke in der Bildungsarbeit für unsere Betriebsräte sehe. Die brauchen neben fachlichem Wissen Hilfestellungen aus psychologischer Sicht: Wie begegnet man dem Management auf Augenhöhe, wie tritt man Selbstbewusst auf, wie bereitet man das eigene Vorgehen strategisch klug vor? In solchen Fragen sind die zu oft unbedarft. Und da geht es nicht nur um Wis-

sensvermittlung. Da geht es auch um stetige Begleitung, Coaching also. Das beschäftigt mich ja schon seit langem, und das ist eben neue Literatur dazu. Wir werden ja sehen, wie weit ich damit in diesem Urlaub komme. Jetzt lass mich mal noch ein wenig ausruhen. Dann gehen wir vielleicht eine Kleinigkeit essen. Und dann können wir ja noch einen Verdauungsspaziergang daran anschließen“.

Er lässt sich wieder zurückfallen. Morgen oder übermorgen will er damit beginnen, das erste der beiden Bücher sorgfältig durchzugehen. Und es geht dabei nicht nur darum, eine Lücke in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit weiter zu schließen. Es geht auch um so etwas wie sein zweites Standbein. Er weiß, dass er in seiner jetzigen Funktion als Abteilungsleiter der Abteilung des ersten Vorsitzenden, an den gebunden ist. Zwar ist er überzeugt davon, dass der Wechsel aus der Bildungsstätte in diese Stabsfunktion richtig gewesen ist, denn hier kann er derzeit noch mehr bewegen. Aber der Nachfolger des jetzigen Vorsitzenden wird spätestens auf dem übernächsten Gewerkschaftstag gewählt werden. Der wird sich dann seinen eigenen Abteilungsleiter suchen. Er muss und will also zweigleisig fahren, arbeitet schon länger an diesem Thema. Er hat das Coaching als sein Ding entdeckt und Kontakte zu dem einen oder anderen Berater aufgebaut. Sein Urlaub soll deshalb nicht nur seiner dringend benötigten Erholung dienen. Ein wenig Spielraum für gezielte Weiterbildung muss schon sein.

**Noch sind etliche Plätze unbesetzt**, aber Henning ist auch recht früh dran. Er wirft einen Blick in die Runde. Zwanzig bis fünfundzwanzig Teilnehmer, Frauen sieht er bislang nicht, würden hier wohl ihren Platz finden. Zwei, drei der teilnehmenden Gewerkschafter sind ihm bekannt, allerdings eher flüchtig oder aus Kontakten, die einige Zeit zurückliegen. Den Veranstaltungsleiter von der Stiftung kennt er recht gut. Man nickt sich zu. Er grüßt in die Runde, sucht sich einen freien Platz und klopfte dazu leicht auf den Tisch vor ihm, Dann setzt er sich und wirft einen raschen Blick auf die Teilnehmerunterlagen, die an jedem Platz bereitliegen. Es handelt sich um ein gut eintägiges Seminar, auf dem es um personalpolitische Herausforderungen im Zuge von gewerkschaftlichen Organisationsentwicklungsprozessen gehen soll. Alle bisher eingetroffenen Teilnehmer scheinen Gewerkschaftspraktiker zu sein. Für die ist die Veranstaltung auch ausgeschrieben. Vermutlich wird er der einzige Wissenschaftler sein, der hier die Chance zu einer Teilnahme genutzt hat.

Er begrüßt kurz den Kollegen zu seiner Rechten. Sie machen sich persönlich miteinander bekannt – und bemerken an den Namen, dass sie einander nicht ganz fremd sind. Beide sind sie auf die im Programm angekündigten Vorträge, vor allem aber auf den wechselseitigen Erfahrungsaustausch gespannt. Henning will sich gerade von neuem den Tagungsunterlagen zuwenden, da tippt ihm plötzlich jemand auf die linke Schulter. „Hallo, das ist ja eine Überraschung, dich hier zu treffen. Ist der Platz neben dir noch frei?“ Es ist Andreas, der frühere Kollege. Beide begrüßen sich herzlich. Nachdem auch der Neuankömmling seine Begrüßung in die Runde gemacht hat, haben sie noch ein wenig Zeit, bis die Veranstaltung beginnen wird.

„Ich hätte gedacht, dass ich hier heute nur hauptamtliche Kollegen treffen würde. Wie kommt es, dass du auch hier bist? und wie geht es Dir?“, beginnt Andreas das Gespräch. „Mir geht es gut, und du weißt doch, dass ich mich auch mit den OE-Prozessen bei Euch beschäftige. Du selbst hast mir doch vor drei, vier Jahren dazu das Hintergrundgespräch mit deinem Vorsitzenden ermöglicht. Mein damaliges Projekt zu dem ersten großen Zusammenschuss mehrerer Gewerkschaften ist zwar abgeschlossen. Die eine oder andere Aufsatzveröffentlichung wirst du vielleicht kennen. Allerdings, die Broschüre, die ich für den weiteren innergewerkschaftlichen Gebrauch im Zuge eines Organisationsentwicklungsprozesses geschrieben habe, der an den Gewerkschaftszusammenschluss anschließen sollte, die ruht da jetzt in irgendeiner Schublade – anders als seinerzeit im Projektbeirat besprochen. Wenigstens bin ich aber mal als Referent zu einer Veranstaltung eingeladen worden. Die beiden Kollegen, die dort jetzt ihren OE-Prozess vorantreiben sollen, haben mir da meinen Evaluationsbericht geradezu aus den Händen gerissen. Aber ich bin weiter an dem Thema dran – auch wenn sich im engeren Wissenschaftsbetrieb eigentlich niemand mehr so richtig für unsere Gewerkschaften interessiert. Na ja und so versuche ich derzeit, als Wissenschaftler vielleicht ein wenig näher an das Beratungsgeschäft heranzukommen. Und da ist mir diese Tagung aufgefallen. Mein Kontakt zur Stiftung ist zwar nicht mehr so gut wie früher, aber es hat geklappt. Vielleicht liegt es auch daran, dass sie hier einfach noch ein paar Plätze frei gehabt haben.“ Henning weist in die Runde. Der Raum hat sich zwar weiter gefüllt, aber einige Plätze sind noch immer frei. „Und was versprichst du dir von dieser Veranstaltung, und wie geht es dir?“

„Ach, gerade frisch aus dem Urlaub geht es mir auch ganz gut. Aber es ist derzeit schon ziemlich hart“ erwidert der andere. „Du weißt ja, dass wir fast alle auf erhebliche Mitgliederverluste reagieren müssen. Aber uns hat es schon besonders hart getroffen. Also gibt es Umstrukturierungen. Wir werden zukünftig weniger hauptamtliche Funktionäre haben, eine ganze Führungsebene einsparen. Das verändert den Zugschnitt aller anderen verbleibenden Organisationsebenen. Wir müssen mit dem unausweichlichen Personalabbau klar kommen. Es gibt neue Qualifizierungsbedarfe. Nachwuchssekretäre sollten zukünftig anders rekrutiert und ausgebildet werden usw. Na ja und all das ist bei den anderen Gewerkschaften ja ähnlich. Also verspreche ich mir schon was von den Inputs und vor allem dem Erfahrungsaustausch hier. Wie andere jetzt ihre Trainee-Programme gestalten, das ist schon wichtig zu wissen.“

„Ich begrüße Euch ganz herzlich, liebe Kollegen! Schön, dass so viele von Euch zu unserer kleinen Tagung gekommen sind“, werden sie durch die Begrüßungsworte des Veranstalters unterbrochen. Auch an den anderen Tischen enden die Small-Talks. Sie vereinbaren noch schnell, sich nach dem Abendessen bei der Hotelbar zu treffen, um sich ein wenig weiter auszutauschen. Das Tagungsprogramm beginnt.

„**Sag mal ein paar Worte zum Institut.** Wie läuft es bei Dir und den Anderen, die ich noch kenne?“ Gut eine Dreiviertelstunde nach dem Essen taucht Andreas an seinem Tisch dicht bei der Hotelbar auf. Sein Austausch mit ein, zwei anderen Gewerkschaftern hat ein wenig Zeit gebraucht. Henning hat nur während des Essens



ganz kurz ein paar Kontakte aufgefrischt. Dann hat er noch ein wenig mit dem Repräsentanten der Stiftung geplaudert. Seit einer halben Stunde wartet er nun, hat sich ein Glas Wein besorgt und einen Blick in eine der ausliegenden Tageszeitungen geworfen.

„Was soll ich sagen? Die stabile Institutsentwicklung, von der ich zuletzt, glaube ich, berichtet habe, setzt sich weiter fort“. Henning trinkt einen Schluck und überlegt für einen kurzen Moment. „Allerdings hat Bernd auch bei uns eine ziemlich dynamische Organisationsentwicklung forciert – aber eben vor dem Hintergrund eines immer noch stetigen Wachstums. Personalentwicklung also unter ganz anderen Vorzeichen. Wir versuchen unsere dezentrale Struktur weiter zu festigen. Also große Teilautonomie der Forschungsbereiche mit möglichst vielen Wissenschaftler\*innen, die selbst Projekte akquirieren können. Das klappt wohl auch ganz gut. Bei Jürgen und Manfred, auch bei einigen anderen, läuft es ganz ordentlich, soweit ich das beurteilen kann. Die Europaforschung wird wichtiger. Unsere Stahlforschung gibt es immer noch. Aber es gibt auch immer wieder mal den Einen oder anderen, der die Arbeit bei uns nur als Durchlaufstation für eine spätere außerwissenschaftliche Praxis nutzt. Die Arbeitsbelastungen sind eben schon sehr hoch. Und außerdem gibt es halt auch Themen, die gerade keine Konjunktur mehr haben. In Bezug auf meine Gewerkschaftsforschung habe ich das vorhin ja schon angedeutet.“

„Eigentlich wundert mich das nicht“, meint der andere, „ich meine das mit dem ‚Durchlauferhitzer‘. Es wird bei euch immer Nachwuchsleute geben, die merken, dass der Wissenschaftsbetrieb letztlich doch nicht das ist, was sie gesucht haben, auch bei einer eher hochschulfernen Forschungseinrichtung wie dem Institut. Für mich war es jedenfalls genau richtig, da auszusteigen.“

„Okay, aber da gibt es auch andere Gründe“, wirft Henning ein. „Wir können leider nicht jedem so stabile Beschäftigungsperspektiven bieten, wie das für uns vor fünfzehn Jahren noch der Fall gewesen ist. Das ist dann auch ein starkes Motiv. Der Matthias, den du ja auch noch kennst, ist vor sieben, acht Jahren wohl auch deshalb zur ÖTV gegangen, weil er da die stabilere Berufsperspektive gesehen hat – wie zwei, drei andere vorher auch schon. Die sind dann in das eine oder andere Unternehmen gewechselt. Mit Matthias habe ich übrigens neulich ein Interview gemacht. War für mich sehr spannend, weil ich da gemerkt habe, wie sich dann so die Perspektiven verändern. Als er noch in meiner Forschungsgruppe gewesen ist, haben wir ja darüber diskutiert, ob und wie gewerkschaftliche Interessenvertretungsarbeit wieder politischer gemacht werden kann. Arbeitspolitik und arbeitspolitische Erweiterung von Interessenvertretung sind unsere Stichworte gewesen. Heute sagt Matthias, dass er schon damals skeptisch gewesen sei, und im Grunde könne er auch keine Ansatzpunkte für solche Politisierung erkennen. Da ist sicher was dran. Aber ich denke das zeigt vor allem, wie leicht jeder von uns seinen eigenen ‚Tunnelblick‘ entwickelt. Der Matthias guckt auf die ganz praktischen nächsten Herausforderungen und ich achte eben darauf, ob und wie ich in der gegenwärtigen Forschungsförde-

rungslandschaft gegen deren Trends immer noch Anknüpfungspunkte für meine Fragen nach mittelfristigen Veränderungsperspektiven finden kann.“

„Aber der Matthias liegt vermutlich nicht so falsch“, wirft Andreas ein. „Wenn ich sehe, was wir an Kraft aufbringen müssen, um die Grundlagen für eine solide Interessenvertretungsarbeit zu sichern oder inzwischen sogar neu zu schaffen, dann ist die Latte mit euren arbeitspolitischen Konzepten schon wirklich sehr, sehr hoch gelegt. Ich wäre ja froh, wenn wir heute die Grundlagen festigen und sichern könnten, die uns später, bei vielleicht wieder etwas besseren Bedingungen, einen neuen Schritt nach vorne ermöglichen könnten. Im Augenblick geht es eben darum; unsere Organisationsstrukturen an schwieriger gewordene Bedingungen zukunftsfest anzupassen und dabei wieder dichter an unsere Mitglieder heranzukommen.“

Henning stimmt zögerlich zu, verbindet das aber mit dem Einwand, dass er nicht so sicher sei, wann man mit besseren Bedingungen rechnen könne. Politisch gelte das vielleicht mit der rot-grünen Regierungskoalition, aber ökonomisch gehe die Phase gerade eher ihrem Ende entgegen, in der Win-Win-Situationen dank guter Konjunktur möglich gewesen seien. Dass der Boom der ‚New Economy‘ auf Dauer so stabil und dynamisch weitergehe, halte er jedenfalls für eine abwegige Vorstellung. Aber die stabile Entwicklung der vergangenen Jahre nach der Implosion des Realsozialismus trage sicherlich mit dazu bei, dass die Industriesoziologen in ihrem akademischen Mainstream inzwischen geradezu fasziniert seien von der deutschen Mitbestimmung - und zwar genau so, wie sie sich bis heute entwickelt habe. Gerade auch die, die früher von Konfliktorientierung und gewerkschaftlicher Gegenmacht gesprochen hätten, sähen das so.

Andreas nickt, wendet aber sogleich ein, dass es in seinem Alltagsgeschäft, dort wo er Betriebsratsmitglieder in ihrer Arbeit begleite, um nichts anderes gehe, als eben darum, sie besser in Stand zu setzen, die Spielräume auszuschöpfen, die ihnen die Mitbestimmung bei all ihren Grenzen immerhin biete. Der Fehler der Mainstream-Forscher liege dann eher darin, dass sie die Bedeutung solcher gewerkschaftlicher Flankierung ganz entschieden unterschätzten und in ihrer Forschung einfach ausbelendeten

Henning stimmt ganz entschieden zu, betont dann aber, dass sich Forschungskonjunkturen aufgrund dieser einseitigen Orientierung auf Betriebsräte und Mitbestimmung stark verändert hätten. Gewerkschaften seien da schlicht kein Thema mehr. Unter anderem deshalb habe er zuletzt vergeblich versucht, in der engeren Forschungsförderung ein Projekt zu gewerkschaftlichen OE-Prozessen bewilligt zu bekommen. Als hochschulferner Wissenschaftler sei er überdies für die im akademischen Mainstream tonangebenden Kollegen bisweilen ohnehin so etwas wie der ‚arme Verwandte‘. Außerdem sei die Akquise dort immer noch ein ‚Kampf um die Fleischtöpfe‘. Das kenne Andreas ja noch aus den ganz alten Zeiten, und das habe sich um keinen Deut verändert. Da gehe es darum, ein Stück vom Kuchen der Förderungsprogramme abzubekommen und nicht darum, gemeinsam einen Kuchen zu

backen. Er jedenfalls nehme die Verhältnisse als einigermaßen konkurrenzhaft wahr. Sie mit ihrem Institut mit einer ausgeprägt anwendungsorientierten Forschung und Politiknähe seien bei der engeren Forschungsförderung sowieso unwillkommene Außenseiter.

„Das ist die alte Geschichte“, schließt Henning seine Ausführungen ab: „Die Großen der Zunft, die da die Richtung vorgeben, die wollen analytische Distanz. Mit einer prozessbegleitenden Evaluation, die vor praktischen Stellungnahmen nicht zurückscheut, da haben die ihre Probleme. Wie schon beim Humanisierungsprogramm in den 70ern taucht dann im Hintergrund der Technokratieverdacht auf. Das ist der alte Vorwurf ist, dass wir uns praktisch in Dienst nehmen lassen zu Lasten der aufklärerischen Funktion der Wissenschaft. Du hast mir ja damals die Geschichte erzählt, als der Albert auf dem Soziologentag in Bielefeld vor dem Tagungsraum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie unüberhörbar laut gefragt hat, was er denn bei der deutschen Schlafwagengesellschaft solle. Als Leiter des Projektträgers in Bonn war der ja zu Recht über diese distanzierte Haltung gegenüber seinem Aktions- und Forschungsprogramm tief frustriert.“ Er macht eine Pause, leert sein Weinglas mit einem letzten kräftigen Schluck und fragt den Anderen dann ganz direkt: Aber nun sag doch mal, wie schätzt du denn den Stand eurer Organisationsentwicklung ein?“

„Also, wenn ich die Inputs und die Diskussionen heute so für mich als Folie nehme, dann fühle ich mich in meiner Einschätzung bestätigt, dass wir gerade eine ganz wichtige Etappe geschafft haben“, erklärt Andreas. „Wir haben die Organisation an die geschrumpften Mitgliederzahlen angepasst – und zwar nicht nur durch Personaleinsparungen. Es ist mir und Karsten vor allem darum gegangen, die Organisation stärker auf Mitgliedernähe und Aktivierung unserer ehrenamtlichen Funktionäre auszurichten.“ Und nach einer kurzen Pause fährt er fort: „Auch wenn das im Vorstand mehrheitlich so gewollt wird, ist da natürlich noch weitere Überzeugungsarbeit zu leisten, aber ich denke, wir sind da auf einem ganz guten Weg“.

„Du bist da also wirklich optimistisch?“ fragt Henning nach. „Mitgliederbeteiligung ist ja auch bei den großen Industriegewerkschaften ein Thema. Die haben dazu auch gute Vorzeigeprojekte, aber ob sie das in einem größeren Rahmen weiter umsetzen können, da bin ich mir nicht so sicher.“

„Also ich denke, da haben wir wichtige erste Schritte geschafft“, fährt Andreas fort. „Natürlich muss es sich auch bei uns erst noch zeigen, ob das, was wir da jetzt versuchen, auch wirklich greift. Und an den Trainee-Programmen für unsere Nachwuchssekretäre arbeiten wir noch. Nicht zuletzt deshalb war das heute für mich spannend.“ Und nach einer kurzen Pause fügt er hinzu: „Und dann muss das alles, was wir jetzt eingeleitet haben, natürlich noch durch den nächsten Gewerkschaftstag bestätigt werden, aber damit rechne ich fest. Das alles so hinzubekommen, hat mich allerdings in den letzten Jahren wirklich massiv geschlaucht“.

Beide holen sich noch ein Getränk an der Bar. Danach fährt Andreas fort. Seine Arbeit mache ihm gleichwohl Spaß, betont er. Er habe den Wechsel aus dem Institut

nie bereut. Das Alltagsgeschäft sei sicher anstrengend, bisweilen geradezu aufreibend, und er spüre die Verantwortung, die manchmal auch belastend sei. Aber er sehe auch, was er bewirken könne. Henning muss einräumen, dass sich das im Blick auf das Institut für ihn etwas anders darstelle, zumal er inzwischen ja wieder weiter von dessen operativer Leitung entfernt sei. Wenn es darum gehe, was man als Arbeitsforscher und zugleich arbeitspolitisch engagierter Intellektueller bewirken könne, dann blieben sicherlich viele Fragen offen. Die Umsetzung von Forschungsergebnissen liege am Ende immer bei der außerwissenschaftlichen Praxis, egal wie anwendungsorientiert und politiknah man seine Forschung auch ausrichte. Projektmittel dank derer man solche Umsetzungsprozesse über längere Zeit begleiten könne, gebe es praktisch nicht. Für ihn gelte im Übrigen, dass er in den letzten Jahren mehr grundlagenorientierte Projekte gemacht habe als andere am Institut. Mithin habe er auch einen dichteren persönlichen Kontakt zu Kollegen im engeren Wissenschaftsbetrieb gehabt. Gegenüber ihrer früheren gemeinsamen Zeit habe sich dort nicht viel geändert, wenn man mal davon absehe, dass er da heute nicht mehr jenen besonders schweren Stand als junger Nachwuchswissenschaftler habe, so wie sie das beide früher erlebt hätten. Gerade bei den Industriesoziologen sei für ihn eine starke wechselseitige Konkurrenz immer zu spüren. Und der Jahrmarkt der Eitelkeiten, mit dem man im Wissenschaftsbetrieb immer wieder mal konfrontiert werde, der sei ihm bisweilen schon heftig aufgestoßen. Da werde der Spaß an der Wissenschaft schon so manches Mal getrübt. Doch letztlich seien es wohl seine wissenschaftlichen Erkenntnisinteressen, die ihn antrieben.

Zuletzt unterhalten sie sich noch ein wenig über ihre jeweiligen privaten Lebensverhältnisse. Sie kennen ihre jeweiligen Lebenspartnerinnen – und aus ganz frühen Zeiten auch noch die Kinder des Anderen. Wechselseitig angeregt und durchaus entspannt lassen sie den Abend ausklingen.

**„Nun Räum schon die Überholspur!“** Henning flucht ziemlich laut vor sich hin. Ärgerlich genug, dass für die Fahrt zu dieser Veranstaltung die Zugverbindungen so miserabel gewesen sind. Aber dass er nun, nach dem langen Verkehrsstau schon zum zweiten Mal einen Schleicher vor sich hat, der die Überholspur einfach nicht räumt, weil er die nächsten LKWs noch mitnehmen will, obwohl die in ziemlich großen Abständen fahren, das nervt ihn schon sehr. Die Fahrt hat sich gelohnt, nicht zuletzt wegen des unerwarteten Treffens mit Andreas und den so eröffneten Austauschmöglichkeiten. Doch wenn er ein paar kurze Protokollnotizen schon nicht während der Rückfahrt im Zug festhalten kann, will er sie wenigstens noch heute Abend aufschreiben. Dann kann er wenigstens den Sonntag für sich und die Familie retten. Die nächste Woche hat er wieder volles Programm. Dieser Workshop ist im Vergleich dazu eher eine Art fast erholsamer und jedenfalls anregender zusätzlicher Feldbeobachtung gewesen. Die kommende Woche wird das nicht zu bieten haben..

Er blendet zum zweiten Mal auf, verzichtet aber darauf unverschämt dicht aufzufahren. Dieser ‚Nasenbär‘ da vor ihm bleibt aber gänzlich unbeeindruckt auf der linken Spur. Ungefähr so unbeweglich wie viele der Gewerkschafter, mit denen er zuletzt zu

tun gehabt hat, denkt er. Immer stur auf der gleichen Bahn weiter. Aber Blödsinn, wie fast alle bildlichen Vergleiche hinkt dieser natürlich auch. Halbwegs treffender war jedenfalls das Bild mit dem Tunnelblick, auf das er gestern Abend gekommen ist – und der galt nicht nur für die Praktiker. Für die Hauptamtlichen unter den Gewerkschaftern, mit denen er derzeit zu tun hatte, drehte sich jetzt fast alles um dieses eine Thema: Bewältigung der anwachsenden Mitgliederverluste. Reorganisationsprozesse bis hin zur Frage des Zusammenschlusses einzelner Mitgliedsgewerkschaften im DGB, Organisationentwicklung, Traineeprogramme für nachrückende, zukünftige Funktionäre. Für die unter den Altgedienten, die noch nicht verrentet werden konnten, fand sich dann vielleicht noch ein Platz in den neuen Bundesländern. Auch bei den ehrenamtlichen hielten die meisten Betriebsräte an den gewohnten Routinen fest. Die Neuansätze für Projektarbeit, breitere Beteiligung der Beschäftigten selbst, die er gerade zusammen mit Phillip begleitet hatte, funktionierten zwar. Sie haben diejenigen, die damit ihre Erfahrungen gemacht haben, sogar geradezu begeistert. Sie blieben aber vereinzelt, und sie strahlten nicht aus. Die Modeworte der Soziologen, wie Netzwerke oder lernende Organisation, führten mittlerweile zwar nicht wenige Gewerkschafter im Munde; doch nach seinem Eindruck blieben das eher Worthül- sen – von wenigen Fällen abgesehen. So wie der Schleicher da vor ihm, immer in der gleichen alten Spur. Aber der fädelt sich nun endlich doch mal ein.

Henning drückt auf das Gaspedal. Nun geht es flott voran. Für einige Augenblicke konzentriert er sich ganz auf die Strecke vor ihm. Dann hängt er wieder seinen Gedanken nach. Autofahren ist eben Routine. Dabei kann im Grunde jeder zugleich seinen Gedanken nachhängen, oder auch ein philosophisches Gespräch führen – und nebenbei noch die Landschaft genießen, die draußen vorbeirauscht. „Qualifizierter Bestarbeiter“ ist dafür der Fachbegriff den Arbeitswissenschaftler aus der Untergangenen DDR in die Wissenschaft eingeführt haben. Die immerhin haben ‚Welt-niveau‘ gehabt.

Über die sogenannte ‚Transformationsforschung‘, an der er sich nach 1990 ja auch beteiligt hat, will er jetzt aber nicht weiter nachdenken. Das ist als Forschungsthema durch. Ihm kommt erneut sein Bild vom Tunnelblick in den Kopf. Wo war da der große Unterschied zwischen seinen Praktikern und ihm selbst? Er denkt ja schon seit längerem darüber nach, ob sich hier eine Marktlücke auftun könnte, ob er bei den Gewerkschaften ins Beratungsgeschäft kommen kann. Das wäre vielleicht eine sinnvolle Reaktion darauf, dass die Gewerkschaften als Forschungsgegenstand mittlerweile überhaupt nicht mehr Konjunktur haben. Er beobachtete also auch beständig die für ihn wichtigen Märkte, suchte nach Marktlücken oder nach neuen Ansatzpunkten, um an den aus seiner Sicht wichtigen arbeitspolitischen Fragen dran zu bleiben – oder viel schlichter um sein langjährig aufgebautes Know how weiter zu nutzen? .Berndts schon wiederholte beiläufige Bemerkungen, er solle doch mal versuchen, sich die Herausforderungen zu einer besseren Gestaltung von Arbeit, die sich immer rascher verändere, ohne die alten Gewerkschaften vorzustellen, hat er jedenfalls geflissentlich überhört. Für ihn stellte sich dann, wenn er Überlegungen zu deren wei- tergehender Demokratisierung anstellte, sofort die Frage nach entsprechenden ar-

beitspolitischen Akteuren. Dann landete er sofort bei seinen Gewerkschaften. Also kam es darauf an, an ihnen als einem wichtigen Forschungsgegenstand dranzubleiben. Ebenso blieben Gewerkschafter als Adressaten seiner Forschung wichtig. Arbeitspolitik ohne sie ließ sich für ihn nicht denken.

Aber läuft er dabei nicht genau so wie die Gewerkschafter, über die er gerade so kritisch nachdachte, der Entwicklung nur hinterher. Und zudem ist es verdammt schwer, sich solche neuen Nischen zu erschließen. Er ist Wissenschaftler. Und er hat zuletzt bis zu seinem Burnout vor zwei Jahren eher Grundlagenforschung betrieben. Er ist kein professioneller Berater. Von denen haben die Gewerkschaften in den letzten Jahren auch die einen oder anderen, eher unkonventionellen ins Boot geholt. Aber ihre Organisationsentwicklungsprojekte der letzten Jahre liefen inzwischen schon wieder eher aus. Zudem arbeiteten sie ohnehin lieber mit „Bordmitteln“. Er war jetzt auf der Suche nach neuen Projektsträngen, mit denen sich eine Perspektive verknüpfen ließ, eine bei der er sein Know how und den Kern seiner langjährigen Forschungsinteressen weiter nutzen und festhalten konnte. Er hatte auch zwei, drei lose Fäden dazu in der Hand. Im Grunde mit seinem eigenen Tunnelblick: Forschungsförderungsprogramme, Kontaktpflege, die Planung der jeweils nächsten eigenen Veröffentlichung immer schon im Hinblick auf die Entwicklungen in der ‚Förderlandschaft‘. Egal, hier auf der Straße kam er jetzt flott voran. Das konnte so noch klappen, dass er heute Abend seine Notizen und ein paar weiterführende Überlegungen aufschreiben konnte. Vielleicht würde sich daraus noch ein weiterer, wenn auch erst einmal sehr loser Faden knüpfen lassen.

**„Na wie war Dein Workshop?“** Anne ist guter Stimmung. Andreas ist schon am frühen Samstagnachmittag zurück. Sein Weg zum Tagungshotel ist nicht sehr weit gewesen. Und er wirkt entspannt.

„Ja ich bin ganz zufrieden“, sagt er und gibt ihr einen Begrüßungskuss. „Wenn der eigene Reorganisationsprozess in trockenen Tüchern ist, und wenn du auf so einer Veranstaltung bestätigt findest, dass du das mindestens so gut gepackt hast wie die Kollegen bei zwei, drei anderen Gewerkschaften, und wenn du mit deinen Überlegungen zur Qualifizierung der Nachrückenden vielleicht sogar etwas weiter bist, dann kannst du ja auch leicht zufrieden sein. Aber du glaubst nicht, wen ich da getroffen habe. Henning war da als Teilnehmer dabei.“

„Ach!“ Anne ist sichtlich erstaunt. „Ihr habt euch doch seit drei, vier Jahren nicht gesehen. Und was wollt ihr auf dieser Veranstaltung? Die reorganisieren doch nicht ihr Institut. Und was sollten die da von einem Informationsaustausch unter Gewerkschaftern lernen?“

Na ja, ich weiß ja, dass er sich nach unserem ‚Organisationsaufbau Ost‘ vor drei, vier Jahren intensiv mit gewerkschaftlichen Organisationszusammenschlüssen beschäftigt hat. Das erste große Beispiel dafür hat er ja begleitend evaluiert. Hab ihm damals ja auch ein Hintergrundgespräch bei uns ermöglicht. Jetzt scheint er ein biss-

chen darauf zu spekulieren, hie und da richtig als Berater ins Geschäft zu kommen. Natürlich nicht bei uns. Da gäbe es keine Chance“ Und dann weiter nach einer kurzen Pause: „Aber auch bei den anderen, den großen Gewerkschaften im DGB, dürfte das sehr schwierig sein. Hab ich ihm auch zu verstehen gegeben. Aber auf der anderen Seite: bei denen im Institut gibt es auch einen Organisationsentwicklungsprozess. Den treibt wohl vor allem der Bernd voran. Aber Henning ist da auch dabei. Es geht wohl um Dezentralisierung, Stärkung von Teamförmiger Arbeit und Akquisefähigkeit aller Teammitglieder – alles vor dem, Hintergrund einer zuletzt recht stabilen Entwicklung, wie Henning sagt.“

Sie wechseln allmählich die Themen, beschließen dann, einen ihrer gewohnten Spaziergänge am Rande des Vororts zu unternehmen, vielleicht noch ein Eis essen zu gehen. Der Samstagnachmittag soll jedenfalls ein entspannter Auftakt für das verkürzte Wochenende werden. Sonntagnachmittag sind sie mit Freunden verabredet. Vielleicht werden sie danach noch ins Kino gehen.

Die kommenden Wochen sind dann für beide wieder vollgepackt. Anne übernimmt im beginnenden Schuljahr eine neue Klasse und da sie nicht zu denen gehört, die meinen, hinreichend von ihren erworbenen Routinen leben zu können, bedeutet das eine Menge Arbeit. Und Andreas hat ja ohnehin mehr als einen Fulltime-Job. Bei dem helfen zwar Erfahrungen und Routinen. Aber es hat sich in den fünfzehn Jahren, die er jetzt bei seiner Gewerkschaft in wichtigen Stabsfunktionen arbeitet, stets von Neuem gezeigt, dass die Umbrüche in der Arbeitswelt immer wieder andere große Herausforderungen mit sich bringen. Das gilt schon für die, mit denen man im Zeichen einer fortschreitenden Entfesselung der Märkte sicher rechnen kann, erst recht aber für die, die dann überraschend eingetreten sind: die Implosion des Realsozialismus und danach Organisationsaufbau Ost, den kurzzeitigen Mitgliederboom und dann die zunehmenden, einschneidenden Mitgliederverluste. Die pragmatische organisationspolitische Anpassungen daran musste zunehmend konzeptionell sorgfältiger durchdacht werden und zugleich gab es das Erfordernis, sich programmatisch neu zu orientieren. Das Geschäft war mühsam, und seine Freunde aus der Wissenschaft stellten es sich bisweilen zu einfach vor. Dabei immer auch noch den hehren arbeitspolitischen Ansprüchen Rechnung tragen zu wollen, über die sie weiterhin nachdachten, mit denen er auch einmal angetreten ist, dafür fehlte nahezu jeder Spielraum.

*Aber leben wir nicht in einer von den Wissenschaften gestalteten Welt und müssen wir daher nicht die Wissenschaften studieren? Ganz gewiss! Wenn ein Land von Heuschrecken überfallen wird, dann studiert man Heuschrecken um sie loszuwerden, nicht um sie zu Landesgottheiten zu erheben.*

*Paul Feyerabend*

### **Jahrmarkt der Eitelkeiten**

*„Die Referenten hier machen schon einiges her.“  
„Beachtlich, dass ihr auch den da gewonnen habt.“  
„Ach das ist der Müller-Meier-Schultze?  
Hatt' ich mir ganz anders vorgestellt, und wer ist der?“*

*„Sieh an, auch hier Herr Müller, also ihr Aufsatz,  
im Journal, letzten Monat, wirklich á la bonne heure!“ –  
Und bei sich: „Na, kaum Neues, an sich für die Katz,  
aber wenn Du einmal so im Geschäft bist wie der...“*

*„Man sollte sich freilich auch nicht so verbiegen  
wie der Schleimer dort drüben“, denkt ein anderer, „der H.,  
der wird sowieso diesen Lehrstuhl nicht kriegen.  
Der ist längst anders vergeben, das ist ziemlich klar.“*

*Das Büfett ist schmackhaft, der Small-Talk ganz nett,  
die Tagung ansprechend - und recht gut besucht.  
Man war dabei, der Tag war schon richtig gebucht –  
Doch hier auch Referent sein, wär' schon gut für's Renommee'.*

*Aber nur so dabei zu sein, ist ihm auch schon ganz recht.  
Kontakte knüpfen und pflegen,  
sich souverän auf diesem Parkett bewegen,  
das erscheint am Ende doch auch gar nicht so schlecht.*

*Tja, er ist mal ganz anders angetreten,  
unter wahrheitssuchender Akteursfiktion.  
Dächte er jetzt dran, wär' er vielleicht etwas betreten?  
Ach was, hier geht's vor allem um Reputation!*

*(2005)*



## II.

**Die Sonne steht schon tief**, die Umriss der Stadt, dieser etwas skurrilen Mischung aus Hotelpalästen am Meer mit ihren Badestränden, viel Bauschutt rückwärts und den Sträßchen, wo kleine Läden sind und kleine Häuser, in denen die Ägypter wohnen, treten noch deutlicher hervor. Der Flughafen wirkt so provisorisch wie die ganze künstliche Touristenstadt. Die Halle, in der sie einchecken, ähnelt eher einem Zelt als einem festen Gebäude. Aber dieses Zelt in der arabischen Wüste ist keines wie die aus den Märchen von Tausend und einer Nacht. Diese Welt besteht aus Plastik, es riecht nach Instantkaffee. Reste von Ketchup oder Senf trocknen auf den Tischen, an denen man wartet, bis der eigene Flug aufgerufen wird. Die letzten ägyptischen Pfund oder Dollars werden ausgegeben. Sie trinken einen Kaffee. Kai schimpft, weil Henning, wieder in Gedanken, um ein Haar ihren geordneten Alltag durcheinander gebracht hätte. Fast wäre er sein Sakko los gewesen, das er im Gepäcknetz des Busses hatte liegen lassen. Vielleicht ist sie auch besorgt. Nachts auf dem Frankfurter Flughafen wäre ihm ohne sein Jackett recht kalt geworden; aber er entdeckt noch den Bus auf dem weitläufigen Parkplatz. Nun hängt es ihm wieder lose um die Schultern. Das Gepäck ist auf dem Weg zum Flieger. Alles ist wohl geordnet.

Sie warten, sprechen über den kommenden Tag, den letzten, ehe der Alltag sie wieder haben wird, oder sie hängen ihren Gedanken nach. Nur Stefan wird die Zeit nicht lang. Er ist zusammen mit seinem Urlaubsfreund Tim in der Zelthalle unterwegs, ist wie immer neugierig, kommt mit anderen Touristen oder auch mit Einheimischen, die von ihnen leben, ins Gespräch. Wie schon am ersten Urlaubstag in Luxor zieht er sofort alleine los. Da hat er gleich Kontakt mit ägyptischen Jugendlichen gehabt, war mit bei denen zu Hause, hat Sonnenblumenkerne gekaut, Hasch angeboten bekommen, ihren Fernseher laufen gesehen, sie über die Amis schimpfen gehört. Später hat er ein Paar Dollar als Trinkgeld für seine neuen Freunde haben wollen. Nun genießt er die letzten Urlaubsstunden, läuft unbefangen herum, denkt in diesem weitläufigen, Wüstenplastikzelt ganz sicher nicht an alte Märchen, die entzaubert werden durch ihre Umgebung, vor allem aber den schäbigen Alltag derer, die hier immer leben und die hier arbeiten müssen. Aber er macht sich vermutlich auch kaum Gedanken über solchen Alltag. Sein Urlaub ist ein Abenteuer gewesen. Dass die Polizisten hier stets mit Maschinenpistolen über der Schulter herumliefen, sie auf ihrer Fahrt nach Kairo ebenso bewaffnete Begleiter in ihrem Bus gehabt haben, hat er sicher genau registriert. Doch das sind für ihn mit seinen vierzehn Jahren allenfalls spannende Zutaten gewesen. Aber das hat auch die Urlaubsstimmung der Erwachsenen kaum getrübt. Spätestens vom zweiten Tag an ist es zum normalen Bestandteil ihres Urlaubsalltags geworden. Auf ihrem Schiff, während der Nilkreuzfahrt, oder im Hotelkomplex am Roten Meer hat dieser hier ganz selbstverständliche Teil des Alltags, Zeichen prekärer herrschaftlicher Verhältnisse, keinerlei Aufmerksamkeit mehr auf sich gezogen.

Endlich wird ihr Flug aufgerufen. Sie belegen ihre Plätze, verstauen ihr Bordgepäck. Der Flieger steigt in einen dunklen Nachthimmel. Er wird sie zurückbringen zu ihren

Baustellen, die geordneter erscheinen, neben denen sie sich nicht ausruhen können, sondern auf denen es gilt, sich nützlich zu machen. Er wird sie zurückbringen zu anderen Trümmerlandschaften, die man eher im Verborgenen suchen muss, hinter glatten Gesichtern oder sorgsam aufgebauten glänzenden Fassaden, dorthin, wo die vielleicht nützlichen Fundsachen liegendebliebener Arbeit schwer zu entdecken sind, aus denen sich möglicherweise eine lebenswertere Welt bauen ließe, dorthin, wo Henning weiter arbeiten will, weil er nur so beobachtend und handelnd weiter leben kann.

**Er grübelt, blickt hinaus in die sternklare Nacht.** Links unterhalb der Tragfläche glänzt das Lichtermeer Alexandrias. Von hier oben, wo sie alle wieder ihrem, Arbeitsalltag entgegengetragen werden, unterscheidet sich der Anblick kaum von dem einer großen europäischen Stadt. Das Wissen der Antike lagerte einst in ihrer großen Bibliothek, verbrannt, so heißt es, sind diese Schriften als Caesars Legionäre kamen. Vielleicht ein Bild für das immer wieder so schwierige Verhältnis von Wissen und Macht. Tatsächlich aber verbrannten die philosophischen Texte der Antike, die hier gesammelt waren, erst vierhundert Jahre später im Sturm der frühen Christen. Fundamentalismus findet sich zumindest in den Anfängen fast jeder Religion, in jedem Glauben, der eine offenbarte Wahrheit für sich ganz allein in Anspruch nimmt. Eine neue Bibliothek wird derzeit dort unten gebaut, Erinnerung und Symbol alter Gelehrsamkeit. Doch das Wissen der Welt heute, das wird nicht mehr an einem Punkt versammelt. Schon gar nicht wird es gelagert. Es ist verteilt auf Viele. Es wächst weiter mit ungeheurer Dynamik. Es kommt als Expertenwissen über die Menschen, gefordert, gefördert, gefiltert in den Zentren der Macht. Es wird nahezu allein befragt auf seine Nützlichkeit - in der rasenden westlichen Moderne, die diese Flut hervorgebracht hat von Wissen und zugleich eine Springflut von neuen Fragen. Die Eliten und so manche Trendsetter in seiner Wissenschaft sprechen mittlerweile von der Wissensgesellschaft. Sie verweisen auf die Chancen, die sie eröffnen soll, träumen weiter ihre Technikutopien, lassen die vorindustrielle, noch agrarisch geprägte Welt endgültig hinter sich, die gerade unter dem Flieger hinter dem Horizont in einer schwarzen Nacht verschwindet. – und werden doch wieder eingeholt werden von der Natur.

Afrika, vergessener Kontinent, der nicht auftaucht in den Verlustbilanzen, denkt er – aber vielleicht stimmt das nicht ganz. Das Kapital drängt in neuer ‚Landnahme‘ auch hierher. Und geopolitische Interessen haben hier schon immer ihre Rolle gespielt. Auch die chinesische Geopolitik wird bald beginnen, diesen Kontinent zu entdecken oder sie ist schon dabei. Wer denkt schon an die Fundamente des Elends, auf denen sich die Moderne erhebt, eine Welt, wuchernd aus der Dynamik sich wechselnd stützender moderner Naturwissenschaften, kapitalistischer Ökonomie und militärisch gestützter staatlicher Macht. Manche Mitglieder der neuen Eliten mögen schwer tragen unter der Last der mit ihrem Wissen wachsenden Möglichkeiten, aber auch der mit dem noch rascher zunehmenden Nicht-Wissen anwachsenden Risiken.

Die maßgeblichen Handelnden in den neuen Zentren der Macht sind die entschlossenen Entscheider. Mit ihren Think Tanks und mit ihren Spindoktoren, sind sie stets bemüht, Entscheidungen berechenbar zu machen - und klug zu verkaufen in öffentlichen Räumen, in denen ernstlicher politischer Streit schon längst an Schwindsucht leidet. Sie tragen gerne die Last solcher Entscheidung, unsere Mächtigen, selbstsicher, Macht besitzend, sie ausübend nicht selten besessen von ihr und rigoros lächelnd: In den Think Tanks entwerfen sie ihre Szenarien. Die immer verbleibenden unkalkulierbaren Restrisiken schrumpfen darin zusammen. Nun gilt es zu handeln. Die Würfel fallen, wie zu allen Zeiten, immer Hier und Jetzt. Und der Handelnde handelte immer schon gewissenlos – nicht im moralischen Sinne, aber eben unter Entscheidungsdruck und vielleicht immerhin im Bewusstsein einer Art tragischen Schwere des Entscheidungszwangs: right or wrong, my country. Mit dinglicher Folgerichtigkeit wurde und wird so entschieden, immer wieder setzt sich so eine Dynamik fort, die allzu oft geprägt ist von Täuschung, Selbsttäuschung, Lüge, Ideologisierung bis hin zu Wirklichkeitsverlusten.

Was der großen Denkerin so zum Anlass geworden ist, nachzudenken über *die Lüge in der Politik*, wird anderen zum Selbstlauf, den die Politik längst nicht mehr zu gestalten beansprucht. Den Systemtheoretikern rast so, wie in der indischen Mythologie, ein selbst verfertigter Jagannathwagen weiter zu Tale, auf den man allenfalls aufspringen kann. Doch man könne nicht wissen, wohin er rollen wird, sagen sie. In den Talkshows unseres Fernsehens wird noch ein wenig das Für und Wider erwohnen, für Legitimation zu sorgen gesucht, danach folgt die Werbung. Auch hier muss das Geschäft laufen. Mag sein, dass die Zahl der Aussteiger bei den Angehörigen der Eliten wächst, auch möglich, dass nachdenklich mahnende Zwischenrufe von ihnen zunehmen - gegen Ende einer Macher- und Entscheiderkarriere. Es ändert nicht viel. Das Innehalten der Vielen, die letztlich das Getriebe am Laufen halten, Monate der Besinnung an vielen Orten, kollektive Verständigungsprozesse, das täte Not.

**Die Stewardess unterbricht den trüben Fluss seiner Gedanken.** Gerne nimmt er den angebotenen Tee. Stefan döst vor sich hin, Kai macht ihn lächelnd darauf aufmerksam. Sie wird nicht solchen Gedanken nachsinnen wie ich gerade, denkt Henning. Sie freut sich vielleicht auf Markus, ihren zweiten Sohn, plant die kommende Woche, oder sie freut sich schon auf ihr Klassentreffen, das einige Wochen später ansteht, das erste zu dem sie nach 35 Jahren überhaupt hinfahren will – und zu dem er mitfahren wird nach H. Unverständlich nur, dass es so spät im Jahr stattfindet. Üblicherweise veranstaltet man die doch im Sommer, wenn die Schuljahre geendet sind.

Die Motoren der Maschine röhren gleichmäßig und gedämpft. Henning hört einige Wortfetzen von den Sitzreihen vor oder hinter sich. Sie vermischen sich mit dem Motorengeräusch, Hintergrundrauschen in und von einem technischen System, dem alle sich anvertraut haben. Es hat immerhin einen Piloten. Angesichts des Selbstlaufs des Verzehrungsprozesses einer losgelassenen Moderne hingegen, der gegenüber

die herrschende Politik sich selbst zunehmend entmachtet, kommt er sich eher vor, wie in einem Flugzeug, dessen Cockpit längst verlassen worden ist. Es ist der Autopilot den Flieger steuert. Merkwürdiger Weise sind die Passagiere noch kaum beunruhigt.

Das Flugzeug, in dem sie hier wirklich sitzen, gleitet ruhig über das Mittelmeer, bald über den Balkan. Henning kann nicht schlafen, will aber auch nicht weiter seinen wenig erquicklichen Gedanken nachhängen. Er greift zu einem Buch, das er in den letzten beiden Wochen ein, zwei Mal in der Hand gehabt, dann aber doch nicht gelesen hat. Ihre Nilfahrt würde dazu Zeit bieten, hat er gedacht, im Liegestuhl auf dem Schiffsdeck liegend. Aber die ist viel zu anregend gewesen - und das Buch hat ihn nach erster flüchtiger Durchsicht zu wenig motiviert. Auch jetzt schweifen seine Gedanken erneut zu den Eindrücken dieser Reise zurück: zu den Pharaonengräbern an der Westseite des großen Stroms, den Tempelruinen an beiden Ufern. Das „schwarze Land“ der alten Ägypter, ein schmales Band des großen Stroms, der den schwarzen Nilschlamm an die Ufer schwemmte, fruchtbare Erde, geheiligt vielleicht durch den Körper ihres toten Gottes Osiris, aufgeteilt auf die vierzehn Provinzen ihres Landes, bestellt von den Fellachen und wohl verwaltet von den hohen Priestern und von Pharao. Ein Land, das sich dahin zieht zwischen den unabsehbaren Wüsten im Osten, wo Aton aufstieg am Morgen und wo sie ihre Hütten, Wohnstädte und Paläste am Ufer des Flusses bauten aus gebranntem Lehm, und der gleichen Ödnis im Westen. Ein Land, wo Nut die Lebenspendende Sonne jeden Abend verschlang, wo sie ihre Nekropolen errichteten und Bestattungstempel, in den Fels geschlagen, aus Sandstein gehauen oder auch aus dem härteren Granit, überdauernde Symbole gegen den Tod, Feiern der Auferstehung, eines göttlichen Funkens in den Menschen, in Pharao leuchtend, verkörpert von Horus, der Isis und des Osiris Sohn, der Seth bezwingt, und von dem Falken, der seine Beute schlägt und aufsteigt gegen die Sonne, die große Spenderin allen Lebens an den Ufern des Nils.

Die ägyptische Mythologie, ihr ewiger Kampf zwischen Gut und Böse, Leben und Tod hat ihn beschäftigt in ihrer ersten Urlaubswoche in der er, ganz irdisch von der Weltmacht USA mit der Bombardierung Afghanistans forciert, wieder einmal die mediale Berichterstattung unserer heutigen Welt verfolgt hat. Auch das ist inszeniert worden als ein Kampf der Guten gegen die Mächte des Bösen. Allerdings die stark bebilderten Ägyptischen Zeitungen, deren arabische Schrift er natürlich nicht hat lesen können, zeichnen eher das Bild des Kampfes eines übermächtigen Westens gegen ein kleines islamisches, oder islamistisch beherrschtes Land. Rechts oben US-amerikanische Düsenjäger, unten links ein kleiner Bin Laden neben einem Artilleriegeschütz, das fast aus der Spätrenaissance zu stammen schien, oder jedenfalls aus dem 19. Jahrhundert. Und wenn das das Bild für einen Kampf zwischen David und Goliath sein sollte, lag ziemlich nahe, wie die Sympathien verteilt waren.

Dann schlägt er endlich doch sein Buch auf, Dem Titel nach geht es um eine andere Archäologie, eine der Arbeit. Aber Henning geht es ja nicht um deren Archäologie. Er will nicht der Frage nachspüren, wie sich deren Entwicklung in unsere Gesellschaft

gleichsam eingegraben hat und unausweichlichen Logiken folgend weiter vollziehen wird. Ihm geht es immer noch um die lebendige Arbeit. Nach wie kommt es ihm nicht allein darauf an, sie zu beobachten. Er will dazu beitragen, sie politisch besser zu gestalten. Er will seine Beobachterrolle, von der er weiß, dass er immer wieder in sie zurückkehren wird, gelegentlich als Handelnder verlassen. Zwar liebt er es nicht, sich auf den Markt zu begeben und zu reden. Auch ist er kein Mann des geselligen Mittelpunkts, eher ein Zuschauer, ein stiller Wahrnehmer, ein Beobachter, einer, der die Menge nicht scheut, aber doch eher die Einsamkeit genießt in ihr. Doch er weiß, dass es nicht nur um seine Genüsse geht. Er stimmt sich neu ein auf einen beruflichen Alltag, den er weiter entwickeln will. Zwar ist das Akquisegeschäft insgesamt schwieriger geworden, doch er selbst ist längst dabei, sich aus einem Wellental herauszuarbeiten. Das stimmt ihn zuversichtlich. Er blättert nun doch ein wenig in dem Buch, liest das Herausgeber-Vorwort und ein, zwei verschiedene Beiträge wenigstens an, merkt dann aber, dass er nicht wirklich konzentrationsfähig ist. Er will auch nicht weiter grübeln, versucht nun doch ein wenig zu dösen.

Fast freut er sich auf den alten, immer neuen Alltag, hat sich einiges vorgenommen. Auch mit den Dingen des Lebens möchte er pfleglicher umgehen. Vor allem aber hat er hochfliegende Pläne. Einmal mehr: mit ein wenig Glück, in tätiger Skepsis, unablässig bemüht, sich selbst zu überwinden möchte er durch geregelte Erfahrung wieder zu einer Art bedingter Zuverlässigkeit gelangen. mit Anderen zusammen möchte er als Wissenschaftler weiter weben an seinem Teppich, an der Entfaltung neuen orientierenden Wissens. Ohne dass alte Erfahrungen dabei einfach bei Seite gedrängt werden, soll es theoretisch fortschreitend besser fundiert werden, auch wenn sich so fortwährend neue Fragen stellen werden. Vielleicht werde ich, so denkt er bei sich, über solche Arbeit, und gelegentlich doch politisches Handeln mit wieder Anderen zusammen, am Ende doch etwas nützliches tun können, einigen anstößig sein zum eigenen Weiterdenken. Zumindest ein wenig Sand möchte er noch in dieses große Getriebe der Welt streuen. Er möchte wenigstens Nachdenklichkeit erzeugen können gegenüber den großen Abstraktionen, vor denen wir uns fürchten sollten, weil sie so leicht falsche Leitbilder setzen, flirrende Fata Morgana über dem heißen Wüstensand in Seths Reich.

**„Etwas mehr Zeit könntest Du dir ruhig nehmen“.** Kai ist gereizt. „Ist ja schön, dass du dich in deine Arbeit so richtig hineinkniest – jedenfalls besser als vor drei Jahren, als Du diesen völligen Durchhänger hattest. Aber um den Ärger, den Stefan da gerade in der Schule macht, solltest du dich auch ein wenig kümmern. Unser Sonntagskind mischt da gerade seine gesamte Schulklasse auf. Ein oder zwei der Lehrer machen die augenscheinlich gerade richtiggehend fertig, und er als Klassensprecher vorne weg. Unangepasstheit als Erziehungsziel und Nachsicht in der Pubertät schön und gut, aber das geht so nicht. Übermorgen auf der Elternversammlung wird das Theater in der Klasse Thema sein, und da gehe ich nicht alleine hin, Arbeitsteilung zwischen uns hin oder her – auch wenn ich als Klassenpflegschaftsvorsitzende und stellvertretende Elternratsvorsitzende natürlich gefordert bin. Und danach werden wir uns den Jungen dann mal zur Brust nehmen

müssen. Außerdem, ist der in letzter Zeit richtig faul. Merkt man zwar noch nicht an seinen Schulnoten. Dafür fällt ihm offenbar alles zu leicht. Aber das geht trotzdem so nicht weiter. Und du kannst dich da nicht einfach raushalten.“

„Will ich doch auch gar nicht“. Henning ist ein klein wenig irritiert. Sie reden nun schon eine ganze Weile über die Konflikte, in die ihr Jüngerer nicht nur verwickelt ist, sondern in denen er augenscheinlich eine nicht unerhebliche Rolle spielt, aber sie wollen mit Stefan ja bewusst erst nach dem Elternsprechtag ernsthaft reden. Im Moment aber, so findet er, kommen sie nicht mehr viel weiter. Und auf eine Diskussion darüber, dass er sich aus der Erziehung seines jüngeren Sohnes zu sehr heraushalte, Arbeitsteilung zwischen ihnen beiden hin oder her, hat er gerade überhaupt keine Lust. Er muss für eine Sitzung am kommenden Tag noch zwei Papiere lesen. Die sind zwar nicht allzu umfangreich, aber auf eine ausufernde Diskussion über unterschiedliche Erziehungsvorstellungen, auf die das hinauslaufen könnte, hat er jetzt am schon leicht fortgeschrittenen Abend wirklich keinen Bock. Also gibt er sich betont einlenkend und versucht zudem einen Themenwechsel.

„Also, ich komme selbstverständlich übermorgen Abend mit. Da können wir uns beide ein genaueres Bild machen. Da ist ja nicht nur der Klassenlehrer da, sondern mindestens auch eine von diesen beiden anderen Lehrkräften, denen offenbar die halbe Klasse auf der Nase herumtanzt. Und dass der Stefan da vorne weg ist, kann ich mir gut vorstellen. Wenn die Lage so ist, wie du sagst, sollte er nicht länger Klassensprecher bleiben. Ich bin zwar generell lockerer als Du, aber in diesem Fall sicher nicht für laissez faire. Um uns weiter abzustimmen und dann mit dem Bengel ernsthaft zu reden, dafür haben wir dann übermorgen Abend und am Freitag Zeit, und dann fahren wir erst mal zu deinem Klassentreffen“.

„Eben deshalb sollten wir jetzt schon weiter überlegen“, kontert sie seinen schwachen Versuch. „Stefan muss gleich nach dem Elternabend, am Freitag ganz klare Signale bekommen. Schlimm genug, dass wir dann am Wochenende nicht da sind. Wir sollten uns also jetzt schon überlegen, welche Schritte angebracht sind - und dass du dann wieder ganz schnell locker bist, wie du das nennst, das geht dann auf keinen Fall.“

Ihr Gespräch geht also noch eine Weile weiter. Dabei sind die Konsequenzen ziemlich klar: ein sehr ernsthaftes Gespräch mit Stefan, dessen Rücktritt als Klassensprecher, eine strikte Kontrolle des weiteren Verhaltens der Klasse mit stetiger Rücksprache zwischen Kai und dem Klassenlehrer und eine konsequent einheitliche Haltung beider Eltern. Unklar ist nur, wie man damit umgehen kann, dass Stefan sich seine Kontakte und Freunde zunehmend außerhalb der Schule sucht und sich am Unterricht immer weniger und fast durchgehend über alle Fächer desinteressiert zeigt. Denn solange die schulischen Leistungsnachweise noch okay sind, ist es schwierig da einzuhaken. Man könne mit ihm reden, ihm inhaltliche Impulse zu geben versuchen, aber man habe im Grunde keine Druckmittel meint Henning. Man müsse in allen wichtigen Fächern Bestleistungen fordern und versuchen, dazu mit Druck und Anreizen zu arbeiten, meint Kai.

Schließlich brechen sie das Gespräch ab. Er liest noch die beiden Texte für die Sitzung am nächsten Tag. Sie geht zu Bett und denkt noch lange nach – über die Schule, über ihren Sohn, über unterschiedliche Erziehungsstile, über das kommende Klassentreffen.

Seit beinahe acht Jahren ist sie nun in einer Hausfrauenrolle, die sie im Grunde nie wollte. Die Familie ist seitdem ihr Projekt – und es läuft nicht wirklich gut. Kai ist nachdenklich. Nach dem Ende der zwölf Jahre auf der Assistentinnenstelle an der Uni ist es zunächst beruflich schief gegangen. Anschließend als Referentin des Rektors zu arbeiten, wäre für sie ideal gewesen, und der hätte sie ja auch liebend gerne auf dieser Stelle gehabt. War aber in den Uni-Gremien nicht durchzusetzen. Die Alternative, die sie danach zunächst gefunden hat, war dann doch keine. Der ewige Zwist mit ihrer Kollegin ist unsäglich gewesen. Henning hat damals ja gemeint, wenn das ein männlicher Kollege gewesen wäre, dann hätte Kai den ‚zur Schnecke gemacht‘. Er könne nicht verstehen, weshalb ihr das von Frau zu Frau nicht möglich gewesen sei. Vielleicht ist es aber auch so gewesen, dass sie mit dieser Arbeit, gewissermaßen noch halb im Wissenschaftsbetrieb und halb bei der Gewerkschaft, sehr unzufrieden gewesen ist. Beides konnte man nach ihrem Empfinden nicht richtig machen. Es sei nichts Halbes und nichts Ganzes gewesen, hat sie bei einem ihrer eher knappen Gespräche dazu einmal gesagt. Und aus der Gewerkschaftspraxis ist sie im Grunde zu lange heraus gewesen. Oder es hat an den örtlichen Gewerkschaften hier gelegen, dass der neue Job für sie nahezu zu so etwas wie einem Realitätschock geworden ist. Auf jeden Fall aber ist die Einschulung von Stefan für sie damals ein guter und willkommener Grund gewesen, erst einmal auszusteigen. Nur dass es dann bei diesem ‚erst einmal‘ nicht geblieben. Mittlerweile war da schon eher von einem Dauerzustand auszugehen. Das hat sie damals weder geplant noch so kommen sehen. Ihre früheren Klassenkameradinnen würden überrascht sein. Schließlich war sie da immer die Erste gewesen. Leistung zu bringen ist ihr immer selbstverständlich gewesen. - und die Schule vermutlich ein wenig so etwas wie eine Gegenwelt zu schwierigen häuslichen Verhältnissen. Bei ihr würden die nun jedenfalls mit einer beruflich überaus erfolgreichen emanzipierten Frau rechnen.

Tja und nun ist sie in ihrer Kleinfamilie bei Arbeitsteilungen gelandet, die ihr durchaus nicht Recht sind. Aber Henning hat auch das Seine dazu getan, denkt sie. Von wegen ‚Neuer Mann‘. Zwei Monate Erziehungsurlaub mit Betonung auf Urlaub. Seither ist er wieder ganz auf seine Arbeit fokussiert. Einerseits mit Gründen, denn er war ja nun der Familienernährer, andererseits aber in einer Weise, dass er sich von seinem Beruf geradezu auffressen ließ. Gut er hat versucht, die Wochenenden weitgehend freizuhalten. Das hat er sogar meist irgendwie geschafft. Sie haben dieses und jenes zusammen unternommen. Sie hatten stets ihre gemeinsamen Urlaube. Aber es ist zunehmend öfter passiert, dass er mit seinen Gedanken woanders war, weil er seine Arbeitsprobleme mit nach Hause brachte, abends oft noch lange arbeitete. Sein Burn Out vor einigen Jahren ist geradezu folgerichtig gewesen, überlegt sie weiter. Aber für die Details seiner Arbeit interessierte sie sich mit der Zeit vielleicht noch weniger, als er für die Feinheiten der Organisation ihres Zusammenlebens. Der Alltag mit den

Kindern und deren Erziehung betrachtet er zwar eine gemeinsame Aufgabe. Trotzdem ist das aber zwischen ihnen ein stetiges, aber immer wieder mal auch strittiges Thema geblieben. Letztlich ist aber alles vornehmlich an ihr hängen geblieben, sagt sie sich. Immerhin ist Henning bei den Pubertätsproblemen ihres Älteren durchaus engagiert gewesen. Vor allem haben sie immer wieder auch mal unterschiedliche Vorstellungen gehabt. Sie war konsequenter, rigider, griff eher auch mal zu härteren Strafen. Er setzte eher auf Gespräche und Einsicht – oder er war eben einfach bequem, anders als in Bezug auf seine Arbeit. Wahrscheinlich war es das. Nun hofft sie, dass das dieses Mal anders sein wird, aber sie ist sich nicht sicher. So grübelt sie weiter. Es wird eine Nacht mit wenig Schlaf.

„Also bitte kein Chaos hier unten, wenn wir morgen spätnachmittags zurück kommen“. Beide sagen das nahezu gleichzeitig, nachdem der Frühstückstisch abgeräumt ist. „Und ihr seid morgen bitte beide spätestens um 18.00 Uhr zu Hause“, schiebt Kai hinterher. Ich fände ein gemeinsames Abendessen ganz schön – und auf jeden Fall will ich da nicht vorher noch Hausputz machen müssen. Wir haben vielleicht auch ein bisschen was zu erzählen, oder wir spielen ein Gesellschaftsspiel, machen jedenfalls noch ein klein wenig gemeinsames Wochenende. Vorher habt ihr ja fast zwei Tage Zeit für Euch und könnt fast tun und lassen was ihr wollt. Nur sollt ihr das Haus nicht zur sturmfreien Bude machen.“

Er bringt währenddessen schon die kleine Reisetasche ins Auto. Dann fahren sie los. Auf der Autobahn kommen sie gut voran. Die Strecke ist ziemlich frei, wenig LKWs am späteren Samstagvormittag. „Ich hoffe Mal, dass wir morgen in ein aufgeräumtes Haus zurückkommen“, beginnt Kai das Gespräch. „Denke ich schon“, meint Henning, „Markus ist sowieso ein Stubenhocker. Der sitzt im Zweifel vor seinem PC. Höchstens, dass er ein wenig Unordnung hinterlässt, wenn er sich über den Kühlschrank hermacht. Und Stefan zieht vermutlich mit irgendwelchen Freunden los. Aber nach dem Donnerwetter gestern Abend denke ich, dass er pünktlich da sein wird.“

„Aber das ist noch überhaupt kein Indiz dafür, dass die harte Aussprache gestern irgendwie fruchtet“, meint Kai skeptisch. „Der Junge hat zwar die harsche Kritik und die Konsequenzen widerspruchslos hingenommen, aber ich habe eher den Eindruck, dass der in Wirklichkeit sogar noch stolz darauf ist, dass sie diese beiden Lehrer so vorgeführt haben.“ „Stimmt. Deshalb sind wir gestern ja auch beide überaus deutlich geworden“, erwidert er, kann sich dann aber nach einer kurzen Pause seine nächste Bemerkung nicht verkneifen: „Allerdings muss man ja wohl nach diesem Elternabend bei mindestens einem von den beiden Lehrern sagen: Obacht bei der Berufswahl. Also, versteh mich nicht falsch. Ich entschuldige da bei Stefan gar nichts, aber dass diese Deutschlehrerin keinerlei Autorität bei ihren Schülern hat, wundert einen doch nicht – und es ist schade, weil die fachlich eigentlich sehr bemüht zu sein scheint. Und auf der anderen Seite hast du dann wieder Lehrer mit letztlich nur formaler Autorität. Die bringen ihren Stoff derart trocken rüber und vermitteln einem pädagogisch obendrein den Eindruck als hätte sich seit der eigenen Schulzeit nichts geändert.“ „Ist sicher was dran. Aber du bist mir zu schnell bei den Lehrern. Unser Problem ist doch,



wie wir den Jungen wieder in die Spur bekommen.“ Kai hat natürlich Recht, aber ehe sie nun wieder bei seiner Vaterrolle landet, wechselt Henning lieber möglichst rasch das Thema. Er stimmt ihr also uneingeschränkt zu und kommt dann auf das Wochenende zu sprechen – mit Erfolg, denn wie nicht anders zu erwarten, ist es ihr ziemlich wichtig, den Ablauf der eineinhalb Tage noch einmal genau durchzuplanen.

„Also wir beziehen erst einmal unser Hotel und bummeln noch ein klein wenig durch die Stadt. Essen müssen wir nach dem ausgiebigen Frühstück ja außer den paar Broten, die wir eingepackt haben, nichts weiter. Du lieferst mich dann bei dem Hotel ab, in dem unser Klassentreffen stattfindet, bummelst noch ein klein wenig weiter und fährst dann von mir aus die fünfundzwanzig Kilometer zu deiner Verwandtschaft weiter.“ Sie macht eine kurze Pause. „Allerdings kann ich nach wie vor nicht so richtig verstehen, weshalb du dich denen aufdrängst. Ich ruf dich dann am späteren Abend an, wenn du mich wieder abholen kannst.“

„Und morgen lange ausschlafen, wieder ausgiebiges Frühstück im Hotel und dann unsere Wochenendtour quer über Land. Das Wetter spielt ja mit“, ergänzt er die Programmplanung. „Wir sehen uns nach langer Zeit mal wieder Hameln an, fahren weiter zu dem Waldrestaurant, das du ausgeguckt hast, machen da, wenn das Wetter mitspielt, noch einen Spaziergang ehe wir was essen. Und dann lassen wir den Tag gemächlich austrudeln, allerdings so, dass wir wie angekündigt spätestens um 18.00 Uhr zu Hause sind.“ Auf die etwas spitze Bemerkung zu seiner Verwandtschaft geht er erst mal nicht ein. Er lenkt das Gespräch lieber auf ihr Klassentreffen.

„Weist du eigentlich, wie viele deiner Mitschülerinnen da heute kommen werden?“ fragt er also, „und gibt es da neben deiner besten Freundin noch die eine oder andere, die dich wirklich interessiert? Ich bin ja im Grunde immer noch überrascht, dass du da hinfährst. Wenn ich zu meinen Klassentreffen gefahren bin, hast du doch im Grunde immer etwas gelästert.“ „Haben wir doch schon drüber gesprochen“, sagt sie nach kurzem Zögern. „Also erst mal ist es bequem. Die Brigitte hat das alles organisiert. Nur weil sie krank geworden ist, findet das eben nicht im Sommer sondern erst jetzt statt. Aber die meisten haben sich wohl angemeldet. Viele wohnen auch noch in H. Und ich denke, nach fünfunddreißig Jahren das erste Klassentreffen, das könnte schon ganz spannend werden. Mal zu sehen, was aus denen allen so geworden ist, da bin ich schon ein bisschen neugierig. Aber nach zwanzig, dann zehn und zuletzt sogar fünf Jahren, wie bei Dir, das habe ich eben übertrieben gefunden.“

„Stimmt schon, solche Treffen mögen interessant sein, aber sie haben irgendwie immer auch was Regressives“, erwidert er. Und nach einer kurzen Pause fügt er hinzu: „waren aber auch ganz gute Gelegenheiten, bei meiner Mutter vorbeizuschauen, auch wenn das ja immer schwierig gewesen ist, vor allem die Pflichtbesuche im Altenheim zuletzt. Aber es war ja auch nicht nur Pflicht, wie bei dir und deiner Mutter auch. Und wir sind ja auch beide oft genug zu den beiden hingefahren. War nur eben immer gut, wenn man das mit anderen Anlässen verknüpfen konnte. Tja und nun bleibt eben nur noch der Stammsitz meiner Familie väterlicherseits. Ich kann ja verstehen, dass dir diese konservativen Großbauern ziemlich egal sind. Sind aber

durchaus nette Verwandte – und so ein paar frühe Kindheitserinnerungen spielen bei mir auch mit rein. Ich fahre da also ganz gerne nach längerer Zeit mal wieder hin. Wenn wir dein Klassentreffen mit einem gemeinsamen Wochenende verknüpfen wollen, ist das außerdem in jedem Fall die bestmögliche Lösung gewesen. Oder dachtest Du, ich gehe ins Kino? Und aufdrängen tu ich mich da auch nicht“, fügt er noch hinzu. „Die sind durchaus neugierig auf mich. Die machen nur keine Gegenbesuche, weil diese Bauern eben auf ihren Höfen hocken. die kriegen den Hintern nicht hoch.“

Das Gespräch plätschert noch ein wenig dahin, aber die Pausen werden allmählich länger. Beide hängen ihren Gedanken nach. Wie geplant beziehen sie ihr Hotel und absolvieren danach einen ausgiebigen Stadtbummel. Das Wetter gestattet sogar einen kleinen Spaziergang durch den Stadtpark. Sie trinken noch einen Kaffee. Dann fahren sie zu dem durchaus namhaften Innenstadthotel, in dem die Räumlichkeiten für das Klassentreffen gebucht sind. Er setzt Kai dort ab und fährt weiter zu seinem Verwandtenbesuch. Er ist dort in den gut dreißig Jahren seit er aus H. weggezogen ist, zwei, drei Mal gewesen, vor allem im letzten Jahrzehnt. Offenkundig ist es völlig normal, dass man diese höchst bodenständige Verwandtschaft ganz einseitig in ihrem Dorf besucht. Sein Vetter, den er aus Kinder- und Jugendzeiten doch ganz gut kennt, und dessen Frau reisen kaum. Dabei sind sie keineswegs an den Hof gebunden. Den hat dessen jüngerer Bruder übernommen, später aber alle Ackerflächen verpachtet und in einem Teil der alten Wirtschaftsgebäude Mietwohnungen ausbauen lassen. Außerdem betreibt er einen kleinen Reiterhof. Das Dorf ist längst dichter an die Stadt herangerückt. Er rechnet mit einem entspannten Abend.

**Ein klein wenig neugierig ist er ja**, als er das Hotel betritt. Die Innenstadt ist jetzt, gegen 23.00 Uhr leer, einen Parkplatz zu finden kein Problem. Er fragt sich nach den beiden Räumen im Tiefgeschoss des Hotels durch. Vielleicht achtzehn Frauen sitzen da in lockerer Runde. Die Stimmung ist offenkundig gut. Das Abendbuffet wirkt ziemlich abgeräumt. So ein wenig sieht es auch schon nach Aufbruchstimmung aus. Einige Stühle sind bereits leer. Zwei aus der Gruppe sind gerade im Gehen begriffen und verabschieden sich von den anderen. Kai allerdings ist in einer Fünfergruppe am Ende des Raums noch in ein intensives Gespräch verwickelt. Es scheint ihm, dass sich das Gespräch dort auf sie fokussiert. Kann ja auch kaum anders sein, denkt er sofort, aber vielleicht ist das ja auch schon ein Problem meiner Wahrnehmung. Sie winkt ihm von weitem zu und ruft herüber, er solle sich doch an den Buffetresten ein wenig bedienen. Eine kleine Weile werde es wohl noch dauern.

Er grüßt also in die Runde, holt sich zwei belegte Schnittchen und ein Glas Rotwein und fragt, ob er sich an dem ihm am nächsten stehenden Tisch hinzu setzen dürfe. Nach seinem flüchtigen Überblick ist sonst keiner der Ehemänner da. Da die meisten der Anwesenden hier in der Stadt wohnen, bedarf es wohl auch keines Abholdienstes. Die drei Frauen am Tisch sind freundlich interessiert - vermutlich nicht an ihm, wohl aber an dem Ehemann, den Kai sich da geangelt hat. Jedenfalls gestalten sie das Gespräch entsprechend. Vor allem die eine will mit ihm über Männer reden – um einen Eindruck davon zu bekommen, was er wohl für einer ist. Er kontert mit der Be-

gegnung, dass ihn ja eher Frauen interessieren würden. Zehn, fünfzehn Minuten lang geht es munter hin und her.

Eine vierte aus der Runde, groß, schlank, graues Haar und ein wirklich schönes Gesicht, kommt an ihren Tisch hinzu. Sie peppt das Gespräch noch einmal ein wenig auf. Sie habe sich von ihrem Partner getrennt, mischt sie sich rasch, und direkt an ihn gerichtet, in das Gespräch ein. Sie erziehe ihre beiden Kinder nun allein und komme gut zu recht. Er fragt sich, was sie nun wohl von ihm zu der Entbehrlichkeit von Männern hören wolle. Er beschränkt sich also auf die Bemerkung, dass Kai und er es noch immer sehr gut miteinander aushielten, allerdings mit ihren Kindern beide ganz gut ausgelastet seien. Das habe bei Kai aber etwas anders geklungen erfährt er von einer anderen. Also zieht er sich darauf zurück, dass er, derzeit jedenfalls, der alleinige Familienernährer sei. Ohnehin sei er durch seine Arbeit stark beansprucht. So sei ihm die Familie aber vielleicht noch wichtiger. Allerdings habe Kai ja auch schlicht und ergreifend mehr Zeit.

Dann wird er etwas einsilbiger. Dass drei der Frauen am Tisch gerade wechselseitig in ein Gespräch darüber kommen, dass die eben hinzugekommene es ja mit ihrem Elternhaus im Hintergrund auch relativ leicht gehabt habe, einen Trennungsstrich zu ziehen, kommt dem entgegen. Ihm kommen einige Gedichtzeilen in den Sinn: *Frauenliebe und die Männerliebe / Werden wohl nie ineinanderpassen. / Wir sind fähig von uns abzusehen / Ja ich weiß, das ist uns kein Verdienst ./ Urtiertrieb und Zwangsgeschehen. / Etwa so wie sechste Zehen.* Und natürlich, Eva Strittmatter, es war eine Frau, die solche Zeilen geschrieben hat, eine von der es auch großartige Liebesgedichte gibt.

Das Geplänkel am Tisch geht noch eine kurze Weile weiter. Er trägt einzelne Bemerkungen bei, bleibt aber doch eher einsilbig. Dann kommt Kai an ihren Tisch. Sie wolle sich verabschieden und sie beide könnten nun aufbrechen sagt sie – zuerst in die Runde und dann zu ihm. Wechselseitige Umarmungen der Frauen also und allseitig freundliche Verabschiedungen. Auch Elke, Kais Busenfreundin, taucht nun auf. Sie hatte wohl in einer anderen kleinen Gesprächsrunde mit dem Rücken zu ihm gesessen. Er hat sie zuvor jedenfalls nicht gesehen. Henning wechselt mit ihr noch rasch ein paar Worte, Sie ist die einzige aus Kais Klasse, die er kennt.

Im Auto lehnt sich Kai entspannt und mit einem langen Seufzer zurück. Es sei ein ganz nettes Treffen gewesen, und die Berufsbiographien einiger seien im Übrigen auch durchaus interessant, im einen oder anderen Fall sogar überraschend. Aber es sei auch anstrengend gewesen. Jetzt wolle sie jedenfalls nur noch ins Bett.

**Das Frühstücksbuffet ist allenfalls akzeptabel**, aber sie haben sich ja bewusst ein preiswertes Hotel am Rande der Stadt ausgesucht. Wichtiger ist, dass sie beide gut ausgeschlafen sind – obwohl sie ein Doppelzimmer gebucht haben und Kai wegen seines Schnarchens gewöhnlich nicht gut neben ihm schlafen kann. Sie sind guter Stimmung. Das Wetter ist für einen Tag im frühen November ausgesprochen schön. Sie werden ihr Tagesprogramm wie geplant absolvieren können, freuen sich

auf die Autofahrt durch das Weserbergland und später einen kleinen Spaziergang vor dem Mittagessen. Abends werden sie dann nicht mehr viel Hunger haben. Aber da geht es ja eher darum, weiter mit ihren Söhnen zu reden. Nun haben sie erst einmal den Tag für sich.

„Sag mal“, beginnt Henning, „wer ist denn diese große, schlanke Grauhaarige, die da gestern Abend an meinen Tisch gekommen ist? Die wollte mir auf den Zahn fühlen, glaube ich, also wirklich wissen, mit wem Du so zusammen bist. Und überhaupt kannst Du mal erzählen, wie das gestern gewesen ist. Ist ja ‘ne Runde recht attraktiver Frauen gewesen, deine früheren Klassenkameradinnen.“

„Na ich hoffe, du fandest mich in unserer Runde immer noch am attraktivsten“, gibt sie munter zurück. Beide lächeln sich an „Also um mit Deiner ersten Frage zu beginnen: das war die Katja. Ich hatte nie viel mit ihr zu tun. Zu verschiedene Milieus. Ihr Vater hatte sowas wie eine Kanzlei, oder war Wirtschaftsprüfer oder so was. Aber stimmt schon. Die ist gestern sehr selbstbewusst aufgetreten.“ „Ist aber nicht die, die euer Treffen organisiert hat, oder? Die hat ‘ne Einkommenssteuerberatung, hast du gesagt, meine ich“, vergewissert er sich.

„Richtig, aber die saß ja nicht an dem Tisch, an den du dich noch kurz ‚geplatzt‘ hast“, bestätigt sie. Und zu Deiner zweiten Frage: ich fand es durchaus spannend gestern, in mehrfacher Hinsicht: Es waren fast alle da. Eine oder zwei haben gefehlt. Eine ist leider schon verstorben. Die meisten haben eigentlich nach unserem Real-schulabschluss ganz interessante Karrieren gemacht. ‚Nur-Hausfrauen‘ sind glaube ich nur zwei, mehrere geschieden, unverheiratet geblieben aber auch nur eine oder zwei – und das große Los hat, glaube ich keine mit ihrer Ehe gezogen. Interessant fand ich, dass die Iris sich heute stark bei der Linkspartei engagiert. Hätte ich von ihr nie erwartet. Hat die Anderen natürlich auch überrascht. Die. Ist aber gesundheitlich ziemlich angeschlagen. Brustkrebs hat sie gesagt. Hoffentlich geht es gut.“

Henning zieht ein Paar Parallelen zu seiner Abiturklasse. Auch da sind einer oder zwei zu den Treffen nie gekommen, und einer ist schon sehr früh verstorben. Vielleicht drei, oder vier sind Lehrer geworden. Bei zweien von denen kann man sehen, dass sie durch die Studentenbewegung geprägt worden sind. Überhaupt gibt es nur einen, der nicht irgendwie eine solide berufliche Karriere gemacht hatte. Das Privat- und Familienleben sei unter Männern allerdings kein wirklich prominentes Gesprächsthema. Kai unterbricht ihn. Das habe er doch alles nach seinen früheren Klassentreffen schon erzählt. Der Alltag in den Familien sei im Übrigen vermutlich zumeist relativ ähnlich – und zumeist nicht unbedingt berauschend. Dafür spreche auch, dass die Zahl der Scheidungen bei ihren früheren Mitschülerinnen nicht unbeachtlich hoch sei, und im Übrigen ja auch in ihrem gemeinsamen Bekanntenkreis.

Das sei wohl so, und sicher nicht überraschend, sind sie sich einig. Es entsteht eine kurze Pause. Henning steht auf, um sich noch einen Obstsaft und ein Gebäckstück vom Buffet zu holen. Beide wollen sie wohl vermeiden, nun über ihre Beziehung zu sprechen. Dies soll schließlich ein Ausflugstag werden, den sie zusammen genießen

wollen – so wie im Spätsommer die drei, vier Tage, die sie zusammen am Meer gewesen sind: Spaziergänge, das eine sehr schöne gemeinsame Abendessen in dem Restaurant. Das ist ein schöner Abend gewesen, an dem ihm manche Erinnerungen wieder sehr lebendig wurden. Als er zum Tisch zurückkommt, gehen ihm allerdings ein paar ganz andere Zeilen der Strittmatter durch den Kopf: *Es geht, wies geht / Wie geht's? Es geht eben. / Ich lebe, du lebst. / Er Lebt, wir leben. / So einfach ist das? / So einfach ist das.*

Als sie dann wieder zusammen am Tisch sitzen, kommen sie noch einmal auf ihrer beider Status als 68er innerhalb ihrer Generation zu sprechen. „Im Grunde sind wir doch eine ziemlich kleine Minderheit gewesen – und letztlich auch geblieben. Und irgendwie haben wir uns inzwischen auch nicht so viel anders eingerichtet in dieser Gesellschaft als die meisten gestern“, stellt Kai fest. Doch Henning hat Einwände.

„Dass wir eine Minderheit gewesen sind, ist doch klar. Und meine früheren Mitschüler haben schon ziemlich überrascht registriert, dass ausgerechnet ich so eine ‚rote Socke‘ geworden bin. Hat einer von denen ja auch wortwörtlich so gesagt, mit freundlichem Unterton, also ohne Börsartigkeit. Und eingerichtet haben wir uns selbstverständlich auch. Was denn sonst. Die paar, die Berufsrevolutionäre werden wollten, sind entweder kläglich gescheitert, oder sie haben das schnell korrigiert. Aber wir haben doch immerhin einige gesellschaftspolitische Wirkungen erzielt. Die Frauen- und die Ökologiebewegung heute, die gäbe es ohne 68 so jedenfalls nicht. Und bei allem, was man immer noch an unserer Schulpädagogik aussetzen kann, auch da, und bei der Erziehung zu Hause, gibt es in erheblichem Umfang Veränderungen.“

„Okay, da sind wir uns weitgehend einig“, erwidert sie. „Aber komm mir jetzt bitte nicht mit der antiautoritären Erziehung. Die Ergebnisse erleben wir ja gerade bei unseren Kindern. Allerdings ist daraus bei dir ja vor allem laissez faire geworden, oder Bequemlichkeit.“

Für einen kurzen Augenblick steht jetzt die schöne Ausflugsstimmung auf der Kippe. Henning könnte sich die Zunge abbeißen. Wie konnte er so blöd sein, das Thema Erziehung so unnötig ins Spiel zu bringen. Er lenkt also sofort ein. Der antiautoritären Erziehung a la Summerfield habe er doch nie angehangen. Es stimme allerdings, dass sie von ihnen beiden immer die strengere im Umgang mit den Kindern gewesen sei, aber widersprüchlich, so dass ihre Söhne das hätten ausnutzen oder gar versuchen können, sie gegeneinander auszuspielen, hätten sie sich im Grunde doch kaum einmal verhalten. Kai wiegt bedenklich den Kopf. Aktuell jedenfalls seien sie sich ganz und gar einig, schiebt er nach. Immerhin, auch Kai will ihren Ausflug jetzt nicht verderben und ist offenkundig nicht an einem Streit über unterschiedliche Erziehungsstile interessiert.

Dieser Themenwechsel lässt sich also vermeiden, vielleicht auch deshalb, weil sie beide ihr Frühstück mittlerweile beendet haben. Sie machen sich also auf den Weg. Es wird eine entspannte Ausflugsfahrt – und der Weg ist klug gewählt. Er weckt einige Erinnerungen an intensiv erlebte gemeinsame Kurzurlaube, die nun schon gut

dreißig Jahre zurückliegen. Später beim Mittagessen sprechen sie sich noch einmal im Hinblick auf den Abend mit ihren Söhnen ab. Markus der Ältere wird vermutlich früh zu Bett gehen. Sein Zivildienst im städtischen Klinikum hat begonnen, und er muss früh raus. Und zu Stefan einigen sie sich, ihm nun erst einmal die Chance zu geben, aus dem harschen Konflikt der letzten Tage und der scharfen Kritik seiner Eltern vielleicht die richtigen Schlüsse zu ziehen. Sie sind wie geplant zurück. Markus begrüßt sie mit einer tatsächlich recht aufgeräumten Küche, und auch Stefan ist pünktlich zu Hause. Der Tag endet mit einem entspannten Abend und einigen guten Vorsätzen. Nicht nur Markus, auch Stefan zieht sich relativ früh auf sein Zimmer zurück. So sitzen die beiden noch ein wenig zusammen und lassen das Wochenende gemeinsam ausklingen.

**Sieht gut aus sein Wochenplan.** Henning hat sich noch einmal kurz an den PC gesetzt, wie fast immer am Sonntagabend ist das seine Einstimmung auf die Woche; und früh ins Bett findet er ohnehin äußerst selten. Während der Computer hochfährt, denkt er noch einmal kurz zurück. Das Wochenende war gut um abzuschalten, und außerdem ist es durchaus kurzweilig gewesen. Im Blick auf Stefan haben sie die wesentlichen Entscheidungen gemeinsam getroffen. Zwar bleibt er etwas besorgt, dass der Jüngere ernstlich aus dem Ruder laufen könnte; trotz aller Absichtserklärungen gerade eben noch. Auch stört ihn, dass ihre beiden Söhne es sich zu bequem machen. Doch letztlich hat er ein Grundvertrauen, dass es schon laufen wird. Kai ist da etwas beunruhigter und auch leicht gereizt, was seine, H Rolle betrifft. Überhaupt ist zwischen ihnen im Alltag der beiden letzten Wochen nicht allzu viel von der entspannten und wirklich angenehmen Urlaubsstimmung geblieben. Ihre Ehe ist nah dreißig Jahren allzu sehr vom Allbekannten geprägt. Die Routinen und zu häufigen kleinen Nickeligkeiten machen ihren Alltag zu oft eher grau. Dazwischen gibt es immer noch schöne Tage und dazu schönere Erinnerungen. Aber beide lassen sie den Routinen zu sehr ihren Lauf. Es fehlt ihnen an neuen gemeinsamen Baustellen und gemeinsamen Projekten, an denen sie neu ansetzen und gemeinsam arbeiten könnten. Aber vielleicht, so führt er diesen Gedankengang weiter, schafften sie ja jetzt einen Neuanlauf.

Nun hat er den Ordner mit seinen Wochenplanungen geöffnet. Er legt den Schalter um, ist sofort ganz bei seiner Arbeit. Er hat keine Außentermine, wird sich ganz auf die Auswertung einiger Interviews konzentrieren können – und auf weitere Umsetzungsaktivitäten zu einer Veranstaltungsreihe am Institut, die sie zur „Zukunft der Arbeit und zur Arbeit der Zukunft“ durchgeführt haben. Es soll dazu einen Sammelband geben. Er ist zufrieden damit, wie er in den beiden letzten Jahren immer besser ‚ans Laufen gekommen‘ ist. Wahrscheinlich wird er auch die Zeit für die Vorbereitung eines Treffens mit Phillip finden, seinem Kollegen aus dem anderen Institut, mit dem er inzwischen fast schon freundschaftlich verbunden ist. Nach dem erfolgreich abgeschlossenen gemeinsamen Projekt im vergangenen Jahr – naja, jedenfalls wenn man die für die wenig transparenten Umsetzungsaktivitäten einmal außer Betracht ließ - wollen sie darüber sprechen, ob sie dazu ein Anschlussvorhaben entwickeln können und wollen. Zwar ist er derzeit gut ausgelastet, aber mit dem zeitlichen Vor-

lauf von einem guten halben Jahr wäre im Rahmen seiner Vorstellungen eine weitere Zusammenarbeit optimal. Allerdings wird er ein wenig drängen müssen, weil der Druck Drittmittel einzuwerben bei seinem Kollegen nicht gerade groß ist. Kurz denkt er noch darüber nach, welche Argumente dazu hilfreich sein könnten, packt dann ein paar Unterlagen ein, die er morgen benötigen wird, fährt den PC wieder runter. Er ist heute überraschend früh müde. Er hat sich die kommende Woche noch einmal vergewärtigt und bis zum Einschlafen nun noch ein wenig Stoff zum Nachdenken.

**Sie ist eigentlich eher „die Lerche“** von den beiden, die also früh zu Bett geht und morgens viel früher munter ist. Doch an diesem Abend liegt Kai noch länger wach. Sie ist unruhig und unzufrieden. In der letzten Stunde, die sie unten noch zusammengesessen haben, ist Henning für ihr Gefühl im Grunde mit seinen Gedanken schon wieder öfter abwesend gewesen, vermutlich bei seiner Arbeit. Wahrscheinlich hat er aber Recht mit seiner Vermutung, dass Stefan letztlich wenig einsichtig ist, womöglich sogar stolz darauf, zwei seiner Lehrer so ‚eingemacht‘ zu haben. Gut, sie haben ihm massiv ins Gewissen geredet. Die Absetzung als Klassensprecher und die angekündigten stetigen Rücksprachen mit seinem Klassenlehrer als Kontrolle sind immerhin ein klares Signal. In seinem Alltag, vor allem außerhalb der Schule, würde er aber nur sehr schwer zu kontrollieren sein. Das galt jedenfalls solange, wie er mit seinen Leistungen nicht auffällig abstürzte, es sei denn er würde mit der Clique auffällig werden, mit der er sich mittlerweile vorzugsweise herumtrieb. Schon mit dem Älteren ist das in der Pubertät schwierig genug geworden, denkt sie zurück. Doch bei Stefan zeichneten sich gerade deutlich heftigere Konflikte ab. Und am Ende würde wieder vor allem sie die Probleme am Hals haben, wie schon vor drei, vier Jahren als Henning auf seinen Burn Out zugesteuert ist, der dann auch richtig heftig gewesen ist.

So grübelt sie vor sich hin, wird darüber langsam müde. Sie hat dann noch einmal die Bilder von ihrem Klassentreffen vor Augen: ganz interessant und ganz nett, aber nichts, was sie wiederholen müsste. Dass sie da nicht als die von allen erwartete Karrierefrau auftreten konnte, hat sie ganz gut überspielen können. Die Zeit an der Uni mit Lehre, Selbstverwaltung, Senat hat dafür noch gereicht. Die derzeitige Mutter- und Hausfrauenrolle, erschien vor diesem Hintergrund als nur eine zeitweilige Unterbrechung. Nur war deren Ende nach nun bald acht Jahren nicht wirklich absehbar – und irgendjemand musste den Laden hier zu Hause ja auch zusammenhalten.

## **Abend**

*Vor mir das Essen  
zweiter von fünf Gängen  
Früchte des Meeres  
auf das ich schaue  
vorbei an deiner Schulter  
an der ich ruhen mag  
vielleicht, am nächsten Morgen  
Das Essen schmeckt*

*Draußen ein letzter Glanz  
des kühlen klaren Abends  
im Silberdämmerlicht  
grau-blau durchweht  
schwimmen die Spiegelbilder  
der Möwen auf dem Kai  
und durch den Raum  
entschweben Gedankenbilder  
(2009)*



### III.

**Auf dem „Tablett“** geht es etwas unübersichtlich zu. Nach dem Schlusswort von Bernd sind einige dabei, die Dokumentationen ihrer Diskussionen auf den Plakaten zu sichern, sie einzurollen und die Metaplan-Stellwände wegzuräumen. Andere machen sich schon auf den Weg zu ihren Büros. Bernd steht mit Henning und dem Kollegen von Metaplan, also den beiden die diese Zukunftswerkstatt organisiert haben, beisammen. Ein paar technisch-organisatorische Punkte mögen zu klären sein, vor allem die Frage danach, wann man mit der Auswertung von Metaplan rechnen könne. Ein wenig tauschen sie auch erste Einschätzungen über Verlauf und Ergebnis der eineinhalb Tage aus. In ihrer Mehrzahl stehen die Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen noch in kleinen Gruppen beisammen. Sie überlassen die Instituts- und Veranstaltungsleitung sich selbst und lassen die beiden Tage noch einmal Revue passieren. Die Ergebnisse ihrer Zukunftswerkstatt bieten reichlich Stoff dazu. Es ist ein bisschen so wie das Summen der Bienen in ihrem Bienenstock. Und wenn man sich schon an dieses Bild erinnert fühlt, dann lautet die nächste Frage, ob genug Honig gesammelt worden ist und ob da draußen noch genug in Blüte stehender Pflanzen wachsen, um das Bienenvolk weiterhin gut zu ernähren.

Die eineinhalb Tage haben ihnen allen ein Bild der Lage verschafft, aber das ist geteilt. Dass letztlich jeder seinen eigenen Akzent setzen würde, ist nicht anders zu erwarten gewesen. Aber die Abschlussrunde und dann Bernds Schlusswort haben gezeigt: es gibt zwei starke unterschiedliche Akzentsetzungen. Zum einen spricht sehr viel dafür, dass alle Teams des Instituts sich in ihren Forschungsfeldern immer noch solide verankert sehen – mehr oder weniger auf jeden Fall. Das hat sich durchgezogen durch alle fünf Arbeitsgruppen, die sie heute gebildet haben, bunt gemischt aus den Teams, den sechs Forschungsgruppen am Institut. Zu spüren ist aber auch, dass das Geschäft schwieriger geworden ist. Die kleinen finanziellen Polster beginnen abzuschmelzen, über die die meisten Gruppen jetzt noch verfügen. Einige haben über zunehmende Belastungen geklagt. Drittmittel einzuwerben werde schwieriger und zeitaufwendiger. Es entstünden neue Unwägbarkeiten und wohl auch Risiken. Nach dem starken Wachstum in den letzten Jahren, sei Konsolidierung angesagt. Das hat auch die Geschäftsführung dem Grunde nach als Zielvorgabe der Veranstaltung vorgegeben, und dem haben alle zugestimmt. Doch zwei der fünf Arbeitsgruppen haben in der Schlussdebatte Belastungen und Risiken sehr stark betont. Und die Schlüsse, die gezogen worden sind, sind nicht eindeutig. Es gibt Sorgen und Kritik. Die gewohnten Spielräume seien inzwischen immer weniger gegeben, das haben einige gesagt. Die Reserven, die einige Forschungsgruppen aus unverbrauchten Projektmitteln hätten bilden können, seien ja immer recht begrenzt geblieben, schrumpften in jüngster Zeit jedoch deutlich. Die Vorstellungen dazu, wie man die eigenen Stärken sichern und möglichst für die Zukunft ausbauen könnte, sind auseinander gegangen.

Bernd, der Institutsdirektor, hat sich deshalb am Ende etwas irritiert gezeigt. Es gebe doch die Spielräume in und zwischen allen Teams für weitere Diskussionen und produktive Arbeit. Der Schutz gerade dieser Freiheiten sei nach seiner Überzeugung

das Ziel, um das es in den nächsten Jahren gehen müsse. Niemand sei da von Akquise freigestellt. Sie alle seien dazu herausgefordert, den eingeschlagenen Weg zusammen fortzusetzen. Alle seien sie aufgerufen dazu beizutragen, das Niveau zu sichern, auf dem sie mit ihrem Institut inzwischen erfolgreich angelangt seien. Und wie das gehen könne, dazu hätten sie doch selbst in den Debatten der zwei Tage einiges gesagt. Das sei dokumentiert auf den Stellwänden hier auf dem Tablett. Daran gelte es zukünftig anzuknüpfen.

Durchaus gute Gründe also, um nun in kleinen Gruppen noch einmal nachzuhören, was für ein Bild der Lage andere sich so machen, denkt Henning. So ein Gefühl des Unbehagens ist nach seinem Eindruck trotz des Schlussworts spürbar vorhanden. Sonst wären sie auf die Idee der Zukunftswerkstatt ja auch gar nicht erst gekommen. Andererseits sieht die Lage in jeder Forschungsgruppe sicherlich ein wenig anders aus, im Ganzen wohl auch immer noch recht ordentlich, aber hie und da eben doch nicht ohne Probleme. Vielleicht haben ja auch einige, die meinen, die zeichneten sich längst ab, sie nur nicht klar genug benannt. Oder sie wollten im Vergleich zu anderen kein schlechtes Bild abgeben. Oder mancher Lösungsvorschlag ist noch nicht genug durchdacht. Dass Bernd in seinem Schlussstatement getragen worden ist von der Erfolgsgeschichte des letzten Jahrzehnts, liegt auf der Hand. Er kann sie sich ja auch zu einem guten Teil zurechnen. Er hat das Institut in dieser Zeit sehr stark geprägt – und das ist stets gewachsen. Dennoch mag sein Statement dem einen oder anderen zu glatt geklungen haben.

Die Formel, nunmehr würden sie hier auf dem Gelände dieser alten Zeche, Wissen zu Tage fördern, ist griffig. Sie zielt auf ihr Institut. Und das hat Bernd wohl noch immer als Kern eines Kompetenzzentrums vor Augen, das er hier mit seinem Institut als treibender Kraft zu entwickeln helfen will. Der Übersichtsplan mit dem Leitsatz ist am Zugang zum Tablett zu lesen, der Zwischendecke, die hier über ihrer Bibliothek eingezogen worden ist. Früher hat sich hier die Lohnhalle der Zeche befunden. Das Tablett ist der ideale Ort für jede größere Veranstaltung. Einige Kollegen aus anderen Forschungsgruppen, Instituten, Universitäten die hier an Tagungen teilgenommen haben, haben sich beeindruckt gezeigt vom Aufschwung der letzten Jahre. Die Büros am neuen Institutsstandort sind schmuck, die technische Ausstattung auf dem neuesten Stand, nahezu ein Quantensprung gegenüber den alten Räumen und der veralteten Technik noch bis vor vier Jahren. Aber das Kompetenzzentrum ums Institut herum, das ist ein eher wackliges Konstrukt. Erste Bausteine drohen sogar herauszufallen. Und für sie hier im Institut da lautet die Frage ganz folgerichtig, ob die Konzepte, von denen sie sich leiten lassen, auch wirklich alle greifen. Ihre Zukunftswerkstatt hat vielleicht am Ende gerade da noch manches unbeantwortet gelassen. Möglicherweise ist sie deshalb nicht so deutlich orientierend wie erhofft.

„Neue Arbeit in einer neuen Zeit“, das wird zunehmend unser Forschungsthema werden, haben an beiden Tagen einige gemeint. Genau dem entsprechend müssten sie intern die Organisation der eigenen Arbeit fortentwickeln. Darüber haben sie auch sehr rasch Einigkeit erzielt. Und da war auch unstrittig, dass die Richtung stimmte,

die sie in den letzten Jahren eingeschlagen haben. Aber was hieß das nun für ihre Arbeitsforschung – angesichts der wachsenden Bedeutung neuer Branchen wie der IT-Branche, der sogenannten New Economy? Was bedeutete das im Hinblick auf den Einsatz ihres Methodenrepertoires, das sich bislang bewährt hat, was hieß es für die theoretischen Modelle, mit denen sie arbeiteten? Was folgte daraus für veränderte Erwartungen der Geld- und Feldgeber, auf die sie weiterhin angewiesen sind? Ihre Diskussion an diesen beiden Tagen hat dazu manche Fragen aufgeworfen. Im Grunde kann sie aber nur der Auftakt sein für nächste Arbeitsschritte, die nun folgen müssen. Die alten Forschungsstränge laufen derweil weiter, binden Ressourcen. Also kommt es darauf an, nach diesem Auftakt Zuversicht und neue Aufbruchsstimmung zu erzeugen. Die Meinungen darüber, ob das gelungen ist, sind geteilt.

**Es dauert seine Zeit** bis man dann etwas klarer sieht, besonders wenn Entwicklungslinien uneinheitlich verlaufen. Und eben das kennzeichnet die nächsten Jahre. Einige Forschungsstränge florieren zunächst weiter. Bei ein, zwei anderen hingegen, scheitern strategisch wichtige Akquisen. Die einen oder anderen unter den Jüngeren sind skeptisch und suchen ihre Langfristspektive anderswo. Besser abgesichert bietet sich vielleicht ein Job im Management bei einem kommunalen Unternehmen an, in einer Beratungseinrichtung, oder als Fachreferent beim Betriebsrat eines Großkonzerns. Das alles ist nicht wirklich neu für ihr Institut. Vielleicht aber geschieht es gerade ein ganz klein wenig häufiger als in den letzten fünfzehn Jahren, allerdings noch eher unmerklich. Das angestrebte Ziel, soll ja auch sein, nicht nur zu konsolidieren, sondern das Niveau zu festigen, das ihrer Arbeit und das der Beschäftigung – letzteres vielleicht auf einem Beschäftigungsstand, der ein ganz klein wenig sinkt.

Parallel dazu heißt der nächste, wirklich große Schritt: in der Geschäftsführung den Wechsel schaffen, den Übergang zur nächsten Generation. Und dabei wollen sie alle die Besonderheit des Instituts wahren. Sie wollen nicht nur ihre flachen Hierarchien behalten. Sie wollen auch das Führungspersonal aus ihrer eigenen Mitte rekrutieren. Den Suchprozess dahin organisieren sie nach innen, und das sichern sie in ihren Aufsichtsgremien ab. Zwei Jahre nach der Zukunftswerkstatt ist jedenfalls das erfolgreich abgeschlossen. Noch etwas später werden enge Wegbegleiter von Bernd zu dessen Abschied dann in einem in einem Text folgende Worte schreiben:

*Es gab gewiss auch einige, sehr wenige, Kooperationen, die dir nicht wirklich glückten, und vielleicht auch einige, wenige Fälle, in denen KollegInnen auf mehr Unterstützung gehofft hätten. Aber du hast von deinen Kollegen eigentlich immer das erwartet, was du selbst zu investieren bereit warst: Die Bereitschaft, sich wirklich voll für eine Arbeitsforschung einzusetzen, die auf eine menschengerechtere Gestaltung von Arbeit zielte, und zwar der Arbeit jener, die weniger privilegiert sind als wir - in Industrie, Verwaltung, dem produktionsnahen Dienstleistungsgeschäft. Und solches Engagement schloss für dich die Bereitschaft ein, persönliche Interessen immer wieder auch zurückzustellen. Als die Herausforderungen der Institutsleitung dir neue Aufgaben stellten, mussten enge bisherige Kooperationspartner von Dir eben sehen,*

*dass sie ihre empirisch wie theoretisch anspruchsvollen Forschungsstränge hier selbst weiter voran brachten. Du musstest deine ja auch zeitweilig ruhen lassen.*

*Mit Vielen gemeinsam ist es so in den 1990ern gelungen, das Institut als einen Rahmen zu entwickeln, der trotz aller Zwänge (von Akquisition, zeitnaher Forschung und Beratung, der immer neuen Sicherung von Anschlüssen an wissenschaftliche Diskurse usw.) doch so viel Sicherheiten bot, dass eine hohe Kontinuität von Forschungssträngen möglich wurde. Das gilt zum einen für die Wissenschaftler\*innen. Das gilt zum Anderen für die Verwaltung, für Sekretariate, Bibliothek, Dienstleistungen um sie herum. Schließlich mussten die Kolleg\*innen dort die effizienten Routinen um die wissenschaftliche Arbeit, und nicht selten um deren Chaos herum, sicherstellen.*

Das schreibt man meist so, oder ziemlich ähnlich, in der Bilanzierung von Erfolgsgeschichten. In diesem Fall klingt's etwas akademisch, doch es stimmt – in den ersten Jahren im Kern, in den letzten jedenfalls noch auf den ersten Blick. Aber das ist ein Blick, der zu wenig Licht auf manches wirft, was sich auch geltend macht, schleichend vielleicht nur, aber dennoch folgenreich.

**Richtig zufrieden gewesen** sind Jürgen und Henning vor fünf Wochen. Der Forschungsbericht ist im Rahmen ihrer Zeitplanung fertig geworden, obwohl einer aus ihrer Gruppe gänzlich ausgefallen ist. Ihre eigene Arbeitsorganisation, inzwischen durch und durch betriebsförmig, hat sich da ausgezahlt. Und sie haben die Ergebnisse gefunden, die sie erhofft und auch erwartet haben, die sie aus ihrer Kenntnis einschlägiger Forschungen der letzten Jahre auch erwarten durften. Für den verbliebenen großen Stahlkonzern, hier in der Region, haben sie nachgewiesen, dass und wie sich gut entfaltete Beteiligungsmodelle bewährt haben, solche, die die Arbeitsgruppen in hohem Maße selbst gestalten können. So aber gibt es die nur in zwei Tochterunternehmen des Konzerns. Vor allem in anderen Konzernteilen hingegen bestehen auf den unteren Ebenen durchaus Führungsprobleme. Beteiligungsansätze gelten zwar auch hier als förderlich für das Betriebsklima. Doch sie sind nicht verbreitet. Viele Führungskräfte tun sich schwer mit ihnen. Nun aber haben sie in ihrer Untersuchung gezeigt: sie stärken die Zusammenarbeit in den Gruppen. Sie ermöglichen sinnvolle neue Lösungen der Arbeitsorganisation. Das geht nicht immer konfliktfrei, aber es versachlicht letztlich doch die Kooperation der Arbeitenden mit ihren Vorgesetzten und auch die zwischen dem Betriebsrat und dem Management. Und schließlich gibt es noch das Sahnehäubchen oben drauf. In einer parallelen Studie weist die Personalabteilung des Konzerns es nach: Beteiligung rechnet sich – und zwar in einer Größenordnung, die beachtlich ist. Mehrere zehn Millionen sind das, haben sie am Ende vorgerechnet.

Ja, sie haben sich sozusagen beide Beine ausgerissen bei ihrer Arbeit an diesem Projekt, aber nun denken Jürgen und Henning, dass sich das gelohnt hat: Ihre Ergebnisse würden sie bald präsentieren können auf einer größeren Veranstaltung im Konzern mit Führungskräften und Betriebsräten, Die Chance, dass ihre Arbeit Folgen

zeitigt, scheint ihnen realistisch. Die sieben Monate, die der Konzern finanziert hat, sind eher knapp bemessen gewesen. Dreißig Gruppendiskussionen, Metaplangestützt mit Arbeitsgruppen, ungefähr ebenso viele Interviews mit Führungskräften auf verschiedenen Ebenen. Das ist schon viel Holz gewesen. Aber sie sind halt Profis. Die beiden haben hier, nach mehr als fünfundzwanzig Jahren im Institut, erstmals gemeinsam ein Projekt bearbeitet, über die Grenzen ihrer beiden Teams hinweg. Wie es scheint, ist ihre Zusammenarbeit wirklich ein Erfolg geworden.

**Tja, vor fünf Wochen konnten sie das so wohl meinen.** Nun sieht die Welt ganz anders aus. Die Vorstandsspitze hat anders entschieden. Diejenigen, denen zu viel Beteiligung suspekt ist, die ohnehin eher auf Technik setzen, die fürchten, dass der Einfluss der Betriebsräte so wachsen könnte, die die letztlich entscheidungsmächtig sind im neu gebildeten Konzern, haben anders entschieden. An den verschiedenen Standorten wird weiter so verfahren wie schon immer. Die Berichte kommen zu den Akten. Aber an den größten Standorten, da spielt die Musik. Dort wird neu und in großem Umfang investiert. Das Management setzt dort auf Technik, Beteiligung wird weiterhin keine nennenswerte Rolle spielen. Alles soll beim bewährten Alten bleiben. Brieflich mitgeteilt hat man das den beiden nicht so pointiert. Aber sie haben Rücksprache genommen mit Kurt. Der hatte das Projekt mit initiiert, im Aufsichtsrat auf der Arbeitnehmerseite. Der war bestens informiert. Die Lage war eindeutig.

Die beiden haben sich kurz angesehen, nach einem Telefongespräch mit ihm. Nur einen kurzen Augenblick lang sind sie konsterniert gewesen. Denn irgendwie passte das alles ganz zur Ausgangslage im Konzern. Und die kannten sie inzwischen gut. Zudem war ihnen ja bewusst, dass sie allgemein vorbei war, die Beteiligungseuphorie des letzten Jahrzehnts. Im Zeichen der ‚japanischen Herausforderung‘. In den Neunzigern ist sie vom Management großer Konzerne ausgegangen, vor allem in der Automobilindustrie. Als der Zug Fahrt aufgenommen hat, sind die Gewerkschaften schnell aufgesprungen. Neue Impulse kamen nun von beiden Seiten. Ihr Institut hat davon reichlich profitiert – mit so manchem Forschungsprojekt. Das Projekt zu beteiligungsorientierter Betriebsratsarbeit, das Henning und Phillip gemeinsam durchgeführt haben, ist diesen Impulsen zu verdanken gewesen. Sie haben damals die ermutigenden Ergebnisse breit kommuniziert, Henning auch nach innen im Institut. Er und Jürgen hatten nun gehofft, da noch einmal so richtig nachlegen zu können. Das war nun Geschichte.

Für heute haben sich die zwei noch mal verabredet. Sie wollen überlegen, was man noch machen kann aus der ‚Ruine‘, der sie sich nun gegenübersehen. Wie sonst sollte man einen Forschungsbericht nennen, der nun in irgendeiner Schublade verschwinden wird. Henning hat am Morgen als erstes Umläufe geprüft, die in seiner Forschungsgruppe gerade unterwegs sind. Er packt sie zusammen, hakt auf der Umlaufliste seinen Namen ab. Für ihn ist nichts wirklich Wichtiges dabei gewesen. Auf dem Weg zu Jürgen, dessen Büro im Altbau liegt, wird er sie im Kopierraum in das nächste Körbchen legen.

Zu ihrem Projekt, vielmehr zu dessen Ruine, ist ihm nicht mehr viel eingefallen. Zur Veröffentlichung würde ihr Bericht nicht freigegeben werden. So war das halt mit solcher Auftragsforschung. Jürgen und er könnten zusammen allenfalls noch einen Aufsatz schreiben. Die wissenschaftliche Debatte lief ja noch, wenn auch, so wie es aussah, auf ihr Ende zu. Aber so ein Aufsatz war als ‚Auffanglinie‘ dürftig. Ohne die weitere Umsetzung ihrer Ergebnisse machte es zudem keinen Sinn, über Folgeprojekte nachzudenken, auch nicht ansatzweise. Ohne sonderliche Eile, sonst ist er immer zügig unterwegs, macht Henning sich auf.

**Jürgen wartet augenscheinlich nicht** auf ihn. Er hat schon Besuch. In seinem Büro sitzt ihm Fritz gegenüber, ein Kollege von der Hütte hier am Ort. Henning kennt ihn nur sehr flüchtig - von einem Besuch vor vielleicht fünf, sechs Jahren. Eher zufällig hat er Jürgen seinerzeit begleitet. Aber er erkennt Fritz sofort wieder - und der andere ihn wohl auch, denn der guckt ihn nun sehr offen an und fragt:

„kennst Du mich noch?“ „Na sicher“, kommt die Antwort, „mit Jürgen bin ich mal bei Dir gewesen, ist aber schon ein paar Jahre her. Jürgen und Du, ihr kennt euch gut aus den Modellprojekten auf der Hütte vor, ich weiß nicht genau, vor zwanzig Jahren?“

„Ja“ sagt Jürgen. „Der Fritz ist heute hier vorbeigekommen, hat eigentlich den Peter gesucht. Doch der ist heute nicht da“ Und dann nach einer Pause: „und der Anlass, dass er hier ist, ist sehr traurig“. Jürgen stockt, Henning zögert, ist unsicher. Doch nun sagt Fritz: „Setz dich doch zu uns“, reicht ihm die Hand und zeigt auf einen zweiten freien Stuhl. Er wartet kurz, fast so als müsse er sich sammeln, und dann setzt er an.

„Ja wegen der Regelung von Nachlassfragen da wollte ich mal euren Juristen sprechen. Aber der Peter ist ja nicht da. Und so bin nun hier gelandet, bei Jürgen“. Wieder eine Pause. „Es ist nämlich so, der Herbert, mein Sohn, der ist gestorben – und nun reden wir zwei ein wenig über alte Zeiten. Setz Dich doch dazu.“ Henning schweigt betreten, spricht sein Beileid aus, bleibt, hört Fritz zu, nimmt langsam als dritter Teil an dem Gespräch.

„Tut ganz gut, mit euch ‚Jungspunten‘ mal wieder hier zu sitzen und über alte Zeiten zu reden, sagt Fritz gerade. „Na ja, ‚nen bisschen älter sind wir ja inzwischen auch. Und wir beide treffen uns doch hin und wieder im Geschichtsverein“, wirft Jürgen ein. Fritz stimmt zu. Henning wohnt in einem anderen Stadtteil als die beiden, ist deshalb bei diesen Treffen nie dabei, kann also nicht mitreden. Aber ihr Gespräch kommt nun langsam in Gang. Fritz beginnt, seine Geschichte zu erzählen, die hier in dieser Stadt mal auf der Zeche angefangen hat, auf deren Gelände nun das Institut steht.

Die Arbeitsforscher hier sind später ganz wichtig für ihn und seine Kollegen gewesen auf der Hütte. Damals nach den Septemberstreiks, als sie begonnen haben, dort ihr Recht und ihre Würde zur Geltung zu bringen. Da ist Fritz gewerkschaftlicher Vertrauensmann geworden. Die jungen Arbeitswissenschaftler haben Projekte mit ange-

stoßen und begleitet. Es ging darum, die Maloche menschlicher zu machen. Mit aller Kraft hat er zusammen mit seinen Kollegen versucht, die Montanmitbestimmung wirklich mit Leben zu füllen. Liegt alles weit zurück. Erinnerungen von denen er noch immer zehrt.

„Das Ende der Stahlzeit hat inzwischen ja längst begonnen“, sagt Fritz nun, „jedenfalls hier bei uns, in unserer Stadt. Und die Stadtteilgruppe, zu der immer noch mal so 15 Leute kommen, die gibt es dann irgendwann auch nicht mehr“. „Na ja, ganz so schnell verschwinden alte Strukturen und Traditionen auch wieder nicht“, wendet Jürgen ein. Und dann schiebt er die Frage nach, ob Fritz denn nicht zum nächsten Treffen des Geschichtsvereins kommen wolle. Den werde es auf jeden Fall noch lange geben. Was soll er auch sagen in einer solchen Situation, denkt Henning? Und ich bin sowieso fast nur Zuhörer hier. Die Fragen zu der Nachlasssache sind sicher nur der Aufhänger für diesen Besuch.

**Fritz möchte nun erzählen.** Er spricht weiter über seine Erinnerungen. Darum geht es. Er wirkt plötzlich recht munter. Kleine Gesten unterstreichen seine Worte. Manchmal leuchten sogar seine Augen. Hier, wo früher die Zeche gewesen ist, hat er angefangen nach dem Krieg, ehe er später auf die Hütte gewechselt ist. Er erzählt von einem jungen Kollegen, der damals unter einem einstürzenden Streb zu Tode gekommen ist. „Der war damals vielleicht 25“, sagt er. „Seine Frau musste die zwei Blagen dann alleine durchbringen“. Und Herbert ist immerhin 50 geworden, denkt Jürgen in diesem Augenblick. Er kennt Fritz recht gut. Das Projekt zur Einführung der Gruppenarbeit im Kaltwalzwerk lief mehrere Jahre. Da hatten Jürgen und Fritz viel miteinander zu tun. Aber über seine Ehe oder seinen Sohn weiß Jürgen eigentlich nichts. Es ist immer nur um die Arbeit auf der Hütte gegangen, wenn sie sich früher getroffen haben.

Fritz erzählt seine Geschichte weiter. „Damals musstest du sehen, dass du die Kollegen wenigstens noch lebend über Tage brachtest, wegen der Rente“. Er ist seit dieser Zeit in der Gewerkschaft und in der Partei. „Die SPD wird mich auch nicht mehr los“, sagt er, etwas verbissen, „und wenn sie noch so großen Scheiß macht“. Das Leuchten in seinen Augen erlischt für einen Moment. Dann hat er auf der Hütte gearbeitet, hat spät noch seinen Facharbeiter gemacht. Es war ein hartes Arbeitsleben. Maloche eben, auf der Hütte genauso wie vorher im Bergbau. „Die Schichtarbeit hat den Alltag bestimmt“ sagt Fritz. „Gewerkschaft und Partei sind dann noch dazu gekommen. Die Familie kam oft zu kurz. Aber auf der Hütte haben wir damals einiges bewegt.“

Er hat immer wieder zäh kämpfen müssen. Man sieht es an seinem Gesicht, denkt Henning, und an seiner Körpersprache. Jürgen fragt Fritz mit einem leichten Lächeln, das aufmuntern soll: „Erinnerst du dich noch an deine Rede auf der Betriebsversammlung? Da hast du von den dicken Teppichen in den Büros der Arbeitsdirektoren gesprochen und gemeint, die könnten für ihr vieles Geld besser arbeiten.“ „Klar“, sogar Fritz muss nun wieder kurz lächeln, „aber unserer war ja eigentlich in Ordnung“.

Er erzählt weiter von der Gewerkschaftsarbeit. Von der Zeit nach den Septemberstreiks, als die aufmüpfigen Betriebsräte von der Hütte bei der IG Metall Bildungsarbeitsverbot bekamen; davon wie er sich deshalb mit dem ersten Bevollmächtigten angelegt hat, weiter von ihrem großen Streik um die 35-Stunden-Woche, den sie verloren haben, aus seiner Sicht, von ihrem Kampf um das neue Stahlwerk, das dann doch nicht gebaut worden ist, von ihrer großen Demonstration hier in der Stadt. Da sind zigtausende auf den Beinen gewesen. Erinnerungen werden lebendig, die jeder der drei mit diesen Geschichten verknüpft.

„Ja wir haben damals alle darum gekämpft, dass es unseren Kindern einmal besser geht, dass es allen einmal besser geht“, sagt Fritz dann – und macht danach eine lange Pause. „Sind wir gescheitert“?

Die Frage kommt ganz unvermittelt. Nüchtern und gelassen stellt er sie. Wenn man genau hinhört, kann man fast sicher sein: Fritz würde keine sehr positive Bilanz ziehen. Aber er wird weitermachen, denken die beiden anderen, auch noch als Rentner.

„Jetzt stellst Du aber Fragen“, erwidert Jürgen. „Was soll man darauf denn antworten“?

„Vielleicht könnte man sagen, dass wir noch immer auf dem Weg sind“, wirft Henning ein. In der kurzen Pause, die entsteht, denkt er, dass dieser Einwurf ja vielleicht richtig ist, aber doch ziemlich lahm.

„Aber wir werden weniger“ erwidert Fritz, ganz kühl und sachlich, aber wieder mit diesen sehr lebendigen Augen. Für eine kurze Weile sind dann alle drei bei dieser Zukunftsfrage. Skepsis prägt das Gespräch. Aber sie einigen sich darauf, dass sich immer wieder auch Neue auf den Weg machen, dass jedenfalls noch nichts entschieden sei.

Dann erzählt Fritz noch eine Weile weiter. Sie werfen alle drei einen Blick auf Stephans Homepage. „Er hat was mit Booten gemacht, Fahrten auf der Loire“ sagt Fritz. Vergangenheiten und Erinnerungen, denkt Henning; und wo irgend möglich haben die Söhne dieser ‚69er‘ alles daran gesetzt, die Maloche nicht machen zu müssen. Er kennt da ein, zwei weitere Beispiele. Sie hatten ihre Väter vor Augen, denkt er. Sie wollten anders arbeiten und leben, aus- und aufbrechen, zwar anders, aber doch auch wieder irgendwie ähnlich wie wir 68er Studenten.

Die Gesprächspausen werden nach und nach länger. Es fällt schwerer, sie zu überbrücken. Es geht nicht mehr um die Arbeit, nicht um die Maloche, die gerade verschwindet, und auch nicht um die neue, die man am Computer inzwischen schon mit nach Hause zu nehmen beginnt. Schließlich bricht Fritz auf. „Ihr habt noch zu arbeiten“, meint er. Er verabschiedet sich mit einem festen Händedruck. Jürgen und Thomas, blicken sich lange an, als er die Tür hinter sich geschlossen hat.



„Scheiße, ich weiß in solchen Situationen nie, was ich sagen soll“, meint Jürgen. „Na ja, da ist man ja auch hilflos“, erwidert der andere. „Er wollte einfach mit jemandem reden. Dafür waren wir da. Und eigentlich macht er doch einen sehr stabilen Eindruck. Dass er in seiner IG Metall und in der SPD immer noch weitermachen will, wird ihm ein wenig helfen.“

„Aber er ist jetzt schon sehr allein.“ Das klingt wie der Schlusssatz zu diesem Gespräch. Henning nickt, „vielleicht kommt er ja zu eurem nächsten Treffen im Geschichtsverein. Und wenn er sagt, dass wir hier in der Stadt gerade das Ende der Stahlzeit erleben, liegt das ja vielleicht nahe“, fügt er dann noch hinzu – und überlegt im nächsten Augenblick, ob er das gegenüber seinem Stahlforscherkollegen jetzt vielleicht besser nicht gesagt hätte. Aber er weiß ja, dass sie in dessen Team gerade an einer Bilanz ihrer langjährigen Stahlforschung sitzen. Dafür haben sie noch einmal Projektmittel eingeworben.

**Jürgen wechselt das Thema:** „Eigentlich wollten wir ja heute über unsere Projektruine sprechen. Aber ganz ehrlich. Zum einen ist mir da nicht viel eingefallen, und zum anderen bin ich jetzt auch ein bisschen mit der Zeit knapp. Wie immer, es geht um die nächsten Schritte nach dem Ende eines Projekts“. „Okay“ sagt der andere. „Eingefallen ist mir auch nichts Besonderes. Wir könnten vielleicht noch einen Aufsatz schreiben. Aber wir können uns damit auch Zeit lassen. der würde ja nicht die wissenschaftliche Flankierung zu Umsetzungsaktivitäten nach einem erfolgreichen Projekt, sondern nur so etwas wie eine Nachlese. Ich muss mich ohnehin gerade um Akquise kümmern. Sieht aber ganz gut aus bei mir.“

„Ach weißt du“, meint Jürgen nun; „den Aufsatz könnte man sicher schreiben, aber ich bin da nicht wirklich motiviert. Du bist ja viel eher der, der bei den Industriesozio-  
logen mal hie und da eine Duftnote absetzt. Ich hingegen nicht. Ich denke gerade darüber nach, aber das bleibt jetzt unter uns, ob ich nicht in einem anderen Unternehmen mal für zwei Jahre ins Personalmanagement gehe. Vielleicht kann ich da ein paar Dinge praktisch umsetzen, mit denen wir jetzt gerade gescheitert sind, weil wir eben von außen kommen.“ Henning schaut ihn sichtlich überrascht an, und Jürgen fährt nach kurzer Pause fort: „Also das ist mir angeboten worden, aber ich werde das natürlich nur auf Basis einer Beurlaubung hier machen. Du glaubst doch nicht, dass ich nach so vielen Jahren hier und nun doch schon ziemlich kurz vor der Rente, das Institut verlasse ohne Rückkehrmöglichkeit. Aber da sind noch Fragen offen. Vor allem in meinem Team muss ich das erst noch besprechen. Mit der neuen Geschäftsführung hingegen wird das kein Problem, im Gegenteil. Da gibt es dann ja nicht nur ein Akquiseproblem weniger, da werden für zwei Jahre die Haushaltsmittel aus einer festen Stelle frei.“

Sie wechseln nur noch ein paar Worte, denn im Grunde gibt es nichts mehr zu besprechen. Irgendwie haben sie – sie beide, oder aber vorher auch zu dritt - gerade eben ein Kapitel abgeschlossen. Wenn demnächst die Bilanz der Stahlforschung hier am Institut gezogen ist, denkt Henning so bei sich, in dem Projekt, das sie da noch

an Land gezogen haben, dann werden sie mit seinem Team hier sicherlich im großen Rahmen den langen Abschied vom Malocher feiern.

„**Du siehst müde aus**“, sagt Henning. „Aber nach solchen Tiefschlägen kann ich die erste Nacht auch immer glatt vergessen. Da schlaf ich kaum. Und das kommt eben manchmal vor. War aber dieses Mal besonders übel.“ Sie treffen sich sonst nie in der U-Bahn auf dem Weg zur Arbeit, aber heute sind sie beide etwas später dran. „Du bist heute auch nicht gerade früh aus deinem Bett gekommen“, antwortet Ute schließlich. Dann wieder eine Pause. Gesprächig sind sie alle zwei noch nicht. Und gestern sind sie alle ohne viele Worte recht geknickt nach Haus gegangen.

„Das stimmt. Gestern war das wirklich bitter. Darf gar nicht daran denken wie viel Arbeit ich schon reingesteckt habe in dieses Projekt – und Bernd, und Du natürlich auch. Eineinhalb Jahre, zwei oder drei Tagungen im Landesarbeitskreis für Technik, das Einarbeiten in das Themenfeld. Und das war jetzt alles umsonst. Und dabei wollten die im Wissenschaftsministerium doch genau dieses Projekt. Die haben Bernd, und der dann mich, doch erst auf dies Pferd gesetzt.“ Der ganze Frust bricht jetzt so richtig aus ihr raus. „Und abends sagt mir dann noch mein Mann, ich sei ja selber schuld, wenn ich mir den Schuh so anzieh, so dass sich alles immer nur um meine Arbeit dreht.“

Henning nickt. Dieses Argument kennt er zur Genüge. „Ja, das sagt Kai mir auch so manches Mal. Nur anders geht es einfach nicht. Wenn wir mit unserer Arbeit praktisch wirksam bleiben, oder werden wollen, müssen wir eben doppelt investieren. Sonst werden wir die Nischen, die's noch gibt, nicht nutzen können. Nur diesmal haben uns die im Ministerium selbst zuerst diese Nische angeboten – und am Ende kneifen sie. Für Dich besonders bitter, denn das wäre Dein Projekt gewesen, ein besonders großes – und richtig gut fürs Institutsprofil. Es ist zum kotzen.“

Wieder eine lange Pause. Die Niederlage ist zu frisch, für beide. Die Gedanken sind noch nicht geordnet. Der Ärger noch zu gegenwärtig und zu groß. Und es ist auch kein Trost, dass Ute über ein anderes Projekt im Team wenigstens halb abgesichert ist und Bernd ihr dann vielleicht auch noch ein Angebot zu machen hat. Die Redaktion der Institutszeitschrift wird bald neu besetzt. Die neue Geschäftsführung wird keine Einwände haben, jemanden auf diese Weise abzusichern, der unbefristet beschäftigt und nur zum Teil finanziert ist. Das kann so laufen. Bei Henning sieht es besser aus. Er hätte in diesem Projekt ohnehin nur in begrenztem Umfang mitgearbeitet. Derzeit ist er zudem noch gut finanziert. Außerdem verfolgt er selbst noch eine weitere Akquise, für die er gute Chancen sieht. Aber was gestern so kaputtgegangen ist, war eine Perspektive, eine große Chance, für sie beide – und auch für das Institut.

Dann sind sie angekommen, in einem heute ziemlich trüben Arbeitsalltag. „Naja, ich räum jetzt erst mal meinen Schreibtisch auf“, meint Ute etwas grimmig, als die zwei sich trennen, jeder auf dem Weg in sein Büro. Es werden einige Ordner werden, denke Henning – mit Artikeln, Arbeitspapieren, Protokollnotizen, die sich angesam-

melt haben, nun nicht mehr benötigt werden. Die aber noch zu wichtig sind, um gleich in den Müll zu wandern. Da steckt viel zu viel an Arbeit drin – und ein klein wenig Hoffnung, dass man daran vielleicht doch noch einmal anknüpfen könnte.

Für ihn hingegen wird der große Ärger rasch erledigt sein. Er hat gerade mal einen Ordner angelegt zu dem Antrag. Die letzte Antragsfassung, die jetzt gestorben ist, kommt nun noch dazu.. Dann gibt's noch den Entwurf für einen Aufsatz zu Beteiligung – nicht nur der Arbeitenden bei ihrer Arbeit, sondern auch der Bürger\*innen bei der Gestaltung neuer Technik auf dem einen oder andren Feld. Darum wäre es in dem Projekt gegangen: zu ermitteln und zu klären, was Experten, Industrie, Beschäftigte und Konsumenten denn erwarten von der Einführung von Gentechnologie. Und das in der Nahrungsmittelindustrie. Wo da Chancen liegen könnten, und wo die Branche da aus guten Gründen eher Vorsicht walten lässt? Spannend wäre das geworden im Licht der ersten Vorrecherchen. Zwischen den Technikfreaks und denen, die hier nur Teufelszeug vermuten, da wäre es darum gegangen herauszufinden, was den realistisch möglich ist.

Im Stillen hatte er gehofft, dass über dies Projekt Beteiligung stärker zu einem Querschnittthema werden könnte an ihrem Institut, mindestens über zwei, drei Forschungsgruppen hinweg. Das wäre eine Chance gewesen, noch einmal anzuknüpfen an das alte Ziel, mehr Demokratie zu wagen, hatte er gedacht. Gemessen an den wilden Siebzigern vielleicht nur abgespeckte Hoffnungen, vielleicht aber auch mehr, ein neuer Ansatz. Zugleich hat er auf frische Empirie gehofft, den Dialog neu zu beleben zwischen Wissenschaft und Praxis. Einen Dialog zwischen Wissenschaft und Gewerkschaften, und möglichst auch den Repräsentanten neuer sozialer Bewegungen, den Bernd und er von ihrer Seite aus mit Anderen gemeinsam gerade neu und aussichtsreich begonnen haben – oder vielleicht doch nur höchst mühsam. Im Fall dieses gescheiterten Projektvorhabens hatte sich jedenfalls gezeigt, dass es im Wettlauf um die Märkte allein darum ging, Innovation voranzutreiben. Der Fachreferent im Ministerium war Biologe. Der setzte auf die neue Technik. Mögliche Widerstände waren aus dessen Sicht vor allem auszuräumen. Ein Forschungsvorhaben, das das Thema offen anging, das so womöglich gar an manchen Punkten dazu führen könnte, Vorbehalte gegen die neue Technik deutlicher auszusprechen, das sah so einer offenbar mit großer Skepsis. Deshalb hatte er dieses Projekt zuletzt gekippt. Das ist ihnen allen dreien gestern Abend ziemlich klar geworden.

Gut seinen Tagungsbericht zu einer größeren Veranstaltung neulich über Bürgerbeteiligung, den hat er schon geschrieben, der wird demnächst veröffentlicht. Darin geht es um Ansätze aus den goldenen Jahren der Sozialdemokratie, um Konzepte, die seinerzeit ein Staatssekretär des damaligen Ministerpräsidenten hier im Lande forciert hat. Die Tagung neulich ist eine Jubiläumsveranstaltung dazu gewesen. Heute im globalen Wettbewerb, in dem im Bund die rot-grüne Bundesregierung gerade selber kräftig dabei ist, die Marktkräfte stärker zu entfesseln, war es augenscheinlich sehr schwer, oder nahezu unmöglich, ernsthaft an Vorstellungen demokratischer Bürgerbeteiligung anzuknüpfen. Henning heftet die Projektpapiere ab, stellt den Ord-

ner ins Regal und guckt auf seinen Wochenplan. Der ist nun umzuschreiben, ebenso wie der fürs kommende Quartal.

„**So, nun sind wir vollzählig.** Dann kann ich ja mit der Neuigkeit rausrücken.“ Armin strahlt bei dieser Ankündigung über das ganze Gesicht. Am Tisch wird es ruhig. Auch die leise Musik im Restaurant und die Gespräche an den Nebentischen scheinen noch gedämpfter. Die volle Aufmerksamkeit der Anderen richtet sich auf ihn. „Na ja es gibt eine gute Nachricht, von Karin und vor allem für sie selbst. Sie hat in einem anderen Institut eine Stelle als Abteilungsleiterin bekommen, unbefristet. Im Februar wird sie gehen.“

Sofort wird es lebhaft. Jutta und Kerstin, die zuletzt gekommen sind, gratulieren, wollen genaueres wissen: Was für ein Institut, mit welchen Arbeitsbedingungen könne Karin rechnen, wolle sie gleich umziehen, was werde aus ihren beiden neuen Projekten? Die beiden Studentinnen am anderen Ende des Tisches hören eher neugierig zu. Für sie geht es um Studienabschlüsse und erste Berufseinstiege. So eine Chance, wie sie sich jetzt für Karin bietet, liegt für sie allenfalls weit in der Zukunft. Klaus, der heute Abend nicht kommen kann, hat gerade einen ersten Einstieg nach Abschluss seines Studiums bei einer Unternehmensberatung geschafft. Da muss er jetzt sehen, dass er sich am Markt behaupten kann. Da hat ihn seine Arbeit von nun an sicher fest im Griff. Aber das wäre für ihn bei der Gewerkschaft, wo er sich zuerst beworben hatte, kaum anders gewesen.

Henning, der siebte am Tisch, blickt derweil auf die Speisekarte. Die Tappas sind verlockend. Vielleicht ein Glas Rotwein dazu? Er kennt dieses Lokal noch nicht. Vorfreude und Neugier mischen sich. Die große Neuigkeit hat er schon gestern von Karin erfahren. Er registriert flüchtig, dass sie nun von ihrem Vorstellungsgespräch berichtet. Die Wahl der richtigen Tappas ist ihm jetzt wichtiger. Im Gespräch der Anderen geht es vor allem um die gesicherte Stelle, erste atmosphärische Eindrücke, den frühestens nach sechs Monaten geplanten Umzug. So verlockend die Stelle ist, sie will erst näher geprüft werden. Um den Charakter der neuen Forschungs- und Beratungsarbeit für Karin geht es eigentlich überhaupt nicht. Aber gut, dies hier ist das Weihnachtsessen ihrer Forschungsgruppe. Und das Weihnachtsgeschenk ist sozusagen Karins neue feste Stelle – zusammen mit den dann frei werdenden Projektressourcen hier.

Dann rücken die zunächst unmittelbar wichtigen Themen in den Mittelpunkt. Der Kellner tut das Seine dazu. Er nimmt ihre Bestellungen auf, gibt auf Nachfragen die eine oder andere Empfehlung, ist ganz charmant. In diesem kleinen spanischen Lokal sind sie noch nie gewesen. Keiner von ihnen hat es zuvor gekannt. Kollegen haben es empfohlen. Das Ganze ist also ein Testfall. Die Räumlichkeiten sind schlicht, die Speisekarte aber verheißungsvoll. Armin bestellt eine gemischte Vorspeisenplatte. Bei den Tappas sind die Vorlieben unterschiedlich.

Jutta macht nun einen anderen Test. Was aus den beiden Projekten wird, die Karin eingeworben hat, fragt sie erneut. Dass Karin sie nicht mitnehmen wird, wurde ja schon gesagt. Das ist aber ohnehin klar. Schließlich sind es Institutsprojekte. Und Akquise ist mittlerweile ein immer schwierigeres Geschäft geworden. Armin antwortet für Karin: Mit der Geschäftsleitung hätten sie das schon geklärt. Kerstin und er selbst könnten diese zwei Projekte bearbeiten. Am besten gemeinsam mit der Ulla Schröder, aus dem benachbarten Forschungsbereich.

Henning beobachtet, dass auf Juttas Gesicht plötzlich nichts mehr zu bemerken ist von der aufgesetzten Fröhlichkeit. Sie denkt jetzt vermutlich auch, dass man das erst einmal hier hätte besprechen können, mit ihnen allen im Team, überlegt er sich. Jedenfalls wäre ein offenes Gespräch sinnvoll gewesen, ehe die Entscheidung hier verkündet worden wäre. Doch ihn betrifft das nicht direkt. Langjährig verfolgt er seinen eigenen, ganz anderen Arbeitsstrang. Im Grunde gehört er auch schon gar nicht mehr zum Team. Heute Abend ist das sein Abschiedsessen, auch wenn er selbstverständlich am Institut bleiben wird. Er gehört da, anders als Karin und auch als Armin, ja wirklich zu den ‚Alten‘. Die Zeit ist vorbei, wo ihm, vielleicht noch andere Optionen offen gestanden hätten. Außerdem ist er von dem, was sie hier gemacht haben, immer sehr fest überzeugt gewesen. Berufliche Alternativen haben ihn kaum einmal wirklich interessiert – bislang.

Jutta spricht die offen hierarchische Entscheidungsfindung nicht an. Andere Themen kommen auf: Vom dieses Jahr weniger besuchten Weihnachtsmarkt hier in der Stadt über Michael Moores Film über George Bush, das letzte Buch von Sir Peter Ustinov, der das US-Empire mit dem alten Rom und Busch mit Nero verglichen hat, bis zu dem Film ‚Der Untergang‘ reicht die Palette. Die Meinungen über den Hitler-Film sind geteilt. Jutta berichtet, ihre Kinder seien wirklich tief beeindruckt gewesen. Sie hätten das Thema Nationalsozialismus sonst schon „korrekt drauf“, aber für gewöhnlich hänge es ihnen auch zum Halse raus, „und das war diesmal wirklich anders.“ Henning stimmt zu, aber Karin kann damit, dass „der Hitler hier als Mensch dargestellt wurde“, nichts anfangen.

**Über das Elend der Politik** der Gegenwart kommen sie dann irgendwann doch wieder bei ihrem Arbeitsalltag an – und dem fast noch größeren Elend des Akquisitionsgeschäfts. Sie alle spüren den gewachsenen Druck des Marktes. Forschungs- und Beratungsprojekte sind inzwischen gewöhnlich schlechter ausgestattet als früher. „Selbst bei Projekten aus dem Forschungsministerium gehst du ja am besten erst mal mit einem eigenen Kredit in Vorleistung“, meint Armin fröhlich grinsend, „und wenn du Glück hast, bekommst du die letzte Rate bei Projektabschluss dann sogar pünktlich.“ Dann berichtet er von einem vielleicht aussichtsreichen Akquisitionsstrang und von einer Tagung. Als Außenseiter hätten sie vielleicht die Chance, bei einer größeren Firma noch einmal richtig ins Geschäft zu kommen, als Berater. Er erzählt von ihrer Präsentation vor dem Management eines Großunternehmens. So virtuos, wie der Müller aus dem Fraunhoferinstitut, auf der Tagung neulich, seien sie vermut-

lich nicht gewesen. In die Endauswahl, zusammen mit zwei weiteren Bewerbern, hätten sie es aber jedenfalls geschafft.

Worum es bei diesem Beratungsprojekt gehen soll, dazu sagt er kein Wort, denkt Henning, was er wissenschaftlich daraus ziehen will, bleibt völlig unklar. Und auf der letzten Sitzung ihres Forschungsbereichs hat er auch kein Wort dazu gesagt. Der örtliche Betriebsrat scheint bei dem ganzen Ding jedenfalls keine Rolle zu spielen. Armin ist indessen noch einmal bei Müller angekommen. Der habe neulich ein großes Projekt gelandet. Ob es Glück war, geschicktes Marketing oder eine Frage der Projektqualität, lässt er offen. Aber „so ein Projekt zu landen, das wäre der Bringer“, hört er ihn sagen. Für einen kurzen Moment mögen auch die anderen von dem großen Akquisitionserfolg träumen.

Dann wechseln die Themen erneut. Ein bisschen sind sie so beliebig wie der Inhalt der Projekte, um die es hier geht, denkt Henning. Auch die letzten Besprechungen in der Forschungsgruppe sind in dieser Hinsicht ähnlich verlaufen. Aber das Essen heute Abend ist gut und die Stimmung ganz locker. Das war sie immer in diesem Forschungsbereich. In den er vor einiger Zeit gewechselt ist. „Die Stimmung ist besser als die Lage“, hat ihr neuer Institutsdirektor neulich für den ganzen Laden gesagt. Aber vielleicht hat er ja doch nicht uneingeschränkt Recht. Hennings Stimmung ist jedenfalls sehr durchmischt. Die Lage des Instituts schätzt er mittlerweile allerdings ähnlich skeptisch ein. Optimistisch ist er aber im Hinblick die Perspektiven, die das Dialogprojekt mit den Gewerkschaften eröffnen soll, das er zusammen mit Bernd und einigen Anderen aus Gewerkschaften und Wissenschaft angestoßen hat.

**Henning zahlt seine Rechnung.** Er hat schon vorher angekündigt, dass er heute etwas früher geht. Er gehört ja eigentlich auch nicht mehr dazu, zu dieser Gruppe. Er verabschiedet sich und lässt die Anderen in aufgeräumter Stimmung zurück. Nach Juttas leichter Enttäuschung zu Beginn ist es ein durchaus lockerer Abend geworden. Draußen schlägt er den Mantelkragen hoch. Es ist kalt an diesem Dezemberabend. Aber eigentlich ist es auch da drinnen ziemlich kühl zugegangen – unter der aufgesetzt-fröhlichen Oberfläche. Die Art wie sie an diesem Abend über ihre Arbeit gesprochen haben, war auf eine unangenehme Weise spielerisch, von allzu vielen kleinen Sarkasmen durchzogen, auf Chancen für Einmal-Nummern orientiert, aber ohne jede erkennbare Ausrichtung auf übergreifende Ziele. Zu so etwas wie einem, nein zu ihrem wissenschaftlichen Arbeitsprogramm hat keiner der Anwesenden auch nur ein Wort gesagt, denkt er. Die jüngste Forschungsprogrammdiskussion im Institut hat hier heute Abend überhaupt keine Rolle gespielt. In der hat er sich stark engagiert. Im laufenden Geschäft geht es fast ausschließlich nur noch um Markterfolg. Oberflächlichkeit und Beliebigkeit als schlechte Verdopplung dessen, was im Alltag tagtäglich geschieht – oder was uns die Medien davon präsentieren. Gerade weil sie fröhlich und ganz entspannt dahergekommen ist, sich in der eigenen, am Feierabend gewonnenen Distanz zu einem immer mühsameren Alltagsgeschäft zu erkennen gab, habe ich die Diskussion als so unangenehm verspürt. Denkt er

weiter. Fast könnte sie mich frösteln machen; aber das ist wohl doch eher das kalte Dezemberwetter.

Er kommt über eine kleinere Seitenstraße auf den Wall. Dann biegt er in die Haupteinkaufsstraße ein. Über den Weihnachtsmarkt in der Stadtmitte will er zum Bahnhof gehen. Er kann sich Zeit lassen. Seine S-Bahn fährt erst in ungefähr einer halben Stunde. Die ersten Verkaufsstände tauchen vor ihm auf. Ist immer noch einiges los an dieser verlängerten Glühweintheke, denkt er bei sich. Vor sechs, sieben Jahren als er noch in seinem alten Forschungsbereich gearbeitet hat, als seine alten Themenstränge noch Konjunktur gehabt haben, haben sie sich doch genau da vor ihrem Weihnachtsessen getroffen, erinnert er sich. Hat ihn schon damals irritiert. Mit kleinen Kindern, erst Recht für kleine Kinder mag der Weihnachtsmarkt ja einen Rest an Weihnachtszauber bieten, jedenfalls Vorfreude anfachen. Aber der Rausch des Konsums, der liegt ihm fern. Er überquert den Platz, achtet kaum auf die kleinen Häuschen und ihren Lichterschmuck, aber er lässt den Markt auch nicht rasch hinter sich. Eher geht er gemächlich, hängt schon wieder anderen Gedanken nach.

Er hat sein laufendes Projekt zum Ende der New Economy fast abgeschlossen. Das hat er zuletzt schon allein betrieben. Für ein größeres Projekt, das Kollegen am Institut derzeit betreiben, hat er einen kleinen Unterauftrag übernommen, und ein Neuantrag ist raus, mit einem zweiten wird er recht bald fertig sein. Doch er ist skeptisch. Schwer an alte Themenstränge anzuknüpfen, wenn die Zeiten härter werden. Die Forschungsförderung fragt eher nach den Potenzialen neuer Technik, weniger danach, wie sie zu gestalten ist - im Interesse der Beschäftigten nach guter Arbeit. Schon gar nicht fragt sie nach Konflikten, die aufbrechen könnten im Gefolge ihrer Einführung. Innovation wird immer mehr das neue Zauberwort im Kampf um Marktanteile und um Arbeit werden. Wer da die alten Fragen stellt, oder wer sie gar erweitern will, nach Beteiligung der Arbeitenden, abhängig beschäftigt immer noch, nach mehr Mitgestaltungsrechten - oder wer die gar erweitern will, rechtlich abgesichert -, der läuft allzu schnell Gefahr, dass er als Bedenkenträger gilt. Der Wind hat sich gedreht. Er weht in eine falsche Richtung, im Grunde uns direkt ins Gesicht, denkt Henning. Keine *Winds of Change*, schon längst nicht mehr.

Sein Wissenschaftsverständnis ist nicht mehr allzu sehr gefragt. Ihm ist schon klar: so etwas wie einmal mehr die Neubegründung von langfristiger, zielstrebig angelegter Arbeit wäre jetzt gefordert. Doch sie, die Wissenschaftler seiner Generation, sind inzwischen ziemlich alt geworden. Ein Neuanlauf, noch einmal, wird schwierig werden. Die Jüngeren stehen unter massivem Anpassungsdruck, ganz anders als sie vor gut dreißig, bald fünfunddreißig Jahren. Angesagt ist der immer schärfere Wettlauf um Anteile auf dem Markt. Der aber ist mit den alten Konzepten und Methoden kaum noch zu gewinnen – jedenfalls müssten sie innovativ aufgemotzt werden. Aber dass man dann das alles auch noch zu bemänteln suchte, freihändig, spielerisch als Wissensarbeit, das erschien ihm nicht verheißungsvoll. Sein Anspruch darauf, Wissenschaft weiterhin als Wahrheitssuche zu verstehen und anzugehen, warf angesichts dieser aktuellen Forschungskonjunktur alte Fragen wieder auf. Die von ihnen

gefundenen Wahrheiten seien immer relativ, Wer anderes als die Gesellschaft, als die Praxis, als die Politik soll denn entscheiden, was zu tun sei? So argumentierten mittlerweile einige im Institut. Dieses Denke hatte starke Fürsprecher in ihrer aktuellen Forschungsprogrammdiskussion. Sein Gegenargument wurde nicht allzu ernst genommen. Es lautete, dass das, was sie als Wissenschaftler vielleicht aussichtsreich in den politischen Prozess der Gesellschaft einbringen könnten, doch am Ende vom Wahrheitsanspruch ihrer Wissenschaft abhängen, von der Begründung, die sie anzubieten hätten. Darauf komme es an, wie abhängig von je gegebenen Bedingungen, wie relativ auch immer ihr Wahrheitsanspruch letztlich sei.

Wichtig für den Markterfolg scheint manchen heute immer mehr, so sinniert er weiter, die Verpackung: bunte Charts, Formeln die eingängig sind, Zukunftsversprechen die gut klingen, die sich in den gerade aktuellen Trend sauber einfügen lassen. Weshalb hatten sich Überzeugungen erledigt, die ihnen früher wichtig gewesen sind, an denen sie festgehalten haben, lange und verbissen? Haben sie daran auch nur geglaubt? Was folgte denn daraus, dass alle wissenschaftliche Erkenntnis relativ ist? Was hilft denn gegen die Beliebigkeit, die um sich greift, bei der Jagd nach den Projekten auf dem Markt der Wissenschaft außer das Pochen auf Modellannahmen, deren Abgleich und dann methodisch saubere Arbeit?

Man konnte melancholisch werden. War die Fröhlichkeit der jüngeren Kolleg\*innen, modernen Wissensarbeiter\*innen mit Patchworkbiographie, nicht am Ende ganz folgerichtig? Immerhin half sie dazu, das alles auszuhalten - wenn auch die zunehmenden Sarkasmen nicht zu überhören waren? Er schüttelt den Kopf. Man kommt, wenn man hier weiterdenkt, sehr schnell zu der Antwort, die die Zapatisten geben, denkt er. Wir sind auf dem Weg, verständigen uns dabei immer wieder neu und befinden dann über nächste und über weiter liegende Ziele usw. Aber dies müssen wir tun. Und dabei geht es immer um Wahrheit gegen die Beliebigkeit, wie begrenzt und relativ die auch sein mochte. Ginge es darum nicht mehr, dann könnten wir doch überhaupt nicht mehr bemerken ob und wann bei unserer Arbeit am Ende nur noch Pfuscher herausgekommen ist.



## **Projekte**

*Sie sind das tägliche Brot moderner Wissensarbeit  
ihnen jagen sie nach beharrlich verbissen  
ein Glas Sekt zum Akquiserfolg  
doch dann haben die Projekte sie:*

*Mit knappen Ressourcen  
unter stetigem Zeitdruck  
mit zunehmender Hastigkeit  
werden sie abgewickelt  
nützliche Resultate mit  
eingängigen Bildern  
werden aufbereitet  
adressatengerecht  
in griffigen Charts.*

*Schon wartet der nächste Auftrag,  
umkämpft von Hoffnungen begleitet  
auf die Chance durchzuatmen endlich  
nachdenken zu können über das, was man tut.*

*Mit Nachdruck  
Immer beharrlich  
und mit dem Eigensinn  
wissenschaftlichen Tuns  
auf dem Weg  
nach besseren Antworten  
zu grundlegenden Fragen  
mit produktivem Zweifel  
immer neu suchend*

*Ja man hatte doch einmal mit diesem Anspruch begonnen,  
nach Wahrheiten zu suchen, beharrlich. Und dies  
ist damals doch auch ein Projekt gewesen  
Das war doch der eigene Lebensentwurf*

*Wo ist er hin?*

*(2005)*

## ***Ernüchtert, doch beharrlich weiter – auf wechselnden Wegen***

### **I.**

**Das Wochenendhaus** liegt am schönsten Platz des Dorfes: Hinter der kleinen Blumenwiese am Ende des Fahrwegs, im lichten Schatten einiger Kiefern, leicht oberhalb des windschiefen Friedhofzauns. Mit denen, die dort begraben sind, haben beide nicht viel zu schaffen. Henning ist hier nur zu Besuch. Phillip wohnt noch nicht lange im Dorf. Er kennt erst einige der Leute hier, flüchtig. Seitlich vom Haus, schon etwas in den Wald hinein, haben die beiden es sich an dem Sitzplatz bequem gemacht. Ein Eichelhäher fliegt davon, laut schimpfend über die Katze, die durch das hohe Gras schleicht. Irgendwo klopft ein Specht. Im leichten Luftzug rauschen Blätter, durchscheinendes Lichterspiel eines Spätfrühlingsnachmittags, Geräuschkulisse, Hintergrund.

Die Beiden nehmen das alles nur schwach wahr. Eine abgeschattete Mitgegebenheit ihres Gesprächs. Sie sind hoch konzentriert – und doch entspannt. Sie sind bei der Sache. Ihr Thema hält sie gefangen. Und sie bewegen es: in ihren Gedanken, mit den Worten, mit denen sie es auf den Punkt zu bringen suchen, mit den Gesten, mit denen sie ihren Worten Nachdruck zu geben bemüht sind, in dem Schweigen, mit dem sie ein Argument des Anderen abwägen oder ein eigenes prüfen, ehe sie es aussprechen. Es geht um alles!

„Ich könnte ja neidisch werden, wenn ich sehe, dass Du diesen Jahrmarkt der Eitelkeiten so gänzlich hinter Dir gelassen hast“, sagt Henning gerade. „Diese Selbstgefälligkeit und den zur Schau gestellten Berufsoptimismus der Großen der Zunft nicht mehr ertragen zu müssen, ihre Bücher einfach nicht mehr zu lesen, das hat schon was. Aber dass du dich auch unseren arbeitspolitischen Debatten so ganz entziehst Phillip, das verstehe ich nicht.“

„Was ist daran nicht zu verstehen?“ erwidert der Andere. „Erst einmal geht es für mich darum, Abstand zu gewinnen. Den brauche ich einfach. Ich lese Schriftsteller, gehe in Museen, in Konzerte; schreibe selber Prosa und Gedichte. Für ‚das Elend der Welt‘ habe ich meine Tageszeitung - und bei Bedarf auch noch das Internet. Die Bücher der Soziologen brauche ich dazu nicht. Die allerwenigsten verstehen etwas davon – und können es dann womöglich auch noch angemessen aufschreiben wie der Bourdieu.“

Also ich verfolge schon noch, was geschieht, in der Welt und mit mir darin, vielleicht sogar besonders genau. Aber wenn ich mich an Euren Debatten beteilige, dann muss ich mich doch sofort wieder mit diesen dürren wissenschaftlichen Konstrukten auseinandersetzen und mit den Hauptstichwortgebern, die ich so leid bin. Auch wenn da Wissenschaftler mit den Praktikern zusammenkommen, auf die ich immer mehr

gegeben habe, sitze ich doch lieber hier, oder ich gehe im Wald spazieren, oder ich schreibe eine kleine Geschichte für meine Neffen, zum Beispiel über die Katze da drüben.“

Die Erwiderung kommt sofort: „Das nehme ich dir so nicht ab. Deine ‚Stichwortgeber‘ tauchten doch bei unseren Debatten gar nicht auf. Da diskutieren Wissenschaftler wie wir mit Gewerkschaftern, Betriebsräten, vielleicht auch Leuten von Attac oder so. Und die Fragen, um die es dabei geht, die beschäftigen dich doch ganz intensiv. Du kannst mir doch nicht weismachen, dass deine politische Leidenschaft erloschen ist. Geht es nicht eher darum, dass du frustriert bist: Von der zu geringen Resonanz auch bei den Praktikern, von den vielen Halbheiten, dem ewigen Verweis auf die Zwänge, denen sie sich gegenüber sehen, davon, dass aus dem Dialog mit ihnen nie wirkliche neue Projekte geworden sind, dass sie am Ende doch immer wieder auf den alten ausgelatschten Wegen weitermachen?“

Lass uns über diesen Frust reden. Den haben wir doch beide. Und auch über unsere Zweifel darüber, ob wir selbst als Wissenschaftler gegenüber den Leuten aus der Praxis gut genug sind im Dialog. Daran müssten wir dann weiter arbeiten. Du selbst hast Brechts ‚Lob des Zweifels‘ oft genug zitiert.“

Plötzliche Stille breitet sich aus. ‚Ich habe den Punkt getroffen‘, denkt Henning, aber vielleicht war ich zu schroff. Doch Philip blickt ihm sehr lange und sehr offen ins Gesicht.

„Das mit dem Frust, den wir beide haben, stimmt natürlich“, sagt er dann endlich und fährt fort, sehr langsam, jeden Satz genau abwägend, „und das mit den Zweifeln auch. Aber ich denke, das ist genau der Punkt. Du machst es dir da zu einfach.

Mehr als dreißig Jahre lang haben wir an den gleichen dicken Brettern gebohrt. So lange, dass wir uns fast nicht mehr vorstellen können, etwas anderes zu tun. Und wir schaffen die gemeinsamen, wirklich neuen Projekte trotzdem nicht! Womöglich bewegen wir selbst uns ja auch auf ausgelatschten Wegen.

Und die Großkopfeten der Zunft, die wissen noch immer, wo es lang geht; oder sie wissen es schon wieder mal. Und es wird wieder eine Sackgasse sein. Und die Praktiker, die sich mit ihren Problemen herumschlagen, über die wir nachdenken und forschen, sind bestenfalls ratlos“.

Er atmet tief durch, trinkt einen Schluck Kaffee und setzt dann erneut mit großem Nachdruck an: „Da kann und will ich nicht immer an der gleichen Stelle weiter bohren - und höchstens, vielleicht, einmal den Bohrer wechseln. Wenn ich sage, ich brauche Abstand, dann meine ich wirklich Abstand. Ich will anders über unsere Probleme nachdenken. Und mein Werkzeug dazu - mein Bohrer, wenn du so willst - ist jetzt erst einmal die Kunst. Also ein anderer Zugang zur Wirklichkeit. Vielleicht schaffe ich es ja, sie dann besser zu verstehen. Und darum muss es uns doch allererst gehen. Das ist Dir doch nicht fremd. Du liebst Literatur, vielleicht auch Malerei. Du schreibst sogar selbst. Eben hast Du noch gesagt, Du könntest neidisch werden auf mich. Also solltest Du mich nicht so angehen.“

„Klar kann ich neidisch werden, wenn ich dich hier besuche“, erwidert Henning und beugt sich vor. Er will jetzt nachsetzen, kann die Spannung fast mit Händen greifen, die nun entstanden ist.

„Für mich ist dies hier, dieses kleine Haus in dieser Abgeschlossenheit, ein Raum für Muße. Der ist wichtig. Und den habe ich nicht in dem Umfang wie du, nicht so, wie ich's gern hätte. Vor allem hast du keine Akquise mehr am Hals. Da kann man erst Recht neidisch werden, trotz der persönlichen Einschränkungen, die du damit in Kauf nimmst. Das bedeutet ja vor allem, manche selbstgefällige Gutachter nicht mehr ertragen müssen, die so selbstgenügsam in ihren wissenschaftlichen Artefakten hausen, oder die Förderbürokratie.“

Auch er braucht nun eine kurze Pause, atmet tief durch. Aber ehe Phillip zur Gegenrede ansetzen kann, fährt er fort: „Die Leute in den Ministerien werden zurzeit wieder pingeliger, oder vorsichtiger. Sie müssen sich neu vergewissern, welcher politische Wind gerade weht. Das macht es doppelt schwer. Aber eben deshalb, weil du das alles nicht mehr am Hals hast, könntest du nun doch um so eher da richtig einsteigen, wo du immer gut warst, im Dialog mit Praktikern, in der Erwachsenenbildung, in den Debatten in unserem neuen Dialogprojekt.“

Philip schüttelt den Kopf. „Du siehst nur die Hälfte meines Problems - oder der Schwierigkeiten, die wir beide haben. Vielleicht bin ich es ja auch leid für die Jungens in den Vorstandsverwaltungen immer der nette Kollege zu sein, auf den man bei Bedarf zurückgreifen kann, der dann mal eine Lücke schließt. Derjenige der vielleicht ganz gut ist für etwas Wegzehrung – oder viel schlimmer für die Legitimierung dessen was sie gerade ohnehin tun oder wovon sie überzeugt sind, es auf jeden Fall tun zu müssen. Ich habe es doch eben schon gesagt: Vielleicht laufen wir selbst da längst in ausgelatschten Bahnen. Das meine ich ernst.“

Wieder ein kurzes Nachdenken – und dann fast heftig nachsetzend: „Und dann müssen wir von unserer Nische aus doch auch mitspielen in diesem Wissenschaftsbetrieb, auf diesen Jahrmärkten der Eitelkeiten. Da werden die Maßstäbe gemacht, nach denen es um Ressourcen geht – und um Anerkennung. Und unsere Praktiker orientieren sich eben auch an diesen Maßstäben, wenn sie den ausgewiesenen Wissenschaftler als Referenten suchen. Ist doch so. Und das meine ich alles, wenn ich sage, ich brauche Abstand.“

Die nächste Pause entsteht. Sie droht auf beiden zu lasten. Fast ist Henning dankbar, dass Philips Katze gerade um seine Beine streicht. Sie mildert die Schärfe von dessen Entgegnung. Er kraut ihren Kopf, während Philip einen Schluck Kaffee trinkt.

„Gut“, erwidert er dann, „so Abstand zu gewinnen und einen anderen Zugang zu unserer sozialen Wirklichkeit, das finde ich ja richtig. Und der, den du gerade suchst, ist mir auch nicht fremd. Ich bin auch einverstanden, dass es erst einmal ums Verstehen geht. Die Bodenlosigkeit aller menschlichen Wissenschaft vergessen die lieben Kollegen in der Zunft ja immer allzu leicht und allzu gerne. Und das ist sicher nicht allein ein Problem, das die haben. Das ist auch unser Erkenntnisproblem in Bezug auf die

wirklichen Herausforderungen der Praxis – und gegenüber den Praktikern, die uns wichtig sind. Viele von uns haben nach 68 die Philosophie allzu rasch verabschiedet.“

Wieder ein kurzes Luftholen, und dann weiter. „Aber deshalb kannst du doch nicht dauerhaft Abstand nehmen oder in Agnostizismus verfallen. Und wo suchst du den Austausch mit Anderen? Wie lange willst du dich auf dich selbst zurückziehen, um Gedichte oder Prosa schreiben zu können? Du brauchst dann doch auch neue Anregungen, neue Inspiration. Und nicht zuletzt: Für uns wären Anregungen durch dich ganz wichtig. Mir gefällt dein Rückzugsort hier richtig gut. Aber er liegt doch nicht auf dem Friedhof da unten. Ich warte darauf, dass du von hier aus wieder auftauchst! Es ist sonst auch möglich, dass man am Ende abstürzt. Das kenne ich von mir selbst.“

Henning ist zuletzt fast etwas bissig geworden. Philip lächelt darüber. Es ist ein freundliches und entspanntes lächeln. „Du sorgst dich also um mich? Das ist schön. Aber sei unbesorgt. Du bist ja zu Recht neidisch. Es geht mir gut bei dem Abstand, den ich gerade gewinne. Und wenn sich da manchmal auch Abgründe auftun: die Poesie ist auch ein rettendes Geländer, an dem ich mich festhalten kann. Also ich sehe mich nicht abstürzen. Anette und ich, wir müssen uns etwas einschränken, weil wir sozusagen brotlose Kunst betreiben und genießen. Aber wir haben auch viel Zeit gewonnen. Wir haben Zeit – für uns und für alles, was uns wichtig ist.“

Er lächelt, streichelt die Katze, die gerade wieder auftaucht und guckt, ob nicht ein Bissen für sie abfällt. Dann fährt er sehr ruhig fort: „Und ich habe Zeit für viele Dialoge mit Anderen. Was denkst du, wen ich nicht alles als Gesprächspartner wieder oder sogar neu entdecke. Der Brecht oder die Wolf waren ja schon immer wichtig für mich. Aber manche hatte ich ziemlich aus den Augen verloren und andere habe ich ganz neu entdeckt.

Du, ich mache dabei überraschende Entdeckungen. Und ich werde mich darüber nicht ausschweigen, auch wenn ich darüber nie so schreiben kann wie einige, die mir besonders wichtig sind. Und wer weiß. Mit noch etwas mehr Abstand – und nach noch etwas mehr Austausch mit Zeitgenossen, die sich wirklich lohnen – bin ich vielleicht auch mal wieder für eure Debatten zu gebrauchen.

Erst einmal schenke ich Dir nachher ein paar neue Gedichte von mir. Und irgendwann werde ich auch nicht mehr so abgetaucht sein. Aber jetzt lass uns noch einen kurzen Spaziergang machen. Der Weg hier in den Wald, den Hang hinauf, ist sehr schön. Wenn wir schon immer über die beschwerlichen Wege und dicken Bretter sprechen, sollten wir jetzt mal einen Weg wählen, der vielleicht auch steinig, aber doch angenehm zu gehen ist.“

**Der Weg durch das lichte Waldstück** steigt gleichmäßig, aber nur leicht an. Er strengt nicht an, und sie fühlen sich rasch ganz entspannt. In einem großen Bogen führt er sie aus dem Wald heraus um das Dorf herum und schließlich zu dem kleinen Haus zurück. Es geht nun nicht länger um den Angelpunkt ihrer Kontroverse. Der Ausgang dieses Disputs bleibt in der Schwebe. Sie wechseln die Themen. Hen-

ning berichtet, nicht ohne etwas Sarkasmus, über ein Treffen mit Forschungsförderungsreferenten der Gewerkschaftsstiftung. Sein Lieblingsgegner war seit langem wieder einmal da. Fast gönnerhaft hat der ihn am Ende auf sein neues Buch hin angesprochen. Aber wirklich interessiert haben den und einige Andere am Rande dieses Treffens die Entwicklungen in der Zunft, die leicht schrumpfende Zahl der Lehrstühle, auch Fragen danach, wer wohl einen Ruf bekomme. Phillip deutet an, dass er skeptisch ist in Bezug auf die Perspektiven seines früheren Instituts. Aber das habe er ja nun hinter sich gelassen. Lieber spricht er über die Leute im Dorf und über zwei Bücher, die er gerade liest. Er erzählt, dass er begonnen hat, Kindheitserinnerungen aufzuschreiben. Er will daraus ein Buch machen, zusammen mit einigen weiteren Texten. Das soll dann bei Books on Demand erscheinen.

Henning will dann noch einmal über eine wissenschaftliche Tagung berichten, über seine Einschätzung zu jüngsten arbeitspolitischen Entwicklungen. Für Phillip sind das alles nur Belege seiner Lageeinschätzung. Die ist tief skeptisch, und das spricht er deutlich aus. Er verweist, nun fast beiläufig, auf die Fruchtlosigkeit ihrer gemeinsamen Beteiligungsprojekte, darauf wie sehr die Gewerkschafter in ihren Routinen, ihrem schlechten Pragmatismus feststeckten. Man merkt aber auch, das ist nicht mehr wirklich sein Thema. Er ist bei all dem bemüht, Schärfen zu vermeiden. Auch räumt er ein, ganz sicher sei er sich nicht, wie lange er ihn durchhält, den Weg, den er nun eingeschlagen hat. Henning vermeidet es, ihm erneut zu widersprechen. So umkreisen sie nun das Thema ihres Streitgesprächs – so wie sie um dieses Dorf herumgehen.

„So wie wir es vermieden haben, noch einmal über das gemeinsame Projekt zu sprechen, das uns zwei zuletzt noch so beschäftigt hat, sinniert Henning, „denken wir vielleicht beide ziemlich ähnlich darüber“. „Jeder von ihnen hatte dazu seine eigene Sicht in seinem Kopf. „Mit mickrigen sechs Wissenschaftlermonaten finanziert haben wir versucht, ein wichtiges Teilprojekt der gewerkschaftlichen Organisationsentwicklung zu flankieren“. denkt Phillip. „Wir waren gar nicht schlecht, aber am Ende bleibt das folgenlos, was wir dazu geschrieben haben“. „Die Modellprojekte waren nicht nur richtig, sondern auch wirklich vielversprechend“, denkt Henning, während Phillip grad von einem seiner neuen Nachbarn hier im Dorf erzählt. „Die Beteiligung der Arbeiter an der Betriebsratsarbeit hat sich in fast allen Fällen ausgezahlt. Wir haben das gezeigt und unsere Ergebnisse bei der Gewerkschaft überzeugend präsentiert. Die sind da auch gut aufgenommen worden. Aber praktisch ist dann nichts daraus gefolgt. Deren Modellprojekte waren eben abgeschlossen. Die alten Routinen sind weiter gelaufen. Wie man die weiter aufbrechen, produktiv verändern könnte, das diskutiert bei denen derzeit niemand mehr. Auch gegenüber der Bildungsabteilung bin ich dann nicht sonderlich vorangekommen mit meinen weiteren Kontakten. Und in der Diskussion der Wissenschaft sind wir nur ganz am Rande wahrgenommen worden – trotz des Buches, trotz des Aufsatzes in einer Zeitschrift“.

„Eigentlich war das Projekt ein Ansatzpunkt für weitere Zusammenarbeit zwischen uns beiden, nur haben wir dann nie ernsthaft über weitere Projekte diskutiert“, denkt

er weiter, ‚auch eben war das zwischen uns kein Thema mehr. Klar, wir sind unterfinanziert gewesen. Sicher, die weitere Umsetzung der Ergebnisse steckt praktisch erst einmal fest. Doch das Problem der Mitgliederbeteiligung brennt denen weiter auf den Nägeln. Sie merken schon, dass sie ihr Pragmatismus in Sackgassen führt. Da hätte es Ansatzpunkte geben müssen für Weiterarbeit, für ein neues gemeinsames Projekt. Immer liegt es auch an uns, wenn wir die nicht nutzen‘.

Henning reist sich von seinen Gedanken los. Er merkt, dass er dem anderen grad nicht richtig zuhört, überspielt die eigene Unaufmerksamkeit, versucht auf Phillip einzugehen. Der aber spürt die Nachdenklichkeit des Freundes.

„Wir ziehen gerade ganz verschiedene Schlüsse aus unseren Erfahrung“, sagt er jetzt überraschend; „und das beschäftigt uns noch beide. Eigentlich waren wir erfolgreich, aber praktisch sind wir nicht vorangekommen. Darüber hast Du, scheint mir, gerade eben nochmal nachgedacht.“ „Ja ja, so ähnlich grübeln wir wohl beide“, kommt die Antwort, „aber lass es damit nun mal gut sein.“

Sie sind nach dem gemeinsamen Projekt erschöpft gewesen, beide. Jeder hat weiter machen müssen, an seinem Institut, in seiner Nische. Vielleicht hat es auch ein wenig Konkurrenz gegeben zwischen ihnen. Sie haben eben nicht genug versucht, gemeinsam zweite oder dritte Schritte einzuleiten. Jedenfalls hatten sie damit keinen Erfolg. So gilt nun: zwischen ihnen gibt es immer noch viel Übereinstimmung, auch Zielvorstellungen, die einander berühren. Aber sie sind nun auf verschiedenen Wegen. Ob und wo sich die erneut berühren werden, das ist offen.

Am Ausgangspunkt zurück setzen sie sich noch einmal kurz zusammen. Der Kaffee ist inzwischen kalt. Neuen zu kochen lohnt nicht mehr. Aber sie teilen sie sich das letzte Stückchen Kuchen, das noch übrig ist. Die Katze taucht erneut an ihrem Sitzplatz auf. Nun sitzt sie zwischen beiden. Sie schaut mit großen Augen zu dem Tisch hinauf. Aber hier fällt nichts für sie ab. „Ich glaub, die wartet auf ihr Futter“, meint Henning. „Ach, die kann noch warten“, meint der andere, aber ich hole jetzt erst mal den versprochenen kleinen Lyrikband.“ Es ist ein schmale, in Halbleinen eingebundenes Buch: *Dem Lärm der Wolken lauschen. Gedichte*.

**Einige Minuten später** ist Henning schon auf dem Weg: zur Autobahn, nach Hause, zu seiner Arbeit, zum Institut. Und mit seinen Gedanken ist er dort längst angekommen. Ein Thesenpapier muss er in der nächsten Woche zu Ende schreiben, zu den neu aufbrechenden Konflikten ihrer Arbeitsgesellschaft. Auch der Antrag für ein neues Projekt ist in Arbeit, und ein Workshop muss weiter vorbereitet werden. Er wird sich absehbar keine Zeit für eigene Gedichte nehmen, kaum den Empfindungen nachlauschen können, die Phillip in seinen gestaltet hat. Aber er freut sich über den kleinen Band. Am späten Abend blättert er darin: *Jetzt beginnen / die Tage / die überfließen vor Zeit / uns / auf verlassenenen Wegen / wiederfinden*. Ja, das ist eine Aussicht, die verlockendes an sich hat. In diesen Zeilen findet er auch keine resignativen Untertöne. Während ihres Gesprächs hat Phillip die in seiner Wahrnehmung heute

anklingen lassen. Die beiden, Phillip und Anette haben ihm schon immer den Eindruck eines glücklichen Paares vermittelt – zuletzt vor drei Jahren in der Bildungsstätte der IG Metall. Da haben sie alle noch gemeinsam an Vorschlägen für eine bessere Praxis zu arbeiten begonnen – zugegeben da in einem ziemlich großen und lockeren Kreis, der sich stabil kaum entwickeln konnte. Er hat das dann ja auch nicht getan. Mit der Beziehung der beiden könnte das anders sein.

Er legt das Buch beiseite, sucht die Unterlagen zusammen, die er morgen benötigt. Seine Perspektiven sind klar: privat in den gewohnten Bahnen, so wie er und Kai sich miteinander eingerichtet haben, während ihre Söhne zunehmend ihrer eigenen Wege zu gehen begonnen haben. Nun gut, soweit man das so sagen konnte. Ihr Großer bunkerte sich eher hier zu Hause in seinem Zimmer ein, oder auch im Keller, den er sich gerade ausbaute. Wenig Kontakte nach draußen, auch ihnen gegenüber eher verschlossen, ständig im Netz unterwegs, an Informatik, Mathematik, Physik interessiert. Manchmal fühlte er sich an sich selbst erinnert, in der Zeit vor seinem ersten großen Aufbruch: in sich gekehrt, ein stiller Beobachter. Der jüngere hingegen fast immer auf Achse, viele Freunde und da als meinungsstarker Wortführer immer vorne weg. Irgendwie ähnelte er da seiner Kai. Anders als dem Großen ist ihm das andere Geschlecht früh ausgesprochen wichtig geworden. Zurückhaltend, fast schüchtern ist er nie gewesen. Die Schule erledigt er mit Links, erkennbar ziemlich lustlos. Das wiederum erinnerte Henning an seine eigene Schulzeit. Leidlich immerhin lief es bei beiden, dachte er bei sich. Er wandte sich wieder seinen Problemen zu.

Beruflich und politisch also noch einmal ein Aufbruch. Sicher, was ihn erwartet, das war auch der übliche Alltag, all die unvermeidlichen Widerstände, mit denen er und seine Kollegen sich erneut würden herumschlagen müssen. Und das vor dem Hintergrund einer wohl schwierigeren Institutsentwicklung, die sich abzuzeichnen schien. Aber es gibt eben auch die neue Dialogplattform mit den Gewerkschaftern. Er ist zuversichtlich, dass sie dieses Mal wirklich erfolgreicher sein können. Fast fühlt er sich an seine Aufbruchsstimmung vor gut dreißig Jahren erinnert. Dieses Mal aber ist ihr Aufbruch besser fundiert: weniger Emphase bei den Wissenschaftlern, bessere Vernetzung mit den Praktikern. Es wird nicht so werden wie nur allzu oft: Man selbst kommt einen Schritt voran, verfehlt aber das angestrebte Ziel einer größeren Resonanz in Praxis und Wissenschaft. Er wird nicht erneut erfolgreich scheitern – unbeschadet aller Probleme, die er am Institut zu sehen meint.

**Zwei, drei Jahre können rasch vorübergehen.** Ganz sicher weiß man danach nie, wie man sie bilanzieren soll. Vieles ist Routine, mehr oder weniger dahingelebt – auch im Alltag mit den wenigen Menschen, die einem wirklich lieb und wichtig sind. Es mag ein paar Highlights gegeben haben, vielleicht in diesem einen Urlaub, oder an jenem besonderen Tag. Die Zwänge, die sonst allgegenwärtig sind, treten in solchen Augenblicken ganz zurück. Das Leben blüht in einem auf. Seine Farben leuchten heller, man atmet eine frischere Luft. Vielleicht führt sie neue, lockende Gerüche mit sich. Man verspürt, was Leben heißt. Womöglich denkt man auch darüber nach, was es sein könnte. Man möchte die Impulse solcher seltenen



Erfahrungen ausstrahlen lassen in den gewohnten Alltag. Doch der verschlingt sie wieder, allzu rasch. Mit einigen seiner Zwänge kann man vielleicht befreiter umgehen, für eine kurze Weile. Man mag neue Kräfte gesammelt haben, sich damit auf seine Arbeit werfen. Am Ende zehrt sie wieder an ihnen. Es sind erneut die Routinen, die Entlastung schaffen.

Henning will seinen Alltag anders angehen, bewusster leben. Doch auch der ist Arbeitsalltag, ebenso wie der seiner Lieben. Vielleicht ist er darin noch mehr auf sich konzentriert als sie. Sicher ist das jedoch nicht. Kai organisiert ihr Zusammenleben. Sie fühlt sich damit allzu sehr allein gelassen. Sie äußert ihre Kritik daran dezent. Zu seinem Geburtstag hat sie ihm einen neuen Kaffeebecher geschenkt: Die zwei Bilder darauf zeigen einen kleinen Jungen, der sich auf ein dickes Auto stützt und ein Mädchen mit Kopftuch und einem Staubsauger in der Hand. „Hinter jedem erfolgreichen Mann steht eine erschöpfte Frau“ ist dazu zu lesen. Markus igelt sich in seinem fertig ausgebauten Keller ein. Er weicht Gesprächen eher aus. Henning sucht die aber auch selten. Stefan ist ständig unterwegs. Er ist derjenige, der das Elternhaus zuerst verlässt – nicht ohne einigen Streit. Aber immerhin halten sie Kontakt Henning sucht das Gespräch mit ihm. Sie treffen sich gelegentlich zum Essen. Das ist soweit okay, ihre Gespräche aber, die sind allenfalls bemüht.

Seine Arbeit also fordert Hennings meiste Kraft. Doch es ist schwer zu sagen, ob das, was er schafft, nun ernüchternd ist, oder ob es ihm gute Gründe liefert für immer neue Zuversicht. Er steckt ja mitten drin in den Entwicklungen, die er selbst mit angestoßen hat. Da mag er noch so sehr der Intellektuelle sein, also auch ein Experte der Reflexion zu seinen Themen, zu dem woran er arbeitet mit aller Kraft wie auch zu der steten Frage, was das so mit ihm selber macht. Es mangelt gleichwohl immer wieder an Distanz. Es gilt beständig, über nächste Schritte nachzudenken: für das laufende Projekt, an dem man gerade arbeitet – und auch weiter schon voraus. Zugleich will er aus seiner Arbeit Honig saugen. Mit Anderen zusammen plant er einen nächsten Workshop, schreibt dafür an dem eigenen Input, arbeitet an einem Vortrag für eine andere Gelegenheit. Aber was heißt hier Honig saugen? Es geht ihm ja darum, mit seiner, ihrer Arbeit außerwissenschaftlich praktisch folgenreich zu werden. Er will Impulse für die Praxis geben, Herausforderungen für Arbeitspolitik noch klarer sichtbar machen. Umsetzung ist das Zauberwort. Zugleich müht er sich selbstverständlich um Akquise für ein weiteres Projekt, nein am besten gleich für zwei. Denn das weiß er aus Erfahrung: bestenfalls bei jedem zweiten Anlauf hierzu wird er erfolgreich sein. Die Konkurrenz um Fördermittel, sie nimmt stetig zu. Die fetten Jahre sind vorbei.

**Das war der Alltag.** Henning ist Profi. Sie arbeiten betriebsförmig, jedenfalls in ihrem Team. Aufeinander können sie sich da verlassen. Jeder einzelne von ihnen sucht sie zu steigern, solche Professionalität. Und es geht voran. Das jedenfalls hat er bis zur letzten Woche noch gedacht. Nun ist er verunsichert. Gut, im Blick auf die Gewerkschaften sind sie nicht so vorangekommen, wie gedacht. Arbeitspolitisch haben sie sich mehr erhofft. Die beiden großen Tagungen im Rahmen ihrer Dialogplatt-

form sind ordentlich besucht gewesen. Die Diskussionen dort sind auch nicht schlecht gewesen. Sogar manche Kollegen aus der Wissenschaft, durchaus prominent und bislang eher auf Distanz, sind dieses Mal gekommen. Die hatten sie zuvor nur wenig wahrgenommen. Sie haben sich nach ihrer Tagung sogar an einem Buchprojekt beteiligt. Das Buch allerdings, verkauft sich nicht besonders. Einen Aufsatz zu seiner Flankierung, oder einen Zeitungsartikel, der etwas Reklame machen sollte, die haben sie, er und einige Kollegen, nicht unterbringen können. Die Resonanz unter Gewerkschaftern, auf die sie zielen, ist gering geblieben. So frisst die Arbeit ihren Alltag auf in schwieriger Zeit. Sie wurschteln sich so durch. Sie haben wenig Spielraum für theoretische Debatten, für ernsthaftes Nach-Denken, das gerade jetzt gefordert wäre, denn die Verhältnisse werden konflikträchtiger. Umso wichtiger wären gute Impulse. Vielleicht waren ihre wieder mal nicht gut genug.

Henning ist sehr nachdenklich. Doch was soll er sich beklagen. Dass die Lage bei den Praktikern ist, wie sie ist, mag ja so sein. Seit letzter Woche weiß er, dass es bei ihnen selbst, im Team an ihrem Institut nicht viel besser läuft. Aus dem Akquise-Loch haben sie sich herausgearbeitet, mühsam zwar, aber das ist gelungen. Derzeit sind alle über Drittmittelprojekte finanziert. Nach einem kleineren Projekt, das er erfolgreich abgeschlossen, für das er sich abgerackert hat, kann er nun sicher auf ein größeres rechnen. Doch in genau dieser Lage werden in ihrer Gruppe nun Prioritätensetzungen strittig. Er solle für das neue Projekt, das er akquiriert hat, jemanden von außen holen. Der könne das dann machen, und er solle sich lieber auf die wirklich wichtigen Themen konzentrieren, die sie nun im Team angehen sollten. Das hat Bernd allen Ernstes so zu ihm gesagt. Auf einer Teamsitzung hat er zudem Ergebnisse von Hennings Zuarbeit für ein anderes Projekt, das gar nicht seines war, scharf kritisiert. Alle Anderen haben bestenfalls dazu geschwiegen. Bernds Status ist, das hat sich einmal mehr gezeigt, unangefochten. Er, früherer Direktor ihres Instituts, nun schon in Rente aber weiterhin dabei, bleibt unverzichtbar für ihr Team. Mehr als jeder Andere steht er für die Hoffnung aller auf erfolgreiche Akquise. Keiner verkörpert so wie er die Tradition von ihrer Arbeitsforschung. Und er selbst will wenigstens mit diesem, seinem Team da weitermachen, wo die neue Leitung ‚seines‘ Instituts ihnen allen wankelmütig scheint, im besten Fall. Er ist in ihrer kleinen Gruppe so etwas wie die graue Eminenz. Von ihm wird erwartet, dass er die Richtung vorgibt.

Doch was ist wichtig? Ihm, Henning, ist nichts wichtiger als sein Projekt. Nicht weil er so lange und so hart darum gekämpft hat – immer in enger Abstimmung mit den Anderen. Nein er will damit zurückkommen auf eigene, ganz frühe Fragestellungen. Sie haben ihn nie losgelassen. Und die Entwicklungen von ‚neuer Arbeit in einer neuen Zeit‘ machen sie von neuem Aktuell, jedenfalls in seinen Augen. Er ist überzeugt davon, nun besser fundierte Antworten zu haben. Die Institutionen der Arbeit, die ihn vor allem beschäftigen – Mitbestimmung, Tarifautonomie, Gewerkschaften – die werden nun geschwächt, ebenso wie die des Arbeits- und Gesundheitsschutzes. Die aber sind Bernds Thema, und auch den Anderen im Team liegen sie näher. Sicherlich, die Zeiten werden konflikträchtiger. Auch das ist ein Thema, eines, dem sie zuletzt auch noch gemeinsam Aufmerksamkeit gewidmet haben. Auch hier lagen Fra-

gen, die sie beschäftigt haben Niemand in ihrer Gruppe würde da einfach widersprechen. Doch für die Anderen ist das doch eher eine Art von ‚Nebenkriegsschauplatz‘. Von Krieg freilich würden sie ganz sicher niemals sprechen. Ihnen sind Herausforderungen und Gestaltungsansätze wichtig, die sich für Arbeit und Gesundheit stellen. Ihn hingegen interessieren die Konflikte, aus denen gesellschaftspolitisch, vielleicht, Neues entstehen kann. Ihm geht’s vor allem um Gesellschaftspolitik, um Herausforderungen angesichts von Symptomen multipler Krisen – ökonomisch, sozial, ökologisch, politisch. Die anderen hingegen zielen auf ein deutlich stärker eingegrenztes Feld von Arbeitspolitik. Dafür wollen sie all ihre Kräfte bündeln. Vielleicht würde sich das für die ganze Gruppe forschungspolitisch als sehr aussichtsreich erweisen, dachten sie. Doch weshalb war in ihrem kleinen Team kaum mehr Platz für beides? Seine Akquisen sind doch gerade auch, endlich, von Erfolg gekrönt. Zeitweilig reichten Mittel daraus sogar für zwei Stellen. So wie er, Henning das sah, haben sie ihr Team mit breiterer Zielsetzung gebildet vor zwei Jahren. Auch ihrer Dialogplattform mit den Gewerkschaftern begannen er und Bernd nun offenbar unterschiedliche Bedeutung beizumessen. War von ihnen beiden jeder jetzt in seinem eigenen Tunnel?

**Utes Arbeitszimmer sieht so provisorisch aus** wie immer. Vor und neben den Bücherregalen stehen Umzugskartons. Seit Jahren lagern darin schon die Materialien früherer Projekte, gescheiterter Projektvorhaben, abgerissener Arbeitsstränge, von denen sie nicht weiß, ob, vielleicht aber hofft dass sie einmal noch darauf zurückkommen kann. Auf dem Schreibtisch stapeln sich Papiere. So sieht ein Ort aus, an dem du dich hineinstürzt in die Arbeit, an dem sie dich beinahe verschlingt, denkt Henning manchmal, wenn er ihr Büro betritt, Aber das ist kein Ort, an dem du das auf Dauer mit Leidenschaft tun kannst. Eine Baustelle eine, auf der einem die Arbeit wirklich Freude macht, die richtest Du dir so nicht ein. Die mag unaufgeräumt sein, vielleicht so wie eine kleine Hexenküche, in der man geschäftig ist, immer wieder Neues ausprobiert. Nein, so sehr er Utes Fleiß und Arbeitseifer kennt, und so deutlich er auch sehen kann, wie verbissen sie hier arbeitet - an neuen Büchern auf dem Schreibtisch, die sie gerade liest, oder visualisierten Plänen auf der Pinnwand gegenüber. Dies Büro vermittelte ihm stets das Gefühl von Vorläufigkeit. Henning könnte, würde er Ute nicht so gut kennen, schwer sagen, ob die Zeichen auf Aufbruch oder auf Abbruch deuteten.

Sie hat vor fünfzehn Jahren zu einem Team gehört innerhalb seiner Forschungsgruppe. Unter anderem hat er damals auch Ihr Team koordiniert. Daraus ist recht bald ihre eigene kleinere Forschungsgruppe entstanden, sehr erfolgreich in der ersten Zeit. Ausgehend von Projekten zur Technikfolgenabschätzung haben sie und ihre Kolleg\*innen sich zunehmend ökologischen Themen zugewandt. Die Luft zum Atmen ist dann allerdings schnell recht dünn geworden. Die Konkurrenz ist groß gewesen. Mindestens an zwei Lehrstühlen im Land gab es Forschungsgruppen. Ressourcen und vor allem Renommee kamen da zusammen. Zunächst hat auch Ute über eine feste Stelle, die sie selbst errungen hat, verfügt. Eine kleine Institutsressource also hat sie da gehabt. Im Zuge der von Bernd, aber auch ihm selbst, forcierten Organisationsentwicklung an ihrem Institut hat die sich aber rasch verflüchtigt, so wie seine

eigenen, zuvor sehr sicheren Ressourcen auch. Bernd hat als Institutsdirektor ein wichtiges Projekt von Ute noch ganz persönlich massiv unterstützt, also darin mitgearbeitet. Später sah er sich anders gefordert. Gemeinsam sind sie dann zu dritt gescheitert, Bernd, Ute und auch er, mit der Akquise für ein neues Forschungsprojekt. Für Ute ist das damals strategisch überaus bedeutsam gewesen. Danach hat sich der Wichtigste aus Utes Team zu einer Universität abwerben lassen. In ein letztes größeres Projekt ihres Restteams ist Henning später dann noch einmal eingestiegen, für ein paar Monate. Sie haben es halbwegs erfolgreich abgeschlossen, aber danach gab es keine Anschlussprojekte mehr. Ihr Team hat sich aufgelöst. Sie finanziert sich nun im Wesentlichen über Redaktionsarbeit, für die wissenschaftliche Zeitschrift, die ihr Institut herausgibt. Sie und Henning sind noch stetig im Gespräch. Regelmäßig tauschen sie sich aus, so auch heute. Es geht es um aktuelle Entwicklungen im Institut.

„Ja, so ist der Bernd“, sagt sie gerade recht entspannt in ihrem Schreibtischstuhl zurückgelehnt, „anders habe ich ihn nie erlebt. Er setzt sich immer ein, mit aller Kraft, die er aufbieten kann. Und das erwartet er von allen anderen – in seinem Team, in anderen Forschungsgruppen, von allen hier am Institut. Und wenn Du dem entsprichst, dann unterstützt er Dich nach Kräften. Das weißt Du doch auch selbst, keiner wahrscheinlich besser als gerade Du.“

„Sicher“, erwidert Henning, vorgebeugt auf dem einzigen Besucherstuhl, der hier seitlich des Schreibtischs noch Platz gefunden hat, zwischen zwei Umzugskisten. „in den zwanzig Jahren war das immer so. Und seine, unsere Ziele die waren stets höchst anspruchsvoll, sicherlich. Wir sind ja auch gar nicht so schlecht gewesen, über lange Zeit. Die besten Jahre hier, erst in seinem Team, dann im Institut, die hatten das zur Grundlage, diese Mischung von seiner Verlässlichkeit, aber auch Kompetenz und der Geschlossenheit im Team. Ich habe dabei mitgezogen, sicherlich auch ganz persönlich davon profitiert. Am Institut da habe ich ihn später immer unterstützt. Es gab ja auch durchaus heftige Konflikte hier, in diesem großen Laden, wo das wichtig gewesen ist“

„Genau“, fällt Ute wieder ein und beugt sich ihrerseits nun vor, wirkt angespannt, „aber es gab nicht nur Reibungen mit anderen großen Teams hier im Institut, oder auch mal schärfere Konflikte mit Einzelnen. Es ist auch hin und wieder vorgekommen, dass jemand von uns eng mit Bernd kooperiert hat, bis es plötzlich nicht mehr lief. Ich denk, er hat in seinem Kopf immer schon ein ziemlich klares Bild davon, wohin er will, und welchen Part in seinem Puzzle dann doch bitte jeder von uns spielen soll - und offensichtlich tust du das nun gerade nicht. Hast du je einmal erlebt, dass er dann deutlich Änderungen vorgenommen hat an seinen Plänen, wegen des Eigensinns von Anderen in seinem Team? Ich wüsste keinen Fall, in dem das mal passiert ist. Im Zweifel bricht er da viel eher Kooperationsbeziehungen mit Kollegen ab, einerlei wie lang und gut die mal getragen haben. Ich hab da meine eigenen Erfahrungen gemacht.“

Henning nickt, und eine kleine Pause tritt dann ein. „Ja das stimmt wohl“, setzt er schließlich etwas zögernd an. „Habe ich lange nie so wahrgenommen, weil wir eben immer eng zusammen waren – auch noch nachdem er in Rente gegangen ist. Wir sind aus meiner Sicht von Vorstellungen ausgegangen, die wir geteilt haben - nicht nur hier im Institut, sondern auch bei unserer Dialogplattform mit den Gewerkschaftern. Klar, unser Akquiseloch vor drei Jahren, das war ein richtiges Problem. Aber er, ich und auch Jonas, wir haben alle drei damals mit Anträgen zu größeren Projekten, Schiffbruch erlitten, Anträgen die wirklich ambitioniert gewesen sind. Eben deshalb macht es mir ja jetzt zu schaffen, dass es so knirscht, genau in dem Moment, in dem wir aus dem Loch wieder herausgekommen sind - mit neuen Projekten, Aufsätzen, Büchern, alle drei. Ist ein bisschen so, als ob er es jetzt noch einmal richtig wissen will, wo er selbst in Rente gegangen ist, und wo es im Institut mit seinem Nachfolger nicht so läuft, wie er sich das gedacht hat. Und auf die Schwerpunkte, die ihm wichtig sind, will er nun das ganze Team einschwören. Für andere Akzente sieht er keinen Spielraum in der Projektgruppe, hält sie dafür für zu klein. Oder er fürchtet, wenn er mich noch einbezieht Irritationen bei den anderen. Also grenzt er aus.

„Na ja, vielleicht ist alles ja auch nur ein Sturm im Wasserglas. Du jedenfalls wirst dein Projekt durchziehen. Das hast Du ja gesagt, und was denn sonst? Und wenn das läuft, wird Bernd das schon auch akzeptieren. Er muss ja mit den beiden anderen weitermachen an seinem Forschungsstrang. Du bist außerdem nicht in der prekären Lage, in der ich gewesen bin. Und Projektbeginn ist ja, so wie ich das verstanden habe, erst im Herbst. Jetzt im Juni, Juli bleibt dir erst mal Zeit um Luft zu holen.“

Henning nickt erneut. Viel weiter führt dies Gespräch sie heute nicht. Das sehen sichtlich beide so. Sie lassen eine Pause eintreten, hängen ihren Gedanken nach. Doch dies ‚kommt Zeit kommt Rat‘ ist Henning etwas wenig. Er will und muss die Zeit, bis zum Projektstart nutzen, gerade auch den Urlaub. Seit Monaten schon hat er seine Thesen so halb fertig liegen. Er hat immer wieder neu nachgedacht, nach dem Streit mit Phillip: über ihre Arbeitspolitik und über deren Fundamente – wissenschaftlich und philosophisch auch -, aber auch über das Kunstschöne, darüber ob es das mögliche Ende der Schrecken ist, oder womöglich nur die Atempause vor dessen Neubeginn – oder aber darüber ob weder Heiner Müller noch Rainer Maria Rilke Recht haben mit solchen Thesen. Dann aber stehen die großen Fragen, die danach, wie die Gewalt der gesellschaftlichen Zusammenhänge aufzubrechen ist, die weitere, wo man die Ansatzpunkte dafür findet. Dieses wiederum, das ist im Kern sein Anspruch, wäre darzulegen gegen den Mainstream seiner Wissenschaft, die allzu oft beliebig ist, oder gedankenlos, eher den Forschungskonjunkturen folgt als den Herausforderungen ihrer Zeit. Er hat sein Thesenpapier längst fertig schreiben und an Phillip schicken wollen – und dann doch liegen lassen. Der Arbeits- und Akquisedruck im Team sind vorrangig gewesen, wie immer eigentlich. Gemeinsam haben sie ihn auch im Team bewältigt. Und er hat sich auch wirklich nicht allein um seinen eignen Forschungsstrang gekümmert. Umso ärgerlicher, dass es nun so knirscht in ihrer Gruppe; und umso wichtiger, die Thesen endlich neu zur Hand zu nehmen. Die Arbeit daran will er nun zu Ende bringen, spätestens im Urlaub in drei

Wochen. Allererst dienen die Thesen nun der eignen Vergewisserung über den eingeschlagenen Weg, den er durchhalten will. Ihren Gesprächsfaden nehmen die beiden heute nicht von Neuem auf.

**Soviel Landschaft war noch nie** um uns herum, noch in keinem Urlaub, denkt Henning und lässt seinen Blick schweifen. Vor der Terrasse die Wiese, Rosensträucher und Obstbäume, rechts leicht abfallend die Weide für die Ponys und Esel, dann Obst- und Kastanienbäume und vor uns zwei weitere Gehöfte. Halb links davon, leicht ansteigend über einer weiteren Wiese die ersten Häuser und der Kirchturm von Verdings. Hinter uns das sich weiter empord ziehende Tal, Latzfons auf halber Höhe, dann Tannenwald und darüber die Alm. Flache Bergkuppen so um die 2500 Meter hoch. Rechts neben ihrem Ferienhaus das tief abfallende Tal, davor noch einige Kastanien- und Walnussbäume entlang der alten Straße, auf der einst Kaiser und Könige gen Italien gezogen sind. Auf der anderen Seite des Tals zu seiner Rechten der steil ansteigende, bewaldete Hang, wo oben, neben dem alten Stolleneingang eine Fahne weht. Silberbergbau begründete einmal den Wohlstand von Wilanders und Klausen. Und dann der weite Blick nach Südosten über das dem Blick verborgene Eisacktal hinweg mit Klausen und dem Kloster Säben, das darüber thront. Auf der anderen Seite des Eisack-Tals erst sanftere Bergkuppen und darüber das Massiv des Schlern, ein erster Eindruck der Dolomiten – irgendwo dahinter, dem Blick entzogen wie der Tourismus, der dort den Naturpark prägt, König Laurins Rosengarten. Oben von der Dorfstraße, oder noch besser von Feldthurns, der nächsten Ortschaft aus, wo sich die Bischöfe von Brixen ihren Sommersitz errichten ließen, sähe man auch die Geissler-Gruppe. Zerklüftete Zinnen, bis zu 3000 Meter hoch, bietet sie einen Anblick, der ganz der Vorstellung von den Dolomiten entspricht. Rechts vom Schlern-Massiv aber blickt man von ihrer Terrasse aus über schon flacher scheinende Bergketten weit nach Süden über das Tal der Etsch hinweg auf Landstriche, wo einen schon mediterranere Eindrücke erwarten. Das Trentin und der Gardasee sind nicht mehr weit. Dahinter, über die Poebene hinaus liegt Mantua. Auch diese Region hatte ihre Freiheitskämpfer gegen die Obrigkeit - konservative Revolutionäre für die Wiederherstellung ihrer alten richtigen Ordnung, solche wie Schillers Wilhelm Tell, hier allerdings kämpfend für Gott, Kaiser und Vaterland. Ihr Widerstand gegen Napoleon erregte Aufmerksamkeit in Europa, war ein Impuls für den frühen Tourismus, der sich im 19. Jahrhundert entwickelte. Andreas Hofer als sein überraschender Impulsgeber. Im Touriseum von Schloss Trautmannsheim bei Meran lässt sich das besichtigen.

Er wendet sich wieder seinem Laptop zu. In diesem Urlaub will er endlich einige seiner philosophischen Grundüberzeugungen auf den Punkt bringen. Nicht einfach so. Es geht darum, sich über grundlegende Einsichten und Motive klar zu werden, die ihn selbst immer wieder zu seiner wissenschaftlichen Arbeit und seinem politischen Engagement ermutigt und getrieben haben. Der Neuanlauf, den er vor einigen Jahren zusammen mit anderen begonnen hat, für den er dann auch Phillip gewinnen wollte, gerät ins stocken für ihn persönlich, in seiner Forschungsgruppe, auch dort, wo sie mit einigen ihnen nahestehenden Praktikern mit einigen Hoffnungen neue Impulse zu setzen versucht haben. Vielleicht hat er sich wissenschaftlich ein klein we-

nig profilieren können. Das ist es dann aber auch schon. Darum aber ist es ihm gegen Ende seiner Berufslaufbahn allenfalls in zweiter oder dritter Linie gegangen. Nicht einmal gegenüber Kai hat er diese Hartnäckigkeit seines Engagements verständlich machen können. Er solle sich lieber Zeit für ihr gemeinsames weiteres Leben nehmen, als ‚junge Alte‘. Richtig sei das zwar erst möglich, wenn er in Rente gehe. Aber jetzt, wie er das tue, trotz Altersteilzeit fulltime weiter zu machen, mit im Grunde illusorischem politischem Engagement, das sei für sie nicht nachvollziehbar – außer es gehe ihm um seine Eitelkeit als Wissenschaftler. Doch nur die zu befriedigen, seinen Namen noch einmal gedruckt zu sehen auf einem Buch oder über dem nächsten Aufsatz, das sei ja vielleicht auch ein Motiv, aber ein sehr schlechtes.

Häufig haben sie darüber diskutiert, ohne wirkliches Ergebnis. Er blieb sich jedenfalls nicht sicher, ob sie seine Motive halbwegs nachvollziehen konnte. Auch auf ihrem ausgedehnten Spaziergang heute Mittag, hinauf nach Latzfons, haben sie diesen Streitpunkt noch einmal kurz berührt, sind dann auf andere Themen ausgewichen. Unnützer Streit soll ihren Urlaub nicht beschweren. Doch er ist sich sicher, nur etwas widerwillig nimmt sie hin, dass er nun, auch noch während ihres Urlaubs, hier auf der Terrasse sitzt mit seinem Laptop, während sie drinnen wohl ein wenig liest, vielleicht auch schon das Abendessen vorbereitet. Doch Spielräume für unterschiedliche Interessen mussten sie einander lassen, auch hier an diesem wunderschönen Ort – und draußen in der Sonne dieses späten Nachmittags da wäre es ihr ohnehin zu warm.

Gewiss, nur allzu leicht kann man politisch resignieren, denkt er. So wie er das seinerzeit bei Phillip befürchtet, bei manchen anderen erlebt hat und eben auch bei Kai beobachtet. Oder man kann sich als Wissenschaftler karriereförderlich an der Zunft orientieren, an den immer neuen Forschungskonjunkturen, alle Kraft darauf richten, sich in dem vielstimmigen Konzert zu Gehör zu bringen, um sich vorteilhaft für die Karriere aufzustellen. Sich *ohne Selbstreflexion in bemerkenswertem Ausmaß an vermeintliche oder tatsächliche Probleme*, an die gesellschaftlichen Herausforderungen der Zeit anzupassen, darum gehe es im Wissenschaftsbetrieb. Einer der großen alten Herren seines Fachs hat das unlängst so gesagt, sehr kritisch aber wenig beachtet, in einem Interview. *Von Worthülsenakrobatik im Niemandslang der Unverbindlichkeit* wird bald ein anderer sehr bissig schreiben. So, wie sich die Sozialwissenschaften gerade entwickeln, so wie die Zwänge einer nun am Maßstab des Markterfolgs bemessenen universitären Wissenschaft zunehmend auch für ‚sein‘ Institut spürbar werden, wird es für die jüngeren Kolleginnen und Kollegen immer schwerer, diesem Druck zu entgehen. Umso wichtiger, dagegen grundlegend über das Verhältnis von Wissenschaft, Philosophie und Politik nachzudenken. Er muss sich einmal mehr größere Klarheit verschaffen. Er will darüber im Spätsommer von Neuem mit Phillip diskutieren – und auch über dessen Vorstellung, über die Kunst einen tiefergehenden Zugang zur sozialen Wirklichkeit zu finden. Er setzt seine unterbrochenen Gedankengänge fort, schreibt ein, zwei Absätze. Doch er ist jetzt nicht konzentriert genug bei der Sache.

Er blickt erneut in die Ferne, lässt die Eindrücke dieser Landschaft auf sich wirken. Hier neben den Rosensträuchern neben Terrasse und Wiese spürt man nichts von den Urlauberströmen, jenen, die sich über die Region verteilen und jenen, die weiter fahren über die Brennerautobahn nach Italien hinein. Über den Berghängen türmen sich Kumuluswolken auf, von stetig wechselnder Gestalt. Sie geben der Phantasie weiten Raum. Man kann sie hier schweifen lassen wie kaum an einem anderen Ort, fern von den Zwängen des eigenen Arbeitsalltags, zeitvergessen und vor einem so weit gespannten Horizont. Man atmet hoch über dem Tal eine klare Luft und blickt über die alten Kulturlandschaften. Mit ihren hohen Bergmassiven ragt die Natur in sie hinein, in großer Ursprünglichkeit, immer noch. So sitzt oder liegt man hier entspannt auf der Terrasse, lässt die Gedanken schweifen, blickt vielleicht auch einmal auf eine der jungen Katzen, die dort einander jagen und das Mäusefangen üben, dann wieder nur faul im Schatten dösen oder aber einen mit großen Augen anschauen, als könnten sie so die nächste Portion Futter herbei blicken. Manchmal gelingt ihnen das sogar, so wie gestern.

Er setzt zum Schreiben an, lässt seinen Blick dann aber wieder in die Weite schweifen, schließt die Augen, träumt. Stünde man nun weiter oben, mit freiem Blick aufs Eisacktal und Klausen zwischen den tief eingeschnittenen steilen Hängen, zum Beispiel von dort drüben her, von Fonteklaus, oder besser noch von ganz hoch oben auf dem Brixener Hausberg, der Plose, mehr als 2000 Meter überm Tal, man hätte dann diesen weiten Blick über die Dolomitenketten im Süden, das Rittner Horn im Südwesten und die Öztaler Alpen nordwestlich am Horizont. Sähe man dann noch unter sich zwei Greifvögel ihre Kreise ziehen, man bekäme eine sinnliche Vorstellung von Georg Büchners Darstellung der Wanderung des Jakob Michael Lenz durch die Vogesen ins Steintal: Alles scheint zum greifen nah, wie auf den Reliefkarten, die hier in den Ortschaften stehen. Die Vorstellung des Lenz mit zwei, drei Schritten, oder wie im Flug des Greifvogels, einen beliebigen Ort am gegenüber liegenden Berghang erreichen zu können, erschiene einem dann plötzlich gar nicht mehr so ganz verdreht, denkt er. Büchners Darstellung der beginnenden Schizophrenie des Lenz, dieses Dichters des Sturm und Drang, gäbe einem plötzlich die Idee, dass hier einer gemeint haben mag, er müsste doch eigentlich in solcher Berglandschaft die Schwere des irdischen Daseins abstreifen können. Schließlich sind wir mit Lenz am Beginn des neueren philosophischen Idealismus, der Erkenntnis von der Lust, ein Ich zu sein. Die Übergänge sind fließend, in denen da im Denken wie im Handeln die Bodenhaftung verloren gehen kann. Erst das Auf-dem-Kopf-gehen-Wollen macht die Ver-rücktheit des Weltverhältnisses dieses Jakob Michael Lenz wirklich greifbar, verzweifelt an der Wirklichkeit des Ancien régime, die gerade zustrebt auf die Französische Revolution, bereits von den Hoffnungen und auch Illusionen getrieben, die sich in ihr Bahn brechen werden.

Aber Du bist nicht in den Vogesen und Du lebst nicht in den Zeiten einer frühen europäischen Aufklärung, sagt er sich dann – und will seine Gedanken erneut auf seinen philosophischen Text lenken. Auf Diderot, Voltaire, Kant sind längst Hegel und Marx, das Jahrhundert der gescheiterten Revolutionen und die Nacht des 20. Jahr-



hunderts, sind Nietzsche, Heidegger, Arendt, Foucault, Agamben und viele andere gefolgt. Heute Abend wird er erneut an seinen Thesen über Philosophie sitzen und über die Widersprüche und Widerständigkeiten seiner Zeit nachdenken. Er will diese Tage größtmöglicher Distanz zu den Zwängen seines Alltags unbedingt nutzen, der aufgezehrt wird von Wissenschaft und Politik. Er wird die Arbeit an seinen Thesen in diesem Urlaub abschließen. Später wird er daraus vielleicht noch einen Essay machen. Er wird gemeinsame Erholung, Spaziergänge, konzentrierte abendliche Arbeit und dann wieder kreative Muße miteinander verknüpfen. Bis jetzt sind es produktive Tage und Abende.

Vielleicht unternehmen sie morgen mal einen kleineren Spaziergang nach Feldthurns, auf ein Eis oder einen Espresso, vorbei an alten und neuen Bauernhöfen, an Orten, denen man Wohlstand ansieht, die noch eingebettet sind in Geschichte und Tradition, aber in denen sie sich längst auch bricht. Die Älteren erzählen einem das hier im Blick auf ihre Kinder. Über die mittlere Generation ist einiges von der Emanzipation der Frau angekommen. Man arbeitet längst überwiegend in Industrie und Dienstleistung. Die Höfe sind Nebenerwerb, oder das Interieur für die Ferien der Touristen auf dem Bauernhof. Die Jungen blicken auf die Verlockungen der kapitalistischen Welt. Deren Gefahren scheinen hier noch weit. Gestern zu der nachmittäglichen Beerdigung eines Mitbewohners sind sehr Viele aus dem Dorf gegangen. Die Kirchenglocken haben lange geläutet. Tradition bindet hier noch, und sie wird gepflegt. Aber das Internet ist längst überall. Eine wirklich zunehmend entgrenzte Welt prägt auch den Alltag in den Dörfern abseits und weit oberhalb der Brennerautobahn. Man ist nicht mehr so sicher, ob die ganz Jungen, getrimmt auf den raschen Konsum und hoffend auf Beschäftigung in der Stadt, die Höfe dereinst so weiter führen werden. Tradierte Ordnungen werden allemal auf den Kopf gestellt.

Sie haben all das kaum besprochen, als sie am Morgen nach Latzfons gegangen sind. Es ging eher um die Schönheit der Landschaft hier, darum; was man für den nächsten Tag noch zum Essen einkaufen sollte, welcher größere Ausflug sich bei welchem Wetter noch anbieten könnte, ein wenig auch um die kleinen Katzen hier auf der Terrasse. Schon sein Versuch, auch darüber zu sprechen, weshalb er seinen Laptop dabei hat und seine Bücher und wie weit er mit dem gekommen ist, woran er arbeitet, war äußerst mühsam. Sie hat akzeptiert, dass er an den kommenden Abenden weiter an seinem Text schreiben wird, aber ob sie ihm richtig zugehört hat, da ist er im Zweifel. Sie reden zu oft aneinander vorbei. Immerhin, sie werden froh sein, noch einige Tage weitab von allen abstrakten Zwängen zu verbringen, die dann wieder den Alltag erschweren – und er wird an den Abenden immer wieder die Zeiträumlichen Freiheiten dieses Ortes zu nutzen versuchen. Er wird konzentriert an seinem Text weiterarbeiten, aber er wird auch seine Gedanken schweifen lassen in der Unbedingtheit mußevoller Augenblicke an diesem geräumigen Ort.

**Phillip lehnt sich leicht zurück.** Die Rundfahrt heute ist sehr schön gewesen, wie dieser Urlaub insgesamt. Zeit zu zweit, Zeit nachzudenken und zu lesen, Zeit zu schauen. Sein Manuskript mit den Erzählungen, das hat er zuvor abgeschlossen. Es

musste vor dem Urlaub fertig werden, unbedingt. Die Einladung von Henning, nach dessen und vor seinem Urlaub, hat er deshalb abgesagt, wengleich ... sein The-senpapier, das fand er durchaus interessant. Nur ein Gespräch dazu hätte sie wohl beide kaum vorangebracht. Es ist ihm wichtiger gewesen, das eigene Manuskript noch abzuschließen. Sie gingen eben beide ihren Weg. Und zu seinen Gedichten und Prosatexten, zu dem, was er schrieb, hat er von Henning nie ein wirkliches Feedback bekommen. Ich hab mir diesen Urlaub hier verdient, und er ist jetzt drin gewesen, nachdem ich Rentner bin, denkt Phillip jetzt. Er lässt die Blicke schweifen.

In der heraufziehenden Abenddämmerung werden alle Konturen undeutlich. Die scharfen Grate der Bergkette über dem Meeresstrand verschwimmen gegen den milchigen – pflaumenblauen, ganz langsam dunkelnden Abendhimmel. Erste Sterne glimmen auf. Das Licht des fast gerundeten Mondes fällt, durch einige Wolkenschlei-er hindurch, aus das spiegelglatte Meer, als wolle es darin baden. Auf dem Wasser beginnt es zu schimmern wie Perlmutter. Die Häuser an der Hafepromenade von Chersonisos haben Lichter aufgesteckt. Die Wunden, die die Touristenstädte in die-sen Küstenstreifen geschlagen haben zwischen dem Strand aus grauem Kies und den Berghängen mit ihrem spärlichen Grün, werden von dem dämmrigen Abendlicht gnädig verhüllt. Weit draußen auf dem Meer blinkt die Lampe eines Fischerbootes. Die feine Linie am Horizont hinter ihm verschwimmt wie jeden Abend unter dem vio-lett-blauen Dämmerlicht. Für wenige Augenblicke versinkt Kreta in Unwirklichkeiten.

Das lärmende Treiben aus den Restaurants, Bars und Diskotheken unten an der Promenade dringt mit der leichten Abendbrise nicht bis hier oben herauf, und die Ho-telbar in Phillips Rücken ist noch fast unbesetzt. Die Gäste sitzen jetzt im Speisesaal. Er wartet. Anette macht sich noch frisch nach der Fahrt über die Insel heute. Die Mu-sik spielt unaufdringlich leise. Er kennt das Stück nicht, aber es unterstützt seine leicht melancholische Abendstimmung. Er trinkt einen kleinen Schluck von dem Ouzo und lässt den Blick noch einmal über die weite Bucht schweifen. Monet könnte sie in diesen Farben gemalt haben. Von Norden nähert sich wieder ein Flieger. Jeden Abend schweben sie hier ein, wenn sie neue Touristen nach Heraklion bringen. Zu-erst sieht man das schwache Blinken der beiden Positionslampen, dann, wenn die Maschinen ihre leichte Rechtskurve zum Landeanflug ziehen, blickt man direkt in ein hell leuchtendes Licht. Der Flieger wird sicher auf dem Nikos Kazantzakis Flughafen landen. Die Touristen werden sich zerstreuen. Sie sind gekommen ihre Auszeiten zu nehmen, an den Stränden, Swimmingpools und Tennisplätzen während des Tages und an den Bars und Diskotheken des Nachts. Etliche werden in Bussen oder mit einem Mietwagen über die Insel fahren. Sie werden ihre verwundeten Landschaften um die größeren Städte und Touristenzentren der Nordküste herum sehen - und da-rüber hinweg blicken. Schon von der neueren Geschichte dieser Insel, dem Frei-heitskampf der Kreter gegen die türkische Herrschaft, und dann dem Widerstand ge-gen die deutsche Besetzung im zweiten Weltkrieg, werden sie kaum etwas wissen. Hinter dem Lärm und Schmutz der wüsten Vorstädte spüren manche vielleicht dem Reiz historischer Stadtkerne nach, venezianischer Bürgerhäuser und Festungen und einiger osmanischer Moscheen und Minarette. Oder andere werfen einen Blick auf

die Steinmauern, die uns von den minoischen Palästen geblieben sind. Sie werden im Vorbeigehen auf die Wandbilder des Stiers, des Lilienprinzen, der Delphine blicken. Erinnerungen an Anfänge, von denen wir wenig wissen. Selbst im Palast des Minos wirken die Ruinen für den flüchtigen Betrachter eher bescheiden gegen die späteren griechischen Tempel. Schlanke Marmorsäulen recken sich hier nicht in einen blauen Himmel. Keine aus dem Marmor herausgearbeiteten, fast lebendig bewegten Statuen, blicken von hohen Friesen auf die Besucher herab. Der Verehrung der Götter einer versunkenen Zeit spürt man hier nicht nach. Statt einer herrschaftlich eingerichteten kriegerischen Welt, auf die ihre Götter herabblickten, begegnet man eher einem Nachhall geselligen Lebens und verspielter Fröhlichkeit. Walter Arendt findet hier *wie menschlich vertraut den Ausdruck der Gesichter auf den farbenfrohen Fresken, die Daseinsfreude, die Friedlichkeit der gemalten Szenen vom Leben, von Spiel, von der religiösen Feier*. Und verehrt wurden an diesem Ort auch noch Gottheiten älterer, auch noch matriarchalisch geprägter Zeit.

Die Ruinen des Palastes von Knossos ziehen so noch einmal vor seinem Auge vorbei, und Bilder anderer Ruinenlandschaften werden wachgerufen. Es war nie, wie andere das für sich beschrieben haben, die Vergänglichkeit von allem, die ihn da berührt hat. Er konnte in dieser unauflöselichen Verflechtung von mediterraner Pflanzenwelt in einem Licht, wie es vielleicht van Gogh in Arles gestaltet hat, und den pflanzenumrankten Ruinen vergangener und doch fortwirkender Zeit auch nicht jene *Hochzeit des Lichts* erleben wie Albert Camus – also als lebensbejahende Bewältigung der Spannung zwischen *Armut und Licht*, in der es, wie aber immer, *nicht leicht (gewesen ist), der zu werden der man ist, und die eigene Tiefe auszuloten*. Die für ihn prägenden Kindheitserinnerungen sind eher das blasse Blau eines Frühlings zwischen Streuobstwiesen und Hecken und den Weg durch das Gartentor bis in die Nähe der Werft am Fluss. Dieses mediterrane Licht hingegen war vielleicht ein Versprechen auf etwas ganz Anderes. Er ist in den Ruinen, die es beschien heute auf andere Weise in Gedanken versunken, mehr bei sich selbst und sich selbst näher als einigen Anderen, die ihn hier auf Kreta beschäftigt haben. Diese Ruinen haben für ihn heute in Knossos ihre Erhabenheit dadurch gewonnen, dass der bunte Alltag des menschlichen Lebens gleichsam von ihnen abgestreift gewesen ist. Die Menschen sind fort. Man sehen nur ihre Spuren. Spuren einer vergangenen Welt, Überreste davon, wie einmal Menschen sich, ihr Zusammenleben, wie auch die Transzendenz dieser von ihnen gemeinsam geteilten Welt, gedacht und gestaltet haben – besonders deutlich gerade deshalb, weil die bunte Rinde des Alltags verschwunden ist.

Er hat die Ruinen des heutigen Ausflugs wieder lebendig vor Augen. Vielleicht könnte man sich hier auch Menschen vorstellen, die geschäftig waren auf der Straße zum Palast des Minos - unter dessen Resten man den verborgenen Schrecken ihres Labyrinths nicht sieht, die dunkleren Unterseiten der schöneren Bilder, die wir uns heute lieber machen -, oder die in seinen Räumen lebten, die wohnlich wirken und unbefestigt geblieben waren zu den Zeiten der Anfänge Europas. Man konnte hier einen Blick werfen auf den womöglich ersten europäischen Königsthron, der uns überliefert ist. Man möchte sich am liebsten vorstellen, der unbefestigte Palast sei ein Hinweis

auf damals friedliche Zeiten. Aber es kamen keine Feinde über das Meer, weil die Schiffe der Kreter es beherrscht haben. Wo lag die Zeit dieser Insel der Minoer in den Geschichten der Alten von dem goldenen Zeitalter, das dem silbernen vorausging, vor ihrer eigenen Zeit, in Geschichten, von denen die alten Griechen und Römer sich von einer vergangenen besseren Zeit erzählt haben? Wie hatte die Insel ausgesehen, über die dieser Lilienprinz gelaufen war, seine Flöte spielend und von der ihm nun etwas aufschien, jeden Abend, wenn sie von Neuem in Unwirklichkeiten verschwamm, für kurze Augenblicke? Und wie ist die Geschichte dann verlaufen, als sie neu anbrach mit der Zeit der Dorier: männlich und herrschaftlich zutiefst geprägt. Macht des Fortschritts und Fortschritt der Macht seither, *Unterwerfung alles natürlichen unter das selbtherrliche Subjekt*, Dialektik der Aufklärung. Diese Gedanken sind wenig erfreulich. Aber er sinnt ihnen immer wieder nach. Sie bedrängen ihn. Er kann sie nicht abschütteln.

Die Touristen, die gerade neu einfliegen werden ein paar Souvenirs kaufen, wie die, die vorher kamen. In den Kaffees dort unten an den Hafenmolen werden sie eine kurze Pause machen und dann zurückkehren in die Bettenburgen an die Pools und Badestrände. Weithin ahnungslose Sammler einiger flüchtiger Eindrücke, schaffen sie Devisen heran, streifen die Anfänge europäischer Kulturgeschichte, befördern die weitere Zersiedlung noch unzerstörter Küstenstreifen, lassen die zerstörerische Kraft des losgelassenen Prozesses der europäischen Moderne hier spürbar werden, wo Europa seine Anfänge nahm. Zeus, geschützt vor dem Zorn des Kronos, wuchs hier in einer Höhle auf. So haben es die alten Griechen erzählt. Hierher entführte er Europa. Hier blühte der wirtschaftliche und kulturelle Austausch zwischen der Minoischen Kultur und dem alten Ägypten. Gerne hätte er gewusst, wie sich das Bild dieser Landschaft damals vor einem Beobachter ausbreitete – noch nicht zersiedelt und verwüstet, aber im Dämmerlicht auch ohne diese Illumination, die wir Heutigen Thomas A. Edison verdanken. Von hier floh Daedalus, zu seiner Zeit die Kenntnisse um Wissenschaft und Kunst mit sich nehmend. Und schon auf diesem Flug stürzte Ikarus. Welche Hybris trug ihn, als er zu hoch flog?

Phillip trinkt noch einen Schluck und lehnt sich in seinem Korbessel zurück. Der nächste Flieger schwebt gerade über die Bucht herein. Auch er wird sicher landen. Der Blick auf den Flieger unterbricht seinen Gedankenstrom. Er beobachtet nun die Menschen um sich herum. Die Bar füllt sich allmählich. Fröhliche Gesichter sieht er. Gesprächsfetzen wehen herüber. Entspannte Urlauber sitzen an den Tischen. Er hat hier am Vortag auch einen kurzen Blick auf die griechische Gegenwart werfen können. Zusammen mit Anette ist er am „Ochi-Tag“, dem 28. Oktober über den Ostteil der Insel gefahren – und in keiner der größeren Ortschaften konnten sie die Ortsmitte mit ihrem PKW passieren. Überall waren die Menschen an diesem Tag auf den Beinen, vor allem auch sehr viele junge Menschen, an dem man sich an das „Nein“ zu der Unterwerfungsforderung des faschistischen Italien erinnert; überall Umzüge in die Ortsmitte, vorbei an den Repräsentanten des öffentlichen Lebens, dem Bürgermeister, dem Polizeichef, dem Popen usw. Erkennbar sind die Menschen hier stolz auf diesen Teil der eigenen Geschichte.

Auch das war Teil der Wirklichkeit auf dieser Insel. Und überraschende neue Bekannte haben sie hier auch getroffen, hier wo sie das am wenigsten erwartet hätten. Die Abende sind ihnen so nicht lang geworden an dieser Bar. Sie haben sich ausgetauscht – nicht nur über Ausflugziele und Eindrücke hier auf dieser Insel, sondern vor allem auch über ihre wechselseitigen Erfahrungen aus den Aufbruchsjahren nach 1968, über gewerkschaftliche Kämpfe, über Personen, denen sie in ihrem politischen Leben begegnet sind, über Hoffnungen, die enttäuscht wurden. Sie haben sich wechselseitig bestätigt - mit kleinen Sarkasmen über die schlechte Wirklichkeit. Peter und Anneliese, nicht Intellektuelle wie er, vielmehr Gewerkschafter aus einem Großkonzern, haben bekräftigt, dass sie weiter machen würden – was auch sonst. Aber er hat doch gespürt, wie viel verbraucht war von dem Schwung der frühen, wilden Jahre. Sie sind heute abgereist die beiden. Und sie, Phillip und Anette haben noch drei Tage hier. Drei Mal noch wird er in dem pflaumenfarbenen Abenddämmerlicht verspüren, wie die Welt um ihn herum unwirklich wird. Und immer wieder wird er sich dann fragen, ob die Eule der Minerva stets nur in der Dämmerung fliegt, oder ob und wie über das nacheilende Erkennen unserer Wirklichkeit eingreifendes Handeln doch noch möglich werden kann – vielleicht.

## **Winds of Change?**

*„Widerstandslos, im großen und ganzen,  
haben sie sich selbst verschluckt,  
die siebziger Jahre“, schreibst Du, und  
„Utopien, gewiss aber wo?  
Wir sehen sie nicht, wir fühlen sie nur,  
wie das Messer im Rücken“.*

*Immerhin stellen sie an sich fest  
eine gewisse Beharrlichkeit,  
die Frösche von Bikini.  
Aber beharrlich ist am Ende nur  
die Vergänglichkeit, und immer  
schon da, die Furie des Verschwindens.*

*Der Ent-täuschungen sind viele, und  
nichts bleibt wie es ist, glücklicherweise.  
Gar nichts mehr zu sagen,  
wäre falsch, sagst du aber auch,  
wie sehr desillusioniert auch immer.  
Du erhebst Widerspruch*

*ohne Gewähr für Nachgeborene.  
Wenn ich Dich also von neuem lese, heute,  
dann merke ich: Auch nach der Erfahrung  
der „Wilden Siebziger“ lag das nah.  
Aber weil nichts bleibt wie es ist,  
und wir Teil sind des lebendigen Feuers*

*denken wir nicht nur an sie zurück.  
Vor uns nämlich liegt Zukunft.  
Sie atmet immer neu etwas Hoffnung.  
Die Wissensarbeiter spüren jetzt selbst,  
ihren Jammer. Und ohne Gewähr  
liegen von neuem im Streit*

*Einbildungskraft und fühllose Notwendigkeit.*

*(2009)*

## II.

**Eines ist ganz sicher:** der Auftakt zu einem Kurswechsel, das ist diese Tagung nicht gewesen, eher schon ein Abschied davon, das Ende einer Debatte, denkt Henning. So etwas wie ein eigenständiges gewerkschaftliches Arbeitsprogramm zu einem Aufbruch haben die Veranstalter nicht angestrebt. Nicht einmal klare und harte Forderungen an die Politik hat es gegeben, allenfalls Appelle ziemlich allgemeiner Art.

Müde lehnt er sich in seinem Sitz zurück, Mittelgang, Platz mit Tisch, zweite Klasse, ICE. Der Laptop liegt geschlossen vor ihm. Nein er wird sich jetzt nicht daran machen, erste Notizen zu diesem Gewerkschaftskongress festzuhalten. Mit seinen Gedanken aber ist er ganz bei seinen noch frischen Eindrücken davon. Begonnen hat die Diskussion dazu vor bald drei Jahren – im Zeichen von der Weltfinanz- und drohenden Weltwirtschaftskrise. Damals hat die Gewerkschaft dazu aufgefordert, *das Heft in die Hand zu nehmen, „die Industriegesellschaft neu zu gründen, Neues zu lernen, Macht anders zu verteilen – und die Demokratie wieder zu beleben*, so ihr Vorsitzender in seinem Kurswechselbuch. Zu der Einbettung des Ganzen in einen grünen ‚sozialökologischen New Deal‘ hat er aufgefordert. Er, Henning, und seine Kollegen und Freunde meinten eine Chance zu sehen. Auf endlich stärkere Resonanz für ihre eigenen Debatten haben sie gehofft. Eine andere Europapolitik, neue Schritte zur Demokratisierung von Arbeit und Wirtschaft, das waren ihre Themen. Die könnten nunmehr an Gewicht gewinnen, dachten sie.

Sicherlich, eine kritische Lagebeurteilung hat es auf dem Kongress gegeben. Die Herausforderungen der Zeit sind beschworen worden– und der Moderator auf dem Eingangspodium, ein Presseemann, hat sich überrascht gezeigt, dass es ausgerechnet die Gewerkschaft sei, die die ökologischen Herausforderungen der Zeit ins Zentrum ihrer Forderungen rücke. Aber die Debatten in den ersten Foren waren ernüchternder. Das Auftaktreferat am zweiten Tag allerdings hat die 800 begeistert. Luiz Inácio Lula da Silva ist höchst authentisch gewesen. Die Erfolge seiner Präsidentschaft während des sozialdemokratischen Jahrzehnts in Lateinamerika haben Erinnerungen geweckt – an die goldenen 70er Jahre der Sozialdemokratie hier. Doch hier und heute war das eine andere Welt als die Brasiliens während seiner Präsidentschaft. Ein sozial-ökologischen Umbau in Europa war eine Aufgabe von anderer, neuer Qualität. Die Forumsrunde allerdings, die auf den Vortrag folgte, war wiederum ernüchternd. Gewohnter Pragmatismus prägte die Debatten.

Manches Gespräch hat Henning nach dem Schlusswort noch geführt. Er hat sein Urteil überprüft. Der kurze Austausch am Buffet, mit guten Freunden, aber auch dem einen oder andren ‚Lieblingsgegner‘, hat ihn vollauf bestätigt. Mit einem engen Mitstreiter war er sich einig. Die Erwartungen, die sie gehegt haben, noch vor einem Jahr, haben sich nicht erfüllt. Die Diskrepanz ist beiden aufgefallen: hier der Verbalradikalismus in den Reden, jedenfalls gelegentlich, dort, in den Workshops, der gewohnte Pragmatismus, begleitet von einem resignierten Achselzucken. Dass einer

der Kollegen aus der Wissenschaft mit sehr hoher Reputation das anders sah, war für sie nur Bestätigung der eigenen Kritik. Die Herausforderungen seien am Ende doch angemessen dargelegt worden, hat der gemeint. Doch es gebe eben Handlungszwänge. Denen auszuweichen sei unmöglich. Der gewerkschaftliche Handlungsspielraum sei begrenzt. Lediglich kleinere Veränderungsimpulse seien möglich. Ob und wie es gelänge, die die zu nutzen, bleibe abzuwarten. Abwarten und beobachten, so also sah er die eigene Funktion.

Henning hat sich auf den Weg gemacht zum Bahnhof. Das Wetter war spätherbstlich kalt, fast schon vorwinterlich. Es passte gut zu seiner Stimmung, oder die zum Wetter. Alles fügte sich zusammen. Vor zwei Tagen hatte Kai kaum Verständnis dafür gehabt, dass er zu dieser Tagung fuhr. Er und seine Kollegen seien doch bei der Vorbereitung ganz an den Rand geraten. Er könne hinterher die Tagungsunterlagen lesen. Sie sehe gar nicht ein, dass er ihr Wochenende so um einen ganzen Tag verkürze. Er hat ihre Verstimmung letztlich hingenommen. Er ist also gefahren, ganz selbstverständlich. Und nun dieses ernüchternde Ergebnis.

*Entweder es setzt sich ein - leicht modifiziertes – Gesellschafts- und Wirtschaftsmodell durch, in dem kurzfristige Geschäftserfolge nach wie vor das Denken und Handeln von Unternehmen und bedeutenden Teilen der Politik beherrschen. Oder: wir erkämpfen den Einstieg in eine Gesellschaft, die von mehr Mitbestimmung eines jeden Einzelnen in den Betrieben, einer demokratischen ökologischen und nachhaltigen Wirtschaftsordnung, einer gerechten Verteilung des Wohlstandes und einem ebenso leistungsfähigen wie solidarischen Sozialstaat bestimmt ist. Wir, das sind: die Gewerkschaften, soziale Bewegungen und all diejenigen, die sich gegen die Politik der Marktradikalen stellen. Es geht um die Meinungsführerschaft in dieser Gesellschaft. Die Debatte ist eröffnet.*

So hatte der Gewerkschaftsvorsitzende noch vor zwei Jahren kämpferisch geschrieben. Inzwischen wuchs die Wirtschaft wieder, sehr dynamisch, vor allem hierzulande. Nach gewohntem Muster schienen Wirtschaft und Gesellschaft erneut Zukunft zu verheißen. Die Gewerkschaften hingegen blieben geschwächt, unverändert. Von neuer Meinungsführerschaft konnte keine Rede sein. ‚In zwei der Workshops habe ich intensiv mit diskutiert, Vorschläge unterbreitet‘, denkt Henning. Ähnlich kritisch wie er, haben sich da einige zu Wort gemeldet. Sie haben ihre Argumente vorgetragen – andere dagegen haben Alltagszwänge in defensiver Lage betont. Von Aufbruchsstimmung ist am Ende kaum etwas zu spüren gewesen.

Nun ist er erst einmal müde. Er nickt eine Weile ein, wacht wieder auf und sofort sind alle seine ernüchternden Gedanken wieder da. Eine Dokumentation der Veranstaltung wird es geben, immerhin – in ein paar Monaten. Er wird sein eigenes Protokoll aufschreiben, in der nächsten Woche, so wie immer. Praktische Folgen der Veranstaltung sind nicht absehbar. Mahnend ein Zeigefinger für die Politik, Schlussfolgerungen für die eigene gewerkschaftliche Praxis keine. Den Herausforderungen der



Zeit wird das alles nicht entsprechen. Weiter-so, wieder einmal. Das ist sein erstes Fazit.

**Der ICE passiert Wolfsburg**, die Auto-Stadt. Irgendwie schlägt hier das Herz dieser Gewerkschaft. Hier bei den Automobilarbeitern ist sie noch immer stark Ein VW-Gesetz für alle: das war die Vorstellung von Demokratisierung von Arbeit und Wirtschaft, die einige Gewerkschafter in einem der Foren des Kongresses noch so eben hatten formulieren mögen. Dieses Ziel sei vielleicht noch realistisch, hatten sie gemeint. Die Industriegesellschaft neu gründen, Neues lernen, Macht anders verteilen, die Demokratie wieder beleben? Ökologische Nachhaltigkeit mit der alten, etwas gestärkten Mitbestimmung, in einer weiter forcierten globalen Konkurrenz um Märkte? Ihr Workshop vor elf Monaten, vorbereitet auf Grundlage geteilter Vorstellungen mit einem Mitarbeiter von deren Stabsabteilung und durchgeführt an einer ihrer Schulen, hatte ihn hoffnungsvoll gestimmt. Zwei weiteren Workshops waren vorgesehen - und wurden dann abgesagt. Nun gut, Dritte ließ man eben nicht so gerne ganz dicht heran an die Vorbereitung einer Tagung, die für den weiteren eigenen Kurs höchst bedeutsam sein sollte. So ein Kongress war dafür viel zu wichtig. Nachvollziehbar war das schon. Aber es gab so auch früh Grund zur Skepsis. Die sah er nun bestätigt. Sicher, sie würden weiter bohren: arbeitswissenschaftlich, philosophisch, arbeitspolitisch sicher auch. Aber was blieb übrig von ihren großen Anstrengungen der letzten Jahren, nachdem die Drohungen der Weltfinanzkrise zu schwinden schienen?

Henning greift zu seiner Zeitung. Die Nachrichten des Tages sind kaum dazu geeignet, ihn mit Erfreulichem abzulenken. Ein wenig bleibt er bei den Sportberichten hängen. Vorberichterstattung zu den Fußballspielen heute. Richtig es ist Samstag, der Tag, auf den die Woche immer wieder zuläuft: Montag und Dienstag Berichte von den letzten Spielen, Mittwochs ein wenig Hintergrundberichterstattung, dann Aufbau der Spannung vor dem nächsten Spieltag. „Der Fußball ist doch alles, was wir haben“, hat ihm einer seiner Nachbarn vor langer Zeit einmal gesagt. Und sicherlich, sehr vielen ist der Sportteil ihrer Zeitung im Alltag wichtiger als der zur Politik. Auch er hat eben auf diesen Seiten Ablenkung gesucht. Zwei junge Männer schalten eben ihren Laptop ein. Sie sitzen an dem Tisch schräg vor ihm am Mittelgang Zwei andere unterhalten sich. Einige Reisende lesen, so wie auch er bis gerade eben. Klar, die beiden, schräg vor ihm verfolgen jetzt die Bundesligakonferenz. Er wirft einen Blick herüber. Allzu viel kann er nicht sehen. Er könnte, denkt er jetzt bei sich, auf der App auf seinem Handy die Spielstände verfolgen. Doch ihm ist nicht danach, nicht heute. Gewöhnlich ist das anders. Früher mit den Kindern, als die noch Fußball spielten in ihrem Vorort im Verein, ist er mit ihnen selbstverständlich mitgegangen. Später hat er den Fußball-Samstag-Nachmittag gerne genutzt, um vom eigenen Arbeitsalltag richtig abzuschalten. Das wurde fast festes Programm. „Wieso ist ein intelligenter Mensch wie du ein Fußballfan?“ Markus hat ihn das später einmal spitz gefragt. „Was heißt hier Fan?“ hat er erwidert. „Ich mag das Spiel, habe auch Sympathien für ein, zwei Vereine, und ich muss auch mal abschalten. Dafür ist das gut.“ Markus hat ihn skeptisch angeschaut, und Henning hat bei sich gedacht: Na ja vielleicht hat er ein

wenig Recht. Niemand ist ganz frei davon, in seinem Alltag auch den Mustern zu entsprechen, die vorgeprägt sind, denen fast alle folgen. Bequemlichkeit und durchaus zweifelhafte Leidenschaften kommen da zusammen. Denkt man an die Blase, in der dieser Sport längst zum Geschäft geworden ist, sollte man sich wirklich adere Möglichkeiten zum Abschalten suchen.

Heute jedenfalls nutzt er die gewohnte Möglichkeit dazu nicht. Er legt seine Zeitung auf die Seite. Der Sportteil dieser Zeitung, die er am Bahnhof grad noch vor der Abfahrt seines Zuges kaufen konnte, war sowieso recht mäßig. Er überlegt erneut, ob er zu seinem Laptop greifen soll. Aber dazu verspürt er keine Lust. Er sträubt sich fast innerlich dagegen, jetzt schon an seinem Protokoll zu schreiben. Also blättert er erneut, schaut aus dem Zugfenster hinaus. Irgendwie sitzt und sinnierst du hier, wie ein Beobachter deines eigenen Lebens, schießt es ihm plötzlich durch den Kopf. Du möchtest ihm gerne deinen Traum davon hinzufügen. Aber es gelingt dir nicht. Stattdessen musst du mit Deinen Wahrheiten leben; und an dem Treiben der andren, die du ebenso beobachtetest, an ihren Träumen und Illusionen kannst du so kaum mehr teilhaben. Die Rolle, die du dir so selbst zuweist, hat irgendwie etwas Monströses. Irgendwo hat er das so ähnlich gelesen. Es fällt ihm nicht ein wo. Für einen kurzen Augenblick beunruhigt ihn der Gedanke. Dann überlegt er, was er Kai berichten könnte über diese Tagung. Er schließt die Augen. Er verspürt eine leichte Müdigkeit, döst schließlich doch noch mal ein wenig ein.

**Der Zug rast schon in die Abenddämmerung**, als er aufwacht. Es wird dunkel. Kein Eintauchen in die Finsternis, keine Fahrt in einen Tunnel. Irgendwie aber hat er plötzlich die Erzählung jenes Schriftstellers im Kopf, der ein nihilistischer Dichter hatte werden wollen. Sie fahren hier nicht durch die Schweizer Berge. Dies ist flaches Land. Trotzdem kommt ihm die Erzählung in den Sinn, ihr Sinnbild einer abgründigen Bahnfahrt. *In einer gottlosen Welt ohne Hoffnung*, wird deren Zug mit seinen Reisenden nie wieder auftauchen aus seinem Tunnel. Solcher Verlust von Sinn und Hoffnung ist nicht sein Problem, ganz sicher nicht. Aber, so denkt er bei sich, hier in unserer Welt bewegen wir uns alle irgendwie auf festgelegten Bahnen, so wie dieser Zug auf seinen Schienen. Auf dieser Bahnstrecke, hier im flachen Norden, ist er oft gereist. Ein klein wenig empfindet er das augenscheinlich doch ähnlich wie der Hauptperson dieser Erzählung auch: *Irgendwie, an immer gleichen Tagen und Jahren*. Den quält der Gedanke, immergleich zu rasen in die Finsternis, auf den ihm und allen Reisenden bestimmten Punkt zu. Sein Zugführer erklärt das den Mitreisenden in der Erzählung so: „*Ich bin der Zugführer; auch ich habe immer ohne Hoffnung gelebt.*“ Ihr Zugführer hier erledigt ganz schlicht seine Arbeit. Der Zug, in dem er sitzt, er wird sein Ziel erreichen. Aber in der realen Welt, nicht der, für die das Sinnbild der Erzählung stand, heute in ihrer Welt, gab es da überhaupt noch Einen oder Eine, welche führten? Folgte ihr Zug der Zeit nicht eher einer inneren Logik und Dynamik. Gleich das, was er da sah, nicht eher losgelassenen Prozessen, in Gang gesetzt und losgelassen aber ganz allein von uns, von Menschen? Auch dieser Weg schien vorgezeichnet, doch er führte nicht auf den bestimmten, von irgendwem irgendwie vorher festgelegten Punkt. Zukunft war offen. Wenn aber stimmte, was der

Autor der Erzählung an anderer Stelle auch gesagt hat, wenn es wahr war, dass eine Geschichte erst dann bis zu ihrem Ende erzählt ist, *wenn sie ihr schlimmst mögliches Ende genommen hat*, dann musste es hier in unserer sozialen Welt, unserer Menschheitsgeschichte wenigstens noch darum gehen, zu ermöglichen, dass die nicht schon sehr bald endet.

Es galt also, besser zu verstehen, was hinter diesem anderen Bild verborgen war, dem von einem losgelassenen Prozess. Es käme darauf an, aus solchen Einsichten zusammenhandelnd Politik zu machen, eine die die Richtung ändert. Dem hatte er stets zuarbeiten wollen. Seine Zeit der Erwerbsarbeit als Arbeitsforscher aber, die ist abgelaufen. Noch einmal eine wichtige Gelegenheit, wissenschaftlich fundiertes Wissen einzubringen, das ist diese Tagung gewesen. Er hat mit diskutiert, gegen den Tenor der Debatten an. Es geht weiter wie gehabt. Nur die Bedingungen für seine Arbeit werden sich verändern. Mit Freunden und Kollegen aus den letzten Jahren haben sich Reibungen verschärft. Er wird zum Einzelkämpfer, immer mehr. Am Rande seiner alten Forschungsgruppe ist er längst angekommen. Auch zu andren Freunden sind Kontakte ausgetrocknet, selbst zu Phillip. Der hat sich ganz in seine Kunst zurückgezogen. Und die ist ihm vor allem Trost. Denkend und handelnd weiter einzugreifen, aus seiner Sicht ist diese Möglichkeit verstellt. Henning will und kann sich dazu nicht verstehen. Aber der nächste Aufbruch wird nicht leichter werden.

**„Bist ja sehr pünktlich zurück.** Keine Verspätung, das ist ja schon fast ungewöhnlich. Hatte nach deiner kurzen Mail gestern Abend allerdings so ein bisschen darauf gehofft, dass Du vielleicht schon morgens abreist. War ja gestern wohl doch sehr ernüchternd. Aber unser Wochenende ist ja ohnehin kaputt.“ Es stimmt nicht ganz. Sie haben ja noch den Sonntag. Und sein Zug ist immerhin pünktlich angekommen. Er hat sogar noch seinen Vorortzug erwischt. Fast also ist er früh zu Hause. Kai hat schon ihr Abendbrot gegessen. Aber immerhin sie ist noch auf. Ihre Begrüßung allerdings ist kühl ausgefallen

Also bleibt auch er kühl und sachlich: „Fang doch bitte nicht noch einmal an mit dieser Diskussion. Das hatten wir doch schon geklärt. seit zwei, drei Jahren hat das Thema uns, unsere Gruppe immer wieder neu beschäftigt. Klar, wir sind bei der Vorbereitung auf die Tagung an den Rand geraten, und das sah anfangs anders aus. Die Tagung selbst war nun auch ernüchternd, so wie gestern Abend schon von mir gemailt. Aber wir bleiben an dem Thema dran. Neue Anknüpfungspunkte dafür werden sich finden. Nur muss man sich halt umsehen danach. Also bin ich selbstverständlich da geblieben. Ich hab ein paar nützliche Gespräche führen können, Kontaktpflege betrieben. Und etwas Restwochenende, das bleibt uns morgen immer noch. Wie ich dich kenne, hast Du dafür deinen Plan längst schon fertig in deinem Kopf.“

„So sehr viel gibt es da ja nicht zu planen, und anders als bei Dir klappt das bei mir dann auch.“ Kai scheint wenig Lust zu haben, das Thema gleich zu wechseln. „Ich hab dir doch gesagt, dass du da unglaublich viel an Arbeit reinsteckst, und dass das

am Ende wenig bringt. Vielleicht solltest Du mehr Zeit und Mühe darauf richten, unseren Alltag hier zu organisieren, mit mir zusammen, statt zu glauben, du könntest unseren Gewerkschaften wirklich noch Impulse geben“.

Er verkneift sich eine Antwort, geht in die Küche, guckt nach etwas Essbarem im Kühlschrank, macht sich eine Kleinigkeit zurecht. Damit und mit einer angebrochenen Flasche Rotwein kommt er zu ihr zurück, setzt sich an den Esstisch, schweigt. „Na ja“, sagt sie schließlich, „das Wetter morgen ist ja gut, zwar kühl, aber trocken, sogar mit etwas Sonne. Vielleicht morgens ein kleiner Spaziergang, und am Nachmittag könnten wir ins Kino gehen. Wenn wir danach noch zum Griechen gehen, kommt vielleicht sogar der Markus mit. Aber das können wir ja morgen früh bereden, wenn wir zusammen frühstücken. Jetzt hatte ich an sich nur warten wollen, bis du da bist. Gleich will ich noch ein wenig lesen, vielleicht auch Fernsehen. Ich gehe also bald zu Bett.“

Während er isst, erzählt sie noch ganz kurz von ihrem Tag, sie tauschen sich aus über ihre Pläne für die nächste Woche, stimmen noch einmal die Terminkalender ab. Immerhin einige Aktivitäten haben sie gemeinsam vor. Dann steht sie auf, wie angekündigt. Noch ein flüchtiger Kuss, dann geht sie nach oben. Er bringt Glas und Teller zurück in die Küche. Er wird noch nicht schlafen können. mit viel Schlaf rechnet er ohnehin in den nächsten Nächten nicht. Viel zu vieles geht ihm durch den Kopf. Vielleicht wird er sich gleich doch noch an seinen Schreibtisch setzen. Eben will er nach seiner Reisetasche greifen, da taucht Markus auf der Treppe auf: „Hallo Lieblingspapa“, grüßt er ihn; wieder mit dieser Wendung, die er in jüngster Zeit gelegentlich benutzt. „Bist ja pünktlich zurück, wie angekündigt. Kai hat allerdings gerummelt, dass du nicht schon gestern Abend losgefahren bist, oder wenigstens heute früh am Morgen. Hast Du ja eben selbst gemerkt. Hab das oben so ein bisschen mitbekommen. Hab mich dann erst mal nicht zu Euch dazu gesetzt. Hat deine Tagung dir denn immerhin noch so ein bisschen was gebracht.“

Während er das sagt, legt er sein I-Pad auf den Tisch, geht dann in die Küche, belegt sich ein Baguette reichlich mit Käse, etwas Schinken und Tomaten, nimmt sich dazu etwas zu trinken und schickt sich dann an, sich an den Tisch zu setzen. Er fragt mich das so freundlich wie nur oberflächlich interessiert, denkt Henning. „Ach, die Tagung ist am Ende schon ernüchternd. Und Du weißt ja, dass Kai und ich da unterschiedlich ticken“, sagt er endlich. „Aber ich weiß ja ganz gut, dass auch dich diese, nicht meine Tagung nicht so wirklich interessiert. Trotzdem, nett dass du so freundlich fragst.“ Gerade überlegt er, sich zu seinem Sohn dazu zu setzen, da bemerkt er, dass der nun sein I-Pad zu sich heranzieht und einschalten will. Auf etwas Small-Talk, gar ein längeres Gespräch ist er offenbar nicht eingestellt. ‚Du bist da doch gerade so wie ich‘, hat sein Sohn ihm einmal gesagt, vor gar nicht so sehr langer Zeit. Und jedenfalls, in diesem Augenblick, sind sie im Grunde beide nicht auf Small Talk aus. Also wünschen sie sich eine gute Nacht. Henning schnappt seine Reistasche, geht nach oben in sein Zimmer.

**Da sitzt er nun, grübelnd an seinem Schreibrisch.** Er sortiert die mitgebrachten Tagungsunterlagen. So ziemlich alles was an Referaten gedruckt vor- und an Arbeitsgruppenmaterialien ausgelegt hat, hat er einsammeln können. Wie oft bei solcher Art Gelegenheiten ist er als „Jäger und als Sammler“ unterwegs gewesen. Doch anders als gewohnt ist er heute Abend arg frustriert. Und anders als erhofft hat er das auch nicht überspielen können, bei Kais Begrüßung. Sein Blick fällt auf die beiden Fotos. Sie stammen aus den wilden Siebzigern, stehen direkt vor ihm auf seinem Schreibtisch. Daneben steht die Karte, die sie ihm zuletzt geschenkt hat zum Geburtstag. Darauf gedruckt ein kurzer Text: „Ich & Du. Auch wenn es manchmal so aussieht, als ob wir einfach zu verschieden sind – im Grunde ergänzen wir uns doch ganz gut“. Er hat sich gefreut, sie deshalb an dieser Stelle aufgestellt. Aber Unstimmigkeiten oder Streit haben sie früher immer noch am gleichen Tag geklärt und ausgeräumt. Nun schoben sie den Knatsch gewöhnlich einfach auf die Seite. Später, irgendwann und oft unerwartet ist er dann von Neuem wieder da. Morgen immerhin würden sie wohl erst mal nicht mehr drüber sprechen, auf ihrem Spaziergang, nebeneinander her, und doch auf recht verschiedenen Wegen.

Sein Blick wandert erneut zur Tagungsmappe, zu den Unterlagen, die er eingesammelt hat. Sofort sind die Gedanken wieder da, die ihn umgetrieben haben, während der Bahnfahrt heute. Sie haben wirklich viel versucht, in den Gewerkschaften eine breitere Debatte über eine andere Europapolitik anzustoßen. Sie haben zu einer neuen Debatte zur Demokratisierung von Arbeit und Wirtschaft aufgefordert. Doch haben die Impulse, die sie geben wollten, Resonanzen ausgelöst? Schuldenkrise ist die offizielle Lesart. Die Kanzlerin fordert eine ‚marktkonforme Demokratie‘. Einige Intellektuelle, auch konservative Demokraten, kritisieren sie dafür scharf. Die Gewerkschaft hat den Kurswechsel gefordert. Doch die Wirtschaft nimmt längst wieder Fahrt auf. Der Kongress hat stattgefunden. Die Geschäfte gehen den gewohnten Gang. Die Menschen mühen sich um Selbstbehauptung auf den Arbeitsmärkten. Ihnen dabei zu helfen, ist die Kunst, auf die die Gewerkschaften sich noch verstehen – für eine Weile. Was hatten sie da überzeugendes anbieten können im Licht der Erfahrungen der letzten Jahre? Weit genug vorangekommen sind sie sicher nicht bei dem Versuch Arbeit und Demokratie neu zu denken angesichts der drohenden Weltwirtschaftskrise vor drei Jahren. Ein Buch und mehrere Artikel zu ‚neuer Wirtschaftsdemokratie‘ hat er in jüngster Zeit geschrieben. Kurze Debatten zu der ‚alten‘ vor gut achtzig Jahren und die Anknüpfungsversuche daran nach dem zweiten Weltkrieg, die gab es damals auch in den Gewerkschaften. Und nun, im Lichte dieser Tagung, welche Fadenenden blieben, an die man wieder neu anknüpfen könnte? Welche Argumente könnte er vorbringen, auch Phillip gegenüber, wäre denn der Kontakt zu dem immer noch lebendig? Was würde er ihm nun dazu sagen? Dass sie es versucht haben? *...gemeinsam muss man weiterhin versuchen / die Knäuel der Subsysteme zu entwirren / damit ein wenig mehr Raum entsteht / zum Leben oder auch nur zum Träumen.* Die letzten Zeilen aus dessen Lyrikband gehen ihm durch den Sinn. Das Zusammenhandeln kam darin nicht vor. Ihm, Henning hatte das zu sehr nach Resignation geklungen. Er schließt die Augen. Bei einem *ungesicherten Kompass*, wie das

etliche erst nach der Implosion des vermeintlichen Realsozialismus begriffen hatten, erschien eben vielen jetzt, da die Geschäfte im damals siegreichen Westen wieder zu laufen schienen, ein radikaler Kurswechsel als zu riskant. Sind seine Erwartungen, noch einmal wissenschaftlich ‚durchzustarten‘, nur Träume, womöglich falsche Träume?

Er lässt solche Selbstzweifel nur ganz kurz zu. Sie führen in die Irre. Er ist sich sicher. Die richtigen Themen haben sie schon aufgegriffen, auch weiterführende Impulse haben sie dazu gesetzt – sicherlich noch konsequenter, auch etwas radikaler als gestern und heute in den Grundsatzreferaten maßgeblicher Gewerkschafter. Die Stoßrichtung jedoch war ähnlich. Dass die Praxis dem nicht folgen würde, mochte nun so sein. Es zeichnete sich deutlich ab. Zu Gründen dafür würde einiges zu sagen bleiben. Es lag ja nahe, dass es in dem Augenblick, in dem der Laden wieder halbwegs lief, schwer fiel, eingespielte Muster aufzubrechen. Das beschäftigte ihn weiter. Zunächst entscheidend jedoch war für ihn, was die große Denkerin gesagt hat, von der ein Zitat, unter denen anderer, die Eingangshalle vor dem Kongressaal an den beiden letzten Tagen geschmückt hat: die Fähigkeit des freien Denkens, das zunächst nicht auf Erkenntnis zielt, so hatte sie es einmal formuliert, kann *in den seltenen Augenblicken, da die Einsätze gemacht sind – in der Tat Katastrophen verhindern, mindestens für das Selbst*. So denkend kam es darauf an, im Reinen zu sein und zu bleiben mit sich selbst. – und dann unverdrossen weiter auf dem Weg zu bleiben.

**Etwas sarkastisch ließe sich da vielleicht sagen:** gestern und heute, das war ein krönenden Abschluss zu manchen bitteren Erfahrungen, die er zuletzt in seiner alten Forschungsgruppe machen musste – schon seit längerem genau genommen, einschneidend aber erst in diesem Sommer, nachdem er offiziell ausgeschieden ist als Rentner. Er ist ja schon in den Jahren zuvor weiter an den Rand des Teams gewandert. Zu diesem Kongress, ist keiner der Kollegen aus dem Institut mitgefahren, auch Bernd nicht. Die Reibungen zwischen uns beiden sind kein ‚Sturm im Wasserglas‘ gewesen, denkt er weiter. Vielmehr ist das, was da aufgebrochen ist, ein dauerhafter Streit, einer der in unterschiedlichen und tiefsten Überzeugungen verwurzelt ist. Für Bernd ist es schon immer um ‚sein‘ Institut gegangen - und um die „Mutter aller seiner Projekte“. Die war nun mal das „Aktions- und Forschungsprogramm zur Humanisierung des Arbeitslebens“ aus den frühen Aufbruchsjahren. Wenn Bernd schrieb, *Welt ist Arbeit*, dann war das mindestens so ernst gemeint wie der Titel jener kleinen Schrift von Friedrich Engels über *den Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen*. Aber es war auch verengend, gleichermaßen, auch wenn die alten Klassiker für Bernd kaum mehr Bedeutung haben mochten. Selbstverständlich würde Bernd auch immer sagen, Arbeit sei für ihn sehr weit gefasst, ein Ensemblebegriff sozusagen, einer der im Grunde alles einschloss. Praxis womöglich im umfassendsten Verständnis womöglich. ein Begriff, der so für alles passend war - und dann gerade deshalb gar nichts mehr genau genug erfasste. „Wir sind alle zur Arbeit verdonnert“, hat er einmal gesagt, als sie noch ernstlich diskutierten – ‚und Arbeit und Arbeitspolitik werden für Dich zum Nabel Deiner Welt, weil Welt ja Arbeit ist‘, hatte er,

Henning da bei sich gedacht. Wirklich ausdiskutieren war das aber schon damals zwischen ihnen nicht. Die Chance, ihre Reibungen gemeinsam produktiv zu machen, hatten sie verschenkt. Gelegentlich waren es seither Gedichte, die ihm noch Raum boten für Reflexion – am Rande seiner Forschungsgruppe und angesichts all der Veränderungen von neuer Arbeit in einer neuen Zeit, der Herausforderungen zu Nachhaltigkeit - und im Blick auf alles das, was jenseits solcher Arbeit noch bedeutsam war.

**Sein Blick fällt auf den Ordner mit dem Titel Lyrik**, als er seinen PC hochgefahren hat. Er zögert. Schließlich öffnet er ihn. Es hat sich im letzten Jahr wiederholt dazu gedrängt, einige seiner Überlegungen literarisch zu „verdichten“. Das will er hier und jetzt nicht fortsetzen. Alles ist noch zu frisch und ungeordnet. Aber er könnte sich, wenn er das nun einmal mehr lesen würde, vielleicht vergewissern – seiner Nachdenklichkeit, seiner Unzufriedenheit., seiner Lage Nach jener wissenschaftlichen Tagung, an der er teilgenommen hat, im letzten Jahr, schon nach dem Ende seiner eigenen Berufsarbeit, seiner Zugehörigkeit zu diesem Wissenschaftsbetrieb, hat es ihn erneut und verstärkt dazu getrieben, literarisch zu verdichten.

Arbeit wissenschaftlich neu zu denken, das ist das Thema dieser Tagung gewesen, und das war wichtig. Dazu hatten sie ja selbst zehn Jahre früher angesetzt. Das hat am Anfang ihres nochmals heftig neu belebten Engagements gestanden, ihrer Anstrengungen um den Aufbau ihrer Dialogplattform, ihres Versuchs arbeitspolitisch neue Impulse auszulösen. Sie haben dazu einiges veröffentlicht, Arbeitskontakte hergestellt zu renommierten Forschern auf ihrem Feld. Doch der Veranstalter von dieser Tagung, durchaus ein enger Kooperationspartner aus vorausgegangenen Jahren, hatte weder ihn, noch jemanden seiner Kollegen als Referenten eingeladen. Er zielte auf das Zentrum akademischer Debatten. Dort wollte er neues Terrain erobern. sich besser, erfolgreicher behaupten. So verbleiben sie zuletzt alle in ihrem eigenen Tunnel, denkt Henning bei sich. Dieses Tunnelbild ließ ihn heute irgendwie nicht los.

Vorstellungen von Nachhaltigkeit sind auf dieser Tagung sehr wohl mit in den Blick genommen worden, denkt er weiter. Ebenso hat das für die Probleme der Geschlechterteilung gegolten. Dass ein weites Feld von Arbeit, das man gesellschaftlich noch nie in Wert gesetzt hat, also in den Bereichen von Familie, Pflege, auch Erziehung, dass das also ganz selbstverständlich als unbezahlte Arbeit an den Frauen hängenblieb, das ist damals heftig kritisiert worden. Aber dass es galt, nicht nur die Arbeit, sondern zugleich deren Demokratisierung neu zu denken, ist ein leerer Fleck geblieben. In der Schlussdebatte letztes Jahr hat man vielleicht an diesem Punkt ein wenig gekratzt. Aber die Debatte hat nur bis zur Kritik der Grenzen älterer Konzepte von Mitbestimmung gereicht. Dann ist sie abgebrochen. Einer der Gewerkschafter, mit denen er sehr eng zusammenarbeitet, ist damals auch auf dieser Tagung gewesen. Sie haben nebeneinander gesessen. „Dein Stern geht nun auf“, hat der da zu ihm gesagt. „Abwarten“, hatte er erwidert, „ob Stern oder Sternschnuppe sieht man nicht sofort“. Damals ist er letztlich arg enttäuscht gewesen. Er öffnet das Gedicht, in dem er damals seine positiven Eindrücke von dieser Tagung festgehalten hat.

### **Bei unserer Arbeit nicht bei uns – sorglos**

*Unermüdlich erzeugen, beschaffen, besorgen  
wir die Dinge des täglichen Bedarfs.  
Eine überfließende Welt von Waren  
erdrückt uns Arbeitstiere beinah,  
ist Luxus für einige wenige,  
den meisten ein unerfüllter Traum.*

*Danach entsorgen wir glitzernden Müll,  
dass dies sinnentleerte Getriebe nicht stockt.  
Was wir produzierten mit Bienenfleiß,  
hat nun die Gesellschaft am Hals,  
ist oft toxisch, gilt es rasch loszuwerden  
kostensparend und wo man's nicht sieht.*

*So versorgen wir uns und Andere,  
schaffen stetig Neues heran,  
folgen den wechselnden Moden.  
Und so up to date ist sie verbraucht,  
die Zeit, die wir nutzen wollten  
für uns, füreinander, zum Leben.*

*Allzu selten umsorgen wir die,  
die uns einst aus Liebe umsorgt,  
und die heute mit uns leben, uns lieben.  
Und vorsorgen tun wir so kaum  
auf eine unsichere Zukunft hin,  
die unser rastloser Alltag verzehrt.*

*Und für die, die bald verschlissen sind,  
„arbeitsbedingt vorgealtert“ sagt die Wissenschaft,  
wird Fürsorge besorgt - und schlecht bezahlt.  
Denn uns teuer sind Waren, nicht Menschen.  
Wahrhaftig, wir sollten besorgt sein um uns,  
uns sorgen um unsere „verkehrte“ Welt.*

*Aber so leben und arbeiten wir:  
achtlos, sorglos, verschwenderisch,  
vernutzen unsere doppelt reiche Natur,  
besinnen uns kaum auf unser Tun,  
gestalten das Leben als Warentausch,  
und sein Reichtum entgeht uns, da wir vergehn.*

*(2011)*



**Wenn er so nachdenkt**, fast meditiert, dann ist er ganz bei sich, lässt diesen elenden Alltag weit hinter sich. Die unbestreitbaren Alltagszwänge machten sich eben geltend: nicht nur bei den Gewerkschaften, auch bei seiner wissenschaftlichen Arbeit. Sie reichen hinein bis in den privaten Bereich. Er ist immer Teil eines Wissenschaftsbetriebs gewesen. wie sie alle in den verschiedenen Teams, zu denen er gehört hat. Im Zeichen ökonomischer Effizienzkriterien sind mittlerweile alle Ressourcen heftig umkämpft. Erfolge, also Reputation, sind fast untrennbar mit Markterfolg verknüpft. Die Forschungsförderungsprogramme einiger weniger staats- und politiknaher Institutionen bestimmen die Markttrends. Und die Programmacher meinen immer, schon vorher zu wissen, welche Ergebnisse zu erwarten seien. Legitimationswissen für mehr oder weniger vorgezeichnete politische Prozesse konnte man fast sagen. Keine Forschungsgruppe konnte das ignorieren, schon gar nicht ein größeres Institut. Großes Geschick war dann von Nöten und von einer Institutsleitung gefragt. Es galt Spielräume, die noch verblieben, zu bewahren – um nicht nur Wissen zu beschaffen, das begehrt und erwartet wurde, sondern um die wahren Fragen aufzuwerfen. Das wiederum zielte auf Grundlegendes. Doch für Grundsatzdebatten war die Zeit im Zweifel viel zu knapp. Prioritäten setzten sich fast wie von selbst. Im Ergebnis führte dann all das zu diesem Tunnelblick. Und dann galt in seinem früheren Team eben auch, was Ute ihm in einem ihrer letzten Gespräche gesagt hatte.

Er hatte ihr gegenüber seinem Ärger Luft gemacht, nachdem Bernd ihm jegliche weitere Kooperationsbereitschaft, nun auch im Rahmen ihrer Vereinsgründung, aufgekündigt hatte. Sie hatte solchen Ärger schon hinter sich. „Wo es um seine tiefsten Überzeugungen geht“, hat sie gesagt, „da ist Bernd ein dialogischer Hierarch. Seine Diskussionsbereitschaft kommt so im Zweifel rasch an ihr Ende. Du bist nun ja nicht mehr Teil des Instituts. Da kann er so weit gehen. Also hast du deine Schlüsse daraus gezogen.“ Das stimmte. So ist eben auch seine weitere Mitarbeit im alten Team und im neu gegründeten Verein an ihr Ende gekommen – in diesem Sommer.

Im Grunde orientiert er sich nun wieder neu, im Verhältnis zu seinem alten Team schon fast als Einzelkämpfer. In enger Diskussion steht er nur noch mit wenigen, die weiterhin aktiv mitarbeiteten an ihrer Dialogplattform für Wissenschaftler und Gewerkschafter: beharrlich und mit Engagement - und mit einem Optimismus, der bisweilen schon erstaunlich war. Doch zugleich bewegt er sich in räumlicher Distanz zu ihnen. Texte und Gedanken ließen sich per Mail austauschen. Aber man brauchte auch den lebendigen und konstruktiven Austausch. Der fehlte ihm inzwischen mindestens so sehr wie frische Empirie aus neuer Forschung. Seine Akquisechancen als Einzelner, die waren denkbar schlecht. Ein Versuch dazu, zusammen mit einer Kollegin in der Hauptstadt ist zuletzt gescheitert. Ohnehin hätte der Reiseaufwand ihre Arbeit sehr erschwert. Was sich anbot, waren also eher Grundagentheorie, Philosophie, vielleicht Literatur – und selbstverständlich weitere, wenn auch leicht ausgedünnte Mitarbeit bei ihrer Dialogplattform.

Da blieb er noch immer unverdrossen. Krisenentwicklungen türmten sich ja absehbar weiter vor ihnen auf. Eine ‚Rückkehr der Zukunft‘ war mithin zu erwarten, der Zukunft,

welche sie vor nun bald fünfundvierzig Jahren einmal vor Augen hatten. Dieser Zukunft galt es zuzuarbeiten. Einer der Freunde, mit denen er engen Kontakt hielt, hatte das zuletzt so ähnlich formuliert. Im Grundsatz war dem zuzustimmen, fand Henning. Auch wenn seine Stimmung aktuell eher geprägt war durch Ernüchterung als durch Optimismus, rechnete er damit fest. Letztlich ging es um Sinnfragen für sie alle. Und es gab eine Pflicht zur Zuversicht. Kai sah das, wie sie meinte illusionsloser, urteilte anders. Ernüchert, wenn nicht resigniert, wollte sie Prioritäten anders setzen. Von ihm erwartete sie, dass er zumindest die Gewichte neu verteilen würde. Weniger verbissene Arbeit, etwas mehr zu zweit geteilte Zeit. Ein, zwei Gespräche hatten sie dazu zuletzt geführt. Sinnfragen stellten sich für sie beide durchaus unterschiedlich. Spannungen ließen sich deshalb kaum ganz vermeiden. Doch sie würden das schon hinbekommen. Die Frage aber lautete, mit welchen Kompromissen? Konsequenz das eigene Leben führen? Den Vorstellungen des Anderen größeren Raum geben? Sich doch ein wenig treiben lassen? Nächte mit ziemlich wenig Schlaf würden vor ihm liegen.

Egal, Jedenfalls freut er sich nun schon auf die kommenden Wochen. Freunde kommen am nächsten Wochenende zu Besuch. Die Themen werden andere sein – bei gutem Essen und bei Wein. Er sinnt noch eine Weile vor sich hin, wandert in seinem Lyrikordner weiter. Er sucht und findet weitere Gedichte. Schließlich setzt er gar noch zu einem neuen an. Nach einer Weile bricht er damit ab. Die nächsten Tage aber wird ihn das beschäftigen. Heute geht er zu Bett. Einige Tage später stellt er das Gedicht in seinem Ordner ein.

## **Leben**

*Mein dahingelebtes Leben  
verlorene und gelebte Zeit,  
mein bisweilen bemühtes Streben,  
kleines Spiel mit der Ewigkeit.*

*Einige geliebte Wesen  
in ferner Nähe, bedeutungsvoll,  
freundlich viel zu selten gewesen,  
unausgeglichen Haben und Soll.*

*Auf die Arbeit geworfen,  
als Stärke gewisse Beharrlichkeit,  
kein so ganz übler Output  
und trotzdem führt's nicht sehr weit.*

*Der ungelesenen Bücher zu viele,  
Gedanken nicht zu Ende gebracht,  
nicht zu Ende gespielte Spiele,  
vor der großen, dauernden Nacht.*

*Frühlingsdüfte, Sommerhitze,  
Wind, Regen, Sonnenstrahlenglanz,  
die ich, vergangen, doch besitze  
nachglänzend, heiter, doch nie ganz.*

*Zu wenig Welt mir anverwandelt,  
viel durchstreift, doch nie genug,  
oft nicht entschlossen genug gehandelt,  
bisweilen dicht am Selbstbetrug.*

*Träume immer in mir getragen,  
und von ihnen getragen immerfort,  
aber den Einsatz des Lebens zu wagen,  
fand ich doch zu selten den rechten Ort.*

*Habe beobachtet und versonnen  
gemeint, dass sich vieles ändern soll,  
hab auch gekämpft, hab selten gewonnen,  
etwas erschöpft am Ende, fast lebensvoll.*

*Mein dahingelebtes Leben,  
verloren gelebte Zeit, kleiner Ring,  
mein bisweilen bemühtes Streben,  
kleines Spiel mit der Ewigkeit.*

(2011)

### III.

**Urlaubsstimmung fühlt sich anders an**, aber was soll's, sie wird sich sicherlich noch einstellen. In einer Woche wird er mit Markus zu ihrer USA-Reise aufbrechen. Der ist darauf besonders scharf; und Henning hat sich gedacht, das sei eine gute doppelte Chance. Mit Markus will er endlich wieder mehr ins Gespräch kommen. Zugleich will er so für sich selbst sozusagen die nächste Etappe seines Rentenlebens einläuten. Die Vorbereitungen sind weitgehend abgeschlossen. Doch heute ist er zwischen seinen Gefühlen ziemlich hin und her gerissen. Er hat zu den älteren der ersten Generation am Institut gehört, ist nun seit bald sieben Jahren in Rente. Als Teil der ersten Generation junger Wissenschaftler ist er vor 45 Jahren an das Institut gekommen. Vieles aus Ihrer Studienzeit ist ihm in jüngster Zeit wiederholt durch den Kopf gegangen. Motive und Träume, die sie damals angetrieben haben sind neu lebendig geworden. Die frühen Aufbruchsjahre zu Beginn deines Studiums liegen fast fünfzig Jahre zurück. Er hat gerade den ersten Entwurf zu einem Essay geschrieben, in dem er seine Bilanz der Studentenrevolte zu ziehen versucht.

Dann hat er die Idee gehabt, den Aufsatz einigen jüngeren Kolleginnen und Kollegen zum Lesen zu geben, die heute am Institut arbeiteten, die seines Erachtens noch Bezüge zu seinem eigenen früheren Forschungsstrang dort haben sollten. Heute hat er mit ihnen ein wenig diskutiert. Er ist ernüchtert. Sie hätten die Latte damals ja ganz schön hoch gelegt, hat einer gesagt. Die Träume der damaligen 68er, das sei heute ziemlich weit weg. Sie seien in ihren arbeitsforscherischen und –politischen Ansprüchen bescheidener, haben sie gemeint. Sie versuchten ihnen unter schwierigen Bedingungen möglichst professionell zu entsprechen. Arbeitspolitisch gehe es heute ja am ehesten um die Verteidigung verbliebener Handlungsmöglichkeiten von Betriebsräten und Gewerkschaften. Doch als Wissenschaftler müssten sie zunächst einmal alles dafür tun, sich am Markt zu behaupten. Die Lage sei schwierig – in der Sphäre von Arbeit und Wirtschaft ebenso wie für ihre Arbeitsforschung. In einem Wort: sie haben mit dem Rückblick nicht sonderlich viel anfangen können.

Nun sitzt er zu Hause am Esstisch, trinkt einen Kaffee und hat Kai gerade von der kleinen Gesprächsrunde im Institut berichtet. Sie reagiert trocken: „Das kann doch nicht überraschen. Die sind heute als Hochschuleinrichtung viel stärker in den Wissenschaftsbetrieb eingebunden als ihr das je gewesen seid. Und schon ihr habt lernen müssen, wo eure Grenzen als Forschungsinstitut gelegen haben. Die Verwechslung mit sowas ähnlichem wie einer politischen Initiative, die hat es doch allenfalls zu Anfang der Siebziger bei einigen von euch gegeben, oder etwa nicht? Aber du hängst ja noch immer ziemlich ungebrochen an deinen alten politischen Zielvorstellungen, anders als ich.“

Er knurrt etwas vor sich hin und guckt in seinen Kaffeebecher. „Stimmt ja zu gewissem Grade“ antwortet er zögerlich. „Aber wir haben schließlich doch dreißig Jahre lang politiknahe Forschung für die Praxis betrieben, sicher mit manchen Kompromissen und manchen Niederlagen, aber immerhin. Und die Kollegen heute, die haben ja

zum Teil schon in den Neunzigern bei uns angefangen. Da sind wir die Senior Researcher gewesen. Wir haben die angelernt, und da ging es noch um gemeinsam geteilte arbeitspolitische Ziele. Die mögen damals schon bescheidender geworden sein, aber es gab sie noch. Dass die mit unseren früheren Träumen von einer Befreiung der Arbeit nicht so viel anfangen können, und schon gar nicht mit Marcuses *Versuch über die Befreiung*, das verstehe ich ja. Der wäre im Übrigen heute auch nicht mehr auf der Höhe der Zeit. Aber so ein offensiv erklärter Pragmatismus, wie ich ihn in meinem alten Institut inzwischen sehe, der trifft mich dann doch. Na ja die Zeiten sind wohl so.“

„Ach komm!“ Kai unternimmt einen zweiten Anlauf: „Die Zeiten ändern sich auch wieder. Immerhin habt ihr es geschafft, dass es das Institut immer noch gibt. Nur können die sich eben auch nicht die Forschungsförderungsprogramme herbeizaubern, die du vielleicht zuletzt noch gerne gehabt hättest. Und soziale Bewegungen entstehen gerade an anderer Stelle. Die große Frage ist nur, was dieses Mal aus ihnen folgt. Ich bin da eben aus Erfahrung skeptisch – und jedenfalls zu alt, um noch dabei zu sein.“. Nach einer kurzen Pause fügt sie noch versöhnlich hinzu: „Na ja, so ein ganz klein wenig kann ich ja auch immer noch dem alten Revoluzzer in Dir positive Seiten abgewinnen. Nur sind eben die Zeiten sehr anders, heute. Du bist auch nicht mehr der alte. Mach jetzt mal deine Amerikafahrt zusammen mit Markus. Einige kurze Blicke habe ich ja auf eure Reiseführer geworfen. Markus wird die Landschaft und die Parks im Südwesten genießen. Sieh zu, wie du mit ihm ins Gespräch kommst. Mit ihm ist das wichtiger als mit Stefan. Der geht sowieso seiner Wege. Und blende dabei Trumps „America first“ am besten aus. Da ändern wir sowieso nichts dran. Der Urlaub wird euch beiden gut tun. Danach unternehmen wir dann hier das eine oder andere bis zum Sommer – und dann kannst du dich ja meinetwegen auch noch mal intensiver mit deinen Erinnerungen an 68 beschäftigen. Ich habe das für mich abgehakt.“.

**Nur noch nostalgische Erinnerungen?** Im Grunde will Henning genau das nicht. Aber er nickt. Die Reise mit Markus wird ihm gut tun. Und hoffentlich ebenso seinem älteren Sohn. Kai und er wechseln ihre Gesprächsthemen. Technisch ist für die Urlaubsreise alles vorbereitet. Pässe, Visa, getauschte Dollars für die Trinkgelder, Business Cards usw. Die ersten Motels sind von Deutschland aus gebucht. Markus wird den Mietwagen ganz überwiegend fahren. Henning kann also wirklich mit einem erholsamen Urlaub rechnen. Sie sprechen noch ein wenig über die Planungen, die Kai für sich für die dreieinhalb Wochen gemacht hat. Zunächst will sie die Zeit allein im Haus für ein wenig Frühjahrsputz nutzen, dann beabsichtigt sie einen ersten gründlichen Durchgang durch ihren kleinen Garten, und ein wenig will sie in der Zeit auch lesen. Mit der alten Schulfreundin Elke zusammen steht dann die Spanienrundfahrt mit einer Reisegruppe an: acht Tage Madrid und Andalusien. Sie hat also ihr eigenes Programm. Und sie findet, dass sie sich beide ihre Urlaube verdient haben. Der gemeinsame Abend endet entspannt.

Henning hat Markus die Planungen überlassen, jedenfalls en Detail. Nach Lektüre eines Reiseführers, und in Kenntnis des Programms, das vor allem sein Sohn erstellt hat, geht es in der Tat vor allem um das Erleben der Natur. Beide sind sie darauf aus. Was sie wollen, vor allem Markus, ist der Ausstieg aus dem Alltag, Zeit zur Muße in der großen Natur, ein wenig Land und Leute und vielleicht Gelegenheiten für Gespräche miteinander, einen Austausch zwischen zwei Generationen. Doch Henning ist auch klar, dass diese Reise auf die eine oder andere Art noch eine andere Begegnung werden wird.

**Das Herz der „freien Welt“, der „freien Marktwirtschaft“**, der neoliberal globalisierten Welt und ihrer Fortschrittsbilder, ja auch das ist ihr Reiseziel. Die protektionistische Wende des „America first“, die sich nicht mehr nur beunruhigend und irritierend ankündigt sondern langsam und stetig vollzieht, beschäftigt ihn. Unvermeidlich auch, dass er schon seit längerem sein Bild des neuen ‚Empire‘ in den Zeiten des *Sinkfluges des Adlers* im Kopf hat. Ganz vage hat er die Vorstellung, davon vielleicht auch etwas im Alltag der Menschen beobachten zu können. Und gespannt ist er auf den vermutlich etwas anderen Blick von Markus. Sie haben in den letzten Jahren viel zu wenig miteinander gesprochen. Sein Sohn steckt irgendwie fest, vermeidet aber jedes Gespräch darüber. Henning hingegen ist noch weit über die Rente hinaus immer wieder mal mit seinen alten Leidenschaften beschäftigt. Unverdrossen engagiert er sich weiterhin: bei der Arbeit an ihrer Wissenschaftler-Praktiker-Dialogplattform, manchmal auch als Teilnehmer von Tagungen, auf denen es um ihre alten Themen geht. Und nach wie vor liest und schreibt er viel. Seinem Wunsch, sich in Muße auf diesen Urlaub vorzubereiten, hat diese zuletzt gerade wieder intensive Arbeit ein wenig entgegengestanden. Nun aber hofft er fest auf beides: auf ein wenig Muße und den Genuss einer voraussichtlich großartigen Natur und zugleich auf wieder dichtere Gespräche mit seinem Sohn. Er ist gespannt auf ihre gemeinsame intensive Auseinandersetzung mit einer, wie er vermutet, doch recht fremden Welt.

Begegnung zweier Generationen auf einer Reise in ein fremdes Land.. Doch auch zu seinen arbeitspolitischen Themen wird ihn diese Reise führen. Unlängst hat er auf einer Tagung einen Vortrag zur Herausforderung der *Demokratisierung von Innovation* gehört. Der Referentin ist es um die Digitalisierung von Arbeit gegangen. Sie hat die Innovationen, die sich da weiter abzeichneten, mit dem Bild einer Tsunamiwelle charakterisiert. Ihr ging es nicht so sehr um ‚große Linien‘. Sie hat den Akzent darauf gelegt, dass dieser Prozess von einigen ‚Gurus‘ im Silicon Valley gemacht und forciert werde - dem von ihr gewählten Bild eines Tsunamis entsprechend. Mal wieder bot sich Ray Kurzweil, einer dieser *Putschisten im Labor*, als herausgehobenes Beispiel an. Nach dem Bild das sie zeichnete, gebe es die ‚Erleuchteten‘, diejenigen, die ihnen gläubig folgten - und die anderen. Bedenkenträger gebe es schließlich auch. Die aber gerieten geradezu in die Rolle der ‚Ketzer‘. Über die Gesellschaft – die in diesem zugleich von Profitinteressen getriebenen Prozess nie wirklich mit am Tisch sitze - breche der Tsunami dann gewissermaßen herein. Und so würden die Menschen, gegenüber den herausgehobenen wenigen Machern, zunehmend zur Restgröße in einem Prozess, der scheinbar ganz und gar seiner eigenen inneren Logik

folgte. Folgerichtig, so hat sie argumentiert, blieben die tatsächlichen Macher fast unsichtbar, und die Menschen, über die die Tsunamiwelle hereinbräche, verschwänden in den Clouds und Crowds.

Um menschengemachte Chancen und Risiken ist es da also gegangen. Die Frage nach unserem Menschenbild tauchte dahinter auf. Der Tsunami, Versinnbildlichung scheinbar verselbständigter sozialer Prozesse hinter denen aber doch Macher verborgen sind, hat diese Sozialwissenschaftlerin veranlasst, Wirtschaftsdemokratie als mittlerweile existenzielle Herausforderung zu begreifen - und zugleich groß und klein zu denken. Von den konkreten Handlungsbedingungen der Arbeitenden ausgehend gelte es, betriebliche wie gesellschaftliche Gestaltungsmöglichkeiten, also praktikable Handlungsansätze zu entwickeln. Die Demokratiefrage war damit im Hinblick auf das ‚Selbertun‘ kooperierender und zusammenhandelnder Menschen aufgeworfen. Ja, das entsprach den Ansätzen, von denen sie sich früher am Institut auch haben leiten lassen. Diese Ansätze verfolgten nun eher andere.

**„Das kleine helle Irrlicht der Aufklärung“** aus der französischen Epoche im Gepäck, so ist Wolfgang Koeppen vor bald sechzig Jahren in das *neue Rom* gereist. Am Beginn des demokratischen Projekts der Moderne, also des großen Wagnisses eines Neubeginns im Wege der Rückbesinnung auf die alte Römische Republik. Schon er hat diese neue Republik als das neue Empire erkannt, damals auf dem Gipfelpunkt seiner Macht, inzwischen vielleicht schon zutreffend mit dem Sinkflug des Adlers charakterisiert. Als solches Empire hat er es auch beschrieben in seinem Reisebericht, und in einem späteren kurzen Prosatext gar als eines, das angsteinflößend geworden ist.

Henning hat sich auf seine Reise ein wenig vorbereitet. Zunächst einmal geht es um Urlaub, Erholung, Gespräche mit Markus. Auf dessen eher naturwissenschaftlichen Blick auf die Welt hat er sich ein wenig eingestellt. Freilich haben ihn auch die verstörenden aktuellen Entwicklungen in den USA beschäftigt, mit denen die Welt seit dem unerwarteten Wahlausgang vor eineinhalb Jahren konfrontiert ist - und auch ein wenig mit der Geschichte der USA. Er hat Michael Naumanns Artikel über Kalifornien gelesen, die im Internet zu finden sind. Dort liege nun Amerika, hat der vor gut 30 Jahren geschrieben, nach der Wahl von Ronald Reagan. Nun also Donald Trumps ‚America first‘. Ein wenig hat er auch literarische Texte gelesen. Wolfgang Koeppens Fremdsein in der neuen Welt, seine Amerikareise, 60 Jahre schon zurückliegend, ist ihm bei seiner Vorbereitung auf diese Fahrt immer noch höchst interessant erschienen. Im Auftrag des Süddeutschen Rundfunks ist dieser Schriftsteller seinerzeit gereist, und in der Reihe „Radioessays“ hörte man seine Reflexionen über „Die Früchte Europas“ damals zuerst. Die Vereinigten Staaten also als eine Frucht des europäischen Aufbruchs in die Moderne – und mit dem Unabhängigkeitskrieg der eigentliche Auftakt zu deren demokratischem Projekt. Die Französische Revolution gilt ja den meisten als dessen wirklicher Beginn. Eine große Denkerin hat beide Revolutionen als gleich bedeutsam für diesen Aufbruch angesehen. In ihrem inneren Zusammenhang hat sie sie vergleichend untersucht – als großen Aufbruch auf dem langen Weg

vom Anfang der Moderne zu Zeiten der Renaissance bis hinein in unsere Neuzeit. Vor sich mit einer Zukunft, die noch offen ist, was sonst. Das sinnende Handeln in den Pariser Salons, das umwälzende Denken der radikalen französischen Aufklärung hat den Weg gebahnt. Und immer noch ist Denis Diderots Denken, ist ihr eigenes sinnendes Handeln für uns heutige ein Kompass, der halbwegs Orientierung bieten kann. Wir sind weiter unterwegs. In diesem Tenor hat Henning vor drei Monaten mit ein, zwei Freunden über sein Reiseziel gesprochen – und er hat danach weitere Lektüreempfehlungen gehabt. Sie haben sich gelohnt. Für ihre Reise soll das in seiner Erwartung noch viel mehr gelten.

Mit seinen Augen will Koeppen damals *die Staaten als Gottes eigenes Land* erkennen. Er steuert *die Neue Welt zu Schiff* an. Gleich zu Beginn der Reise will er spüren, *dass ein Ozean die Kontinente trennt*. Er hat die Staaten mit der Bahn bereist, durch die großen Städte am Golf von Mexico vorbei zur Westküste hin und an den großen Seen vorbei wieder zurück. Er sieht vom Zug aus, schon auf dem Weg von New York nach Washington, wie die menschlichen Siedlungen außerhalb der großen Städte *versprenkelter Aussatz im Gemälde der großen Natur* sind. In New York spaziert er im Schatten der hohen Türme, die *nicht Gott loben, sondern selber die eigene Allmacht errechnet haben*. Er hört die Sirenen eines Feuerwehrezuges, und er sieht, die Katastrophen des letzten großen Krieges, der Nacht des Jahrhunderts noch vor Augen, schon *einen Wolkenkratzer brennen, den Broadway lohnen*. *Gewaltige Katastrophen* scheinen ihm *hier in der Luft zu liegen*. Da ist er seiner Zeit schon weit vorausgeeilt, denkt Henning, als den Reisebericht von neuem liest. Dass er später im Angesicht des Pentagon die *Festung* erkennt, *in der man beschließen wird, wann wir sterben werden*, kennzeichnet seinen pessimistischen Blick. Die Prognose ist so noch nicht eingetreten – doch weiß man nicht, ob unsere eher trübe Wirklichkeit seiner Phantasie nur ein wenig hinterherhinkt. Für Menschen in anderen Ländern dieser Welt, von Vietnam bis zum Irak, wurde die ja längst real.

Aber Koeppen hat auch die Ambivalenzen betont, er spürt in Los Angeles, dass er *am Rande eines immensen politischen Kraftfeldes* steht, *in dem die Zukunft der Menschheit beschlossen sein mochte, der schönsten Entfaltung oder der ewigen Verdammnis* gewiss. Und angesichts des unübersehbaren Hangs zu Denkmälern und zu *allen Überbleibseln einer kurzen Geschichte* erkennt er, *dass alle diese dem Europäer verdächtigen Symbole hier nicht tote Schulbuchstücke, Fessel der Entwicklung waren, sondern noch erlebte Gegenwart, immer noch gefühlte Freude, ein Staat geworden, aus der ganzen Welt zu einer Nation zusammen gewachsen zu sein, und dies nicht durch Eroberung, durch Unterjochung, sondern durch Aufstand und Befreiung*. Und er übersteigert diesen Eindruck noch, denn er fährt fort: *Nicht der Zwang hatte hier Größe geboren, sondern die Freiwilligkeit. Der schöne Gedanke der Menschenrechte, der Stolz, Zuflucht der Verfolgten, Freistatt der Bekenntnisse, das Bewusstsein, Bürger und nicht Untertan zu sein, und ein immer noch spürbarer anticolonialer Effekt, heute freilich oft durch Winkelzüge der Politik beunruhigt und verwirrt, belebt angenehm die Luft*.



Hannah Arendt wird dreizehn Jahre später angesichts der Geschichte des Vietnamkrieges nicht von Winkelzügen, sondern von der *Lüge in der Politik*, von *Täuschungen*, *Selbsttäuschungen*, *Lügen*, *Ideologisierung* und *Wirklichkeitsverlusten* sprechen. Aber auch sie geht noch davon aus, *dass ein entscheidender Wandel des amerikanischen Nationalcharakters erforderlich wäre, bevor dieses Land sich auf eine aggressive Abenteuer-Politik mit Erfolg einlassen könnte*. Sie mag damals recht gehabt haben. Aber wir sind noch einmal 45 Jahre weiter, wir haben 9/11 und die Folgen erlebt, und der *Sinkflug des Adlers*, von dem Immanuel Wallerstein spricht, ist im Gange. 1971 konnte Daniel Ellsberg es als Mitarbeiter des CIA noch wagen, die von Robert Mc Namara als Verteidigungsminister in Auftrag gegebenen geheimen Analysen zum Verständnis des längst erkennbaren Desasters der amerikanischen Vietnam-Politik zu veröffentlichen - und dann im Lande zu bleiben. Heute ist Edward Snowden gut beraten gewesen, die Vereinigten Staaten via Honkong in die Transitzone des Moskauer Flughafens zu verlassen. Russland war am Ende das einzige Land, das Asyl bot: Flucht aus einem Land, in dem die Demokratie heute nicht mehr funktioniert, wie einer seiner früheren Präsidenten konstatiert, in ein Land, in dem sie noch nie richtig funktioniert hat. Anders als in der „Nacht des 20. Jahrhunderts“ gibt es heute keine Orte mehr, in die man aus Überzeugungen heraus fliehen kann. Und derweil regiert in Amerika ein Donald Trump, heizt Tag für Tag per Twitter die populistischen Verfälschungen der Wirklichkeit neu an, macht die Lüge in der Politik bedenkenlos zur Regel. Hier würde Snowden nie und nimmer eine faire Chance vor einem Gericht bekommen. Und so lebte er nun im Exil in ein Land, in dem die Lage nochmals schlimmer ist, das aber in der Konkurrenz zwischen globalen Mächten Nadelstiche setzen kann, indem es ihm Asyl gewährt.

Vor Beginn ihrer Reise steht bei Henning also sehr viel Nachdenklichkeit. Hans Magnus Enzensbergers *Elixiere der Wissenschaft*, ein wenig agnostische Reflexionen über den technischen wie auch sozialen Fortschritt, hat er nicht nur im Reisegepäck. Er liest darin bereits vorher – und er wird sie auf dem Hinflug zur Hand haben. Er will die Reise schließlich zu Gesprächen mit Markus nutzen. Und der hat, anders als er, eher einen naturwissenschaftlich geprägten Blick auf unsere Welt – mit einiger Offenheit für Science Fiction oder auch Fantasy-Romane. Vor längerer Zeit hat er seinen Vater mal in eine Diskussion über ihr unterschiedliches Wissenschaftsverständnis verwickelt. Ein wenig ist es ihm so vorgekommen, als begegne ihm die Weltsicht Stanislaw Lems. Darauf will er dieses Mal gut vorbereitet sein, aber vor der Reise hat er den Enzensberger dann doch nicht ganz geschafft. Am Silicon Valley würden sie ja vorbeikommen. Ihre Reise soll sie von Düsseldorf aus über Atlanta nach Las Vegas führen. Von dort aus wollen sie in gut eineinhalb Wochen durch Nevada, Uta und Colorado fahren. Über einen zweiten Zwischenstopp in der Vergnügungsmeile Amerikas soll es weiter durch das Death Valley nach Kalifornien gehen, über den Kings Canyon und den Yosemite-Park nach San Francisco, dort auch ins Silicon Valley und dann die Pacific-Küste hinauf bis nach Los Angeles.

Henning gehen an diesem Abend und in der letzten Woche vor ihrer Reise viele Gedanken durch den Kopf. Er geht keinen davon systematisch nach. Er liest ein wenig

in einigen weiteren Reiseführern, schaut sich ein paar Dokumentarfilme über den Südwesten der USA an. Markus hat sie aus der Videothek heruntergeladen. Er geht noch einmal mit Kai Essen und ins Kino, bringt sich langsam in Urlaubsstimmung. Der 8. April, ihr Abreisetag, rückt näher.

**Die Straße wirkt sehr leer.** Sie ist längst für den Autoverkehr gesperrt, aber von dem Demonstrationzug ist noch nichts zu sehen. Allenfalls ein Polizist auf seinem Motorrad könnte als erstes Vorzeichen angesehen werden. Dabei müssten die Demonstranten zum 1. Mai hier längst eingetroffen sein. Er hat sich wirklich beeilen müssen, um rechtzeitig hier zu sein. Und nun wartet er hier oben auf der Brücke, zusammen mit etlichen Anderen. Ein, zwei Bekannte hat er schon getroffen, ein paar Worte mit ihnen gewechselt. Die offenkundige Verzögerung kann keiner von ihnen sich erklären. Henning hat den Demonstrationzug in den letzten Jahren immer hier abgepasst. Er ist nicht mehr so gut zu Fuß. Er hat ihn an sich vorbeiziehen lassen, geschaut, wie viele bekannte Gesichter er noch entdecken kann unter den Älteren. Er hat sich ein klein wenig über das bunte Bild der Gewerkschaftsjugend gefreut. In den letzten Jahren ist die Zahl jüngerer Demonstrationsteilnehmer wieder ein wenig gewachsen. Er reiht sich immer auf dem letzten Stück Weg in den Stadtpark ein. Hier findet die Maifeier als ‚Familienfest des DGB‘ statt. Gar nicht einmal so ganz schlecht besucht, Aber im Grunde nicht viel mehr als ein alljährlich wiederholtes Ritual. Weil sie das genau so empfindet, kommt Kai seit einigen Jahren nicht mehr mit. Schon viel früher haben ihre beiden Söhne kein Interesse mehr an den Maikundgebungen gehabt. Fast schon seit der Zeit, als die Hüpfburg ihren Reiz für die verloren hat.

Er wird gleich an den Ständen der Mitgliedsgewerkschaften des DGB vorbeigehen und an den anderen, denen von Jungsozialisten, Linkspartei, Deutsch-Kubanischer Freundschaftsgesellschaft bis hin zu den linken Sekten, die hier ihren Klassenkampf neu beleben wollen. Noch immer halten sie sich fest an einem geschichtsmetaphysisch aufgeladenen Klassenbegriff. Er wird sich wieder an den Ständen freuen, die von Organisationen verschiedener Bevölkerungsgruppen mit Migrationshintergrund aufgebaut werden, etwa den Kurden. Gewöhnlich trifft er ein, zwei Hände voll von Kollegen, die er aus früheren Jahren noch gut kennt, darunter drei oder vier, die wie er im Institut gearbeitet haben. Das sind einmal mehr gewesen.

Familientreffen eben. Man trifft bekannte Gesichter wieder, tauscht sich ein wenig aus, lässt vielleicht diese oder jene älteren Erinnerungen noch einmal aufleben. Wie er selbst und wie die meisten, die hierher kommen, würden sie wohl auch heute den Reden des offiziellen Veranstaltungsprogramms kaum zuhören. Er wird lieber einige Gespräche führen, ein Bier trinken und eine Bratwurst essen, den Kindern in ihrer Hüpfburg einen Moment lang zuschauen, bei gutem Wetter vielleicht noch eine zweite Runde drehen. Vielleicht traf man ja noch einen unerwarteten anregenden Gesprächspartner.

Der Demonstrationzug ist immer noch nicht zu sehen. Er merkt, dass er ein wenig ungeduldig wird. Auf der anderen Seite ist er zufrieden darüber, dass er es noch pünktlich geschafft hat. Vermutlich ist er heute der am weitesten angereiste Teilneh-

mer dieses Maikundgebungs-Rituals. Gestern ist er schließlich noch in Los Angeles gewesen. Jetlag also und etwas übermüdet nach dem Rückflug nach dreieinhalb Wochen Sightseeing Tour. Aber danach kommt dieses Familienfest im Grunde genau richtig. Schlafen könnte er jetzt am Tage nicht, und die Aufräumarbeiten in Haus und Garten konnten ruhig ein wenig warten. Nur der Zeitplan stimmte heute Morgen nicht. Doch nun bewegt sich etwas. Hinter der Straßenbiegung, die man in drei- vierhundert Metern Entfernung schwach einsehen kann, kündigt sich der Zug langsam an. Zwischen den schon belaubten Bäumen meint er, das Blaulicht eines Begleitfahrzeugs der Polizei flackern zu sehen, etwas schemenhaft kann er dahinter auch erste Fahnen und Transparente erahnen. Der Demonstrationzug naht.

Einige Minuten später lässt er ihn an sich vorbeiziehen, über die Brücke und dann weiter in Richtung auf den Park. Das Programm läuft wie gewohnt ab – mit ein, zwei Unterschieden. Der Block der Gewerkschaftsjugend, und gleich dahinter der diversen linken Gruppierungen und Sekten ist größer, vor allem aber lauter als sonst. Dem, der wie er, noch jedes Jahr hierher kommt, kann das kaum entgehen. Aber im Grunde sind das Feinheiten. Die Medien werden wie üblich knapp berichten. Es ist die Erinnerung an eine alt-ehrwürdige Geschichte, die hier wachgehalten wird. Ein paar rote Fahnen, auch dieses Mal irgendwo im Demonstrationzug mitgeführt, erinnern schwach daran. Sonst sind es die immer gleichen Abläufe, die diesen Tag für die bestimmen, die sich hier noch treffen. Bemerkenswert und empörend sind heute allerdings die Informationen der Regionalvorsitzenden des DGB zu Beginn der Kundgebung. Der Zug sei an seinem Ausgangspunkt von einer größeren Gruppe von Neonazis angegriffen worden. Die Polizei sei selbstverständlich eingeschritten. Aber dieser skandalöse Vorgang sei der Grund für die eingetretene Verzögerung.

Herzkammer der Sozialdemokratie denkt Henning, so hat man die Stadt einmal genannt. Das wird langsam auch Geschichte. Heute haftet ihr schon der Ruf an, dass es hier eine besonders aktive Neonazi-Szene gibt. Und die zeigt sich eben. Der allgemein anwachsende Rechtspopulismus stärkt seine radikalen Kerne – und dann testen die eben aus, was so möglich ist. Und all das wird befeuert durch die Entwicklungen jenseits des Atlantiks, denkt er weiter. Bei seinen Gesprächen heute berichtet er hie und da ein wenig von seiner Reise. Vor allem über den touristischen Urlaub, den er und Markus genossen haben. Auf ihrer Rundreise durch den Südwesten konnte man allerdings ganz gut erahnen, woraus dieses neue ‚America first‘ erwuchs. Hätte er dem ernsthaft nachgehen wollen, es hätte einer ganz anderen Planung und eines anderen Programms bedurft. Doch auch so gilt: es ist ein sehr fremdes Land gewesen, das sie bereist haben.

„**Wie kommst du denn hierher?**“ fragt ihn plötzlich eine Stimme von hinten, während eine Hand auf seine Schulter klopft. „Ich dachte, Du wärst noch bis Ende der Woche jenseits des großen Teichs, wo der Fortschritt wohnt – und wo nun Donald Trump regiert. Na ja, so erhöhst du die Zahl der ‚letzten Mohikaner, die aus unserem Institut zur Maikundgebung kommen, ganz signifikant.“ Henning dreht sich um. Ute sieht ihn mit einem schiefen Grinsen an.

„Hi“, erwidert er. „Ich bin heute früh morgens ganz planmäßig in Düsseldorf gelandet. Aber die Mohikaner sind Waldindianer aus dem Osten der USA, und wir waren im Südwesten. Ein paar bekannte Gesichter aus dem Institut habe ich heute im Übrigen schon gesehen“. Nach einer kurzen Pause fährt er fort: „Aber es stimmt schon irgendwie, nur eben ein bisschen anders. Wenn du nicht nur mit dem touristischen Blick reist, dann kannst du schon sehr nachdenklich werden: Dort im Silicon Valley arbeiten die großen Macher an den Technologien, die die Globalisierung im neoliberalen Geist weiter vorantreiben, und hier bist du dann auf dieser Maikundgebung nach altgewohntem Muster. Tsunamiwelle und Familientreffen. Das geht mir im Augenblick jedenfalls so durch den Kopf. Aber wem sag ich das? Du bist doch diejenige, die sich mit Wissenschaft und Technik und Technikfolgenabschätzung jahrzehntelang auseinandergesetzt hat.“

Henning holt sich noch ein Bier. Sie finden zwei freie Plätze an einer der Tischreihen nahe der Haupttribüne, auf der inzwischen ein Kinderprogramm läuft. Sie tauschen sich ein wenig aus. Zuerst über die Attacke der Neonazis, aber auch Ute ist nicht im Demonstrationzug gewesen und erst später gekommen, dann ein wenig über Hennings Reise. Der beginnt seinen Kurzbericht mit Kalifornien und San Francisco. Die Stadt sei in der Tat eines der Highlights gewesen, meint er. Fishermans Wharf, dort an den Piers entlang zu bummeln, Down Town mit einem Blick aufs Bankenviertel, weiter nach China Town, mit der Muni-People's Express Railway zu fahren, oder mit einem von den Cable Cars, eine Stadtrundfahrt mit dem Bus, das sei schon ein prima touristisches Programm gewesen – und die Stadt eben die, die am ehesten europäisch gewirkt habe, wenigstens ein bisschen.. Aber die Fahrt dorthin habe eben nicht nur die kurze Episode die Hippie-Jahre in Erinnerung gerufen, also Scott Mc Kenzies *When You're going to San Francisco*. Silicon Valley sei dann ja nicht weit, und das sei dann die Gegenwart – und das Zukunftsversprechen der immer neuen und doch immer gleichen Technikutopien - bunt schillernd und vieldeutig. Darauf einen realistischen Blick zu gewinnen, daran hätten sie ja einmal gearbeitet. Von den Machern dort werde die weitere Perfektionierung unserer Welt verheißen, und zugleich die vollständige Unterwerfung unter den *losgelassenen Verzehrungsprozess*, von dem die Arendt geschrieben habe.

Schnell sind sie bei den Advenisten der Technik a la Ray Kurzweil und bei Enzensbergers scharfer Kritik an den Putschisten im Labor; und Henning gerät nun richtig in Fahrt: Gerade vor dem Hintergrund der tief eindrucksvollen Naturerlebnisse im ersten Teil ihrer Reise sei ihm die abgrundtiefe Hybris und Dummheit der Träume solcher Gurus richtig bewusst geworden. Die Vorstellungen von einer künstlichen Intelligenz, nicht mit dem Makel der Sterblichkeit behaftet, die uns Menschen schließlich ersetzen werde, die unsere kleine menschliche Ewigkeit auf dieser Erde ins Unendliche hinein verlängern solle, aber ohne und Menschen, das alles sei ihm im Licht seiner Natureindrücke auf dieser Reise richtiggehend lächerlich vorgekommen. Eher würden nach dem Menschen noch die Granitfelsen fortdauern im Yosemite State Park. Das habe er bei sich gedacht beim fast andächtigen Betrachten dieser Landschaft. Mit dem möglichen Ende des Anthropozän würden mit uns vielleicht die nach unse-

rem Maßstab fast schon schier unendlich alten Sequoias, die Mammutbäume verschwinden. Wir seien da ja wirklich auf dem ‚besten Weg‘. Diese Bäume seien schlicht Ehrfurcht gebietend, so unendlich filigraner als Alles, was unsere Zivilisation, so besonders weit ‚fortgeschritten‘ in diesem Land, in *Gods own Country*, hervorgebracht hat oder hervorbringen will. Näher betrachtet seien die Grauhörnchen oder die Hasen in Devils Garden ungleich kunst- und eindrucksvollere Produkte der Evolution als alles, was menschliche Wissenschaft und Technik hervorgebracht habe. Es sei schon so wie mit Enzensbergers *Hasen im Rechenzentrum*, der, dem schnellsten Rechner noch allemal überlegen, seine Haken schlägt, und aus dem Eozän an uns vorbei in eine Zukunft hoppelt, *reich an Feinden/doch nahrhaft und geil/wie der Löwenzahn*. Die Naturschauspiele dort im Südwesten seien grandioser als alles, was man im Silicon Valley finden könnte oder gar in Las Vegas.

Ute nickt. Sie kann nicht widersprechen. Aber Hennings Blick auf die menschlichen Technikutopien reizt sie dann doch zu einer ihrerseits bissigen Bemerkung: „Ich denke, du hat völlig Recht, aber wenn ich mir überlege, dass wir ein solches Gespräch auf einer Maikundgebung führen, also an einem Ort, wo früher, also zu Zeiten von deren Beginn, einmal andere Utopien einer lichten Menschheitszukunft die Mairdner beflügelt haben, dann ist das doch irgendwie ein weiterer Grund, ins grübeln zu kommen“, sagt sie schließlich. Beide lächeln.

Sie führen ihr Gespräch dann noch eine Weile fort, eher ein Small Talk ohne tief-schürfende Gedanken aus Anlass von Hennings Reise. Dann hat der sein Bier ausgetrunken. Ute will noch eine Runde drehen und sehen, wen sie vielleicht noch trifft, und Henning denkt daran, so allmählich nach Hause zu fahren. Eine kurze Weile bleibt er noch versonnen sitzen. *Heute liegt Amerika in Kalifornien*, hat Michael Neumann vor dreißig Jahren geschrieben, als das neoliberale Projekt mit den Raegonomics in Fahrt gekommen ist, denkt er bei sich. Das hat jenen epochalen Umbruch von Wirtschaft und Gesellschaft, eingeleitet, mit dessen Resultaten wir heute konfrontiert sind. Für dessen menschengemäße politische Gestaltung bräuchte es viel mehr, als derzeit absehbar ist. In Kalifornien, nicht zuletzt dort ist aus dem *Land off the free* das *gelobte Land der Armen* geworden - vor über einhundert und fünfzig Jahren, als mit dem Gold-Rush das Land der Träume einen weiteren Aufbruch begonnen hat. Irgendwie ist Kalifornien ihm wie ein eigentlich ‚wurzelloser Staat‘ vorgekommen. Wahrscheinlich hat man dort damals, zu Zeiten seines Anschlusses an die Vereinigten Staaten, den Aufbruch der Neuenglandstaaten kaum vom Hörensagen gekannt. Und heute will Trump gegen die Armen, die aus dem Süden in das gelobte Land drängen, eine Mauer errichten. Er hängt noch einmal seinen Gedanken nach.

**Im Silicon Valley blühen die Träume** eines zweiten vergoldeten Zeitalters – durchaus aus der Zeit der Hyppies und dann der Reagonomics heraus. Es sind die Träume unserer digitalen Welt. Das erste, das war die Zeit der Carnegies und Rockefellers an der Wende zum 20. Jahrhundert. Mark Twain und James Dudley Warner haben dafür diesen treffenden Begriff des *gilded Age* geprägt. Ein Land der

Träume und der Traumfabriken also, aber von Alpträumen auch: Die deutschen Schriftsteller des Exils konnten ihn hier weiterdenken, für die Zeit nach dem Krieg, den Traum unseres demokratischen Projekts. Doch Aldous Huxley, seit 1938 lebt er in Los Angeles, hat uns den Alptraum seiner *schönen neuen Welt* gestaltet. Ausgesponnen und ausgebrütet werden die Träume und Alpträume weiter von den Drehbuchschreibern für die Studios von Hollywood, oder von den Advenisten der Technik im Silicon Valley. Dave Eggers hat uns ein Bild davon gezeichnet in ihrem Roman *The Circle*.

Er bringt seinen leeren Plastikbecher zurück und macht sich auf den Weg, zunächst zurück zu der Brücke, wo er vorhin den Demonstrationszug erwartet hat, dann weiter die Treppe hinab zur U-Bahn-Station. Er muss nicht lange warten. Die Bahn ist ziemlich leer. Für zwei drei Minuten döst er, nun doch etwas müde, vor sich hin. Dann ist er mit seinen Gedanken doch wieder bei den menschlichen Fortschrittsträumen. Sein abendliches Gespräch mit Markus in ihrem Motel bei San Francisco steht ihm plötzlich wieder ganz klar vor Augen. Das Silicon Valley und die Zukunft der Welt sind da zwischen beiden zum Thema geworden. Sie haben am Abend im Motel die nächsten Tage geplant. Zwei oder drei Tage San Francisco, das ist die erste Frage gewesen. Schnell stand fest: sie werden nach dem zweiten Tag noch einmal übernachten, lassen aber offen, wann sie dann am dritten weiterfahren wollen. Dann hatte sich ein intensives längeres Gespräch entwickelt: Markus hat vorgeschlagen bei der Weiterfahrt von San Francisco durch das Silicon Valley zu fahren, dann aber rasch auf die Route 101 zu wechseln und die Pacific-Küste entlang weiter nach L.A. Er hatte zugestimmt. Über Google, Apple und Facebook sind sie dann rasch bei den Zukunftsversprechen von Wissenschaft und Technik gelandet. Henning hat ihn daran erinnert, dass Kurzweils Traum eines schier unendlichen technischen Fortschritts, bis hin zu einer Art ewigem Leben, in einem anderen Urlaub ja schon einmal zwischen ihnen ein Thema gewesen ist. Markus hat sich daran erinnert, dann aber ziemlich nüchtern Position bezogen:

„Okay“, hat er gesagt, „was der Kurzweil da so an Träumen hat, das finde ich auch etwas irre. Aber deine pessimistische Sicht auf die Zukunft, die teile ich auch nicht. Und ich behalte mein Vergnügen an der Science Fiction, vielleicht auch an Deinem Stanislaw Lem. Aber man muss natürlich Phantasie und Wirklichkeit unterscheiden können. Der Lem ist ja wohl letzten Endes auch ein großer Pessimist bei seinem Nachdenken über unsere Zivilisation, jedenfalls nach dem, was du so sagst. Und was Dein Enzensberger über den Hasen im Rechenzentrum schreibt, hat ja was für sich. Nur ist eben die Bionik eine durchaus zukunftssträchtige Technikentwicklung. Und das geht ja weiter. Und überhaupt: was kann die Zukunft besser machen, wenn nicht Wissenschaft und Technik? Und genau darum geht es ja bei den all verschiedenen Projekten, die heute über die IuK-Technologien möglich werden. Und die haben doch auch einen ökologischen Innovationsaspekt. Das sind kleine Schritte. Nicht alle werden umgesetzt, aber immerhin“.

---

„Als ob ich ein Gegner jeglichen technischen Fortschritts wäre“, hat er geantwortet. Die Frage sei nur, wer ihn mache, wie er gestaltet werde und ob und wie das alles Thema öffentlicher Debatten sei. Der Lem sei da zwar demokratieskeptisch gewesen; aber er habe zu Recht gemeint, dass die Entwicklung in eine falsche Richtung laufe. Stichwort militärisch-industrieller Komplex. Darauf hat Markus wieder ziemlich nüchtern, aber auch desillusioniert geantwortet.

„Klar, wer herrscht, nutzt die Technik auch zu seinen Zwecken“, hat er eingeräumt. „Dann bauen die Amis also Drohnen für militärische Zwecke und der CIA bespitzelt uns im Netz. Das ist alles andere als toll. Das wird dauern, ehe sich da was ändert. Und wenn die hier so blöd sind und den Trump wählen, dann dauert es eben noch länger. Da können wir ruhig schimpfen. Nur, wie sollen wir daran etwas ändern? Du hast gut reden. Du hast dein Arbeitsleben hinter Dir und nun ganz viel Zeit zum Lesen und Nachdenken. Ich hingegen habe mich in meinem Studium festgefahren. Anders als du früher, habe ich auch irgendwie nicht das Thema gefunden, das mich wirklich fesseln würde. Politisch bin ich auch unzufrieden, zumal wenn ich sehe, wen die Leute in diesem Land gewählt haben. Trotzdem denke ich, auf lange Sicht wird doch einiges besser werden. Die Menschen lernen letztlich doch dazu.“

Henning hat versucht, dieser pragmatischen Nüchternheit seines Sohnes positive Seiten abzugewinnen. Vor allem dessen Mangel an persönlicher Perspektive betrübt ihn. Immerhin besser als Stefan, denkt er bei sich. Der ist in seiner Kritik an unserer Gesellschaft einerseits deutlich radikaler. Im Politikbetrieb, der allenthalben herrsche, sieht der überall nur Korruption - und Machtmechanismen, denen gegenüber man weitestgehend hilflos sei. Er ist also im Grunde unpolitisch. Ausgerechnet sein „Kurzer“ - früh ausgezogen um, in seinen eigenen Worten erst einmal sich selbst zu finden - richtet sich bequem in einem esoterischen Weltbild ein. Er setzt dann weiter, sehr naiv auf Wissenschaft und Technik, auf einen Fortschritt also, der es am Ende doch richten soll. Im Hintergrund aber imaginiert zuletzt die Esoterik eine große Harmonie, die alles heilen wird. Ersthafte Debatten über dieses Weltbild sind zwischen ihnen recht bald gescheitert. Hartnäckige Bemühungen, ernsthaft ins Gespräch zurück zu finden, haben nicht sehr weit geführt. Denn letztlich ging es hier um Glaubensfragen. Vielmehr als Akzeptanz dafür, dass die nicht jeder teilen müsse, war kaum möglich.

An diesem Abend nun hat Henning bald gemerkt, dass ihm auch mit Markus ein wirklich konstruktiver Meinungsaustausch nicht gelingen wollte. Ziemlich bald hat auch sein Großer zugemacht. Wahrscheinlich hatte er, darüber hat er später lange nachgedacht, den Zeitpunkt schlicht verpasst für solcher Art Gespräche zwischen Sohn und Vater – damals als Markus sie vielleicht gebraucht hat, er aber wegen seiner schweren Depression dazu nicht in der Lage war. Und Stefan wird das nicht entgangen sein. Er hat solche Gespräche später nie gesucht. Heute jedenfalls fehlten allen beiden vieles an Beharrlichkeit und Träume, für eine Suche nach Antworten, in denen er, Henning, Aussichten für Perspektiven sah.

---

Wenigstens aber wollte er Makrus an diesem Abend noch ein wenig ‚kitzeln‘. Also hat er gesagt: „Komisch, in deinem Fantasy-Hörbuch, das wir hier auf unserer Fahrt hören, sind es, wie immer, wenige, eben große Helden, die ganze Welten retten. Jetzt wirst Du sagen, *eben*: das ist Fantasy. Trotzdem, da träumen sich die Leute doch rein. Was ist mit Deinen Träumen hier in unserer Welt, gegen ihr Elend – bei uns zu Hause und gerade auch in diesem Land? Zugegeben, auf dieser Reise sehen wir das richtige Elend nicht, aber was ist mit unseren Träumen hier, für diese Welt? Die Comic-Helden auf dem Strip in Las Vegas sind selbstverständlich Hirngespinnste, nette Märchen für Erwachsene bestenfalls – nein, eher für solche, die niemals erwachsen werden sollen und wollen. Aber wenn die Menschen wirklich träumen würden, wie Martin Luther King *I have a dream!*, dann denk ich, wäre das ein Anfang um ans Nachdenken zu kommen und gemeinsam mit Vielen was zu ändern.“

**Markus hat ihn ausgebremst.** Leicht ironisch hat er aus der *Internationale* zitiert *Uns aus dem Elend zu erlösen / können wir nur selber tun*. Sei ja nicht so gekommen: weder mit der Verelendung, noch mit dem Selbertun. Das höre sich vielleicht gut an, aber er sehe das nicht. Viel zu Viele hätten sich bequem eingerichtet. Und selbst wenn das nicht so sei: „Die Welt ist wie sie ist“ hat er gesagt. Aber vielleicht werde sie trotzdem ganz allmählich ein wenig besser. Nur das wir Hanseln das machen? Nee, dann sei er wieder bei der Technik. Damit müssten alle umzugehen lernen. Und das helfe dem Denken im Übrigen auch weiter.

Henning hat noch einmal versucht, sich dagegen als Gesellschaftswissenschaftler ins Spiel zu bringen. „Wir müssen auf die Bilder schauen, die wir uns von uns selber machen, und auf die Verhältnisse, in denen solche Menschenbilder heute wuchern“, hat er gesagt, und dann auf die Bilder verwiesen, die die Macher unserer schönen neuen, neoliberalen Welt von der Zukunft entwerfen. Darüber ist er richtig in Fahrt gekommen: „Schau mal, morgen da kommt San Francisco. In meiner Jugend war das *San Francisco Nights*, war das Woodstock. Gut die Hippies damals hatten schon naive Träume. Und einige von denen haben damals auch vor allem auf Technik gesetzt – und an deren vorläufigem Ende steht nun das Silicon Valley. Und okay, auch der Aufbruch davor, der von uns 68ern, der hat die Welt nicht so verändert, wie wir dachten. Aber wir *hatten* Träume. Heute sehe ich grad bei uns in Deutschland sowas kaum. Und hier, hier ist dies ‚America first‘. Dieser neue Nationalismus ist doch geradezu ein Albtraum“.

Eine Weile lang ist das so hin und her gegangen, hat sie aber nicht wirklich weiter gebracht. Markus hat zugestanden, dass sie viel gewollt hätten mit ihrer neuen Welt, aber gebaut hätten sie doch wohl eher nicht. Und wenn er ihn jetzt so höre, dann sei das doch fast schon eine Apokalypse, die er ausmale..Er sehe das nicht so finster. Vor allem aber habe er gerade genug damit zu tun, für sich in seinem Leben die nächsten Schritte hinzubekommen. Er, Henning, hat schließlich ein wenig eingelenkt. Ein Stück weit seien sie sich ja beide einig. Sie spielten beide nicht so gerne mit in diesem Stück, das in der Welt gegeben werde, so wie sie heute sei. Der Unterschied liege eher da, dass er sich sehr sicher sei, dass es so nicht einfach immer weiter ge-



spielt werden könne. Arbeit und Wirtschaft müssten anders organisiert werden, wenn Arbeiten und Leben gut zusammengehen sollten. Das spüre Markus doch an seinem eigenen Leben. Auch die Öko-Krise, die absehbar heraufziehe, sei ihnen beiden doch bewusst. Und dass die Welt auch geopolitisch immer krisenhafter werde, das sehe man ja nicht zuletzt an Trump. Und vermutlich seien sie sich auch einig, dass die Leute immer mehr die Nase voll davon hätten, wenn die Berufspolitiker beredt lächeln und ihnen dann stets von neuem sagten, dass sie die Sache schon für sie geregelt kriegten. Die offene und Strittige Frage sei wohl vor allem die, woher neue politische Veränderungsimpulse kommen könnten.

Henning erinnert sich, dass er am späteren Abend nach diesem Gespräch noch eine Weile wach gelegen hat. Er hat über Meredith Haafs Aufsatz über die Generation der „TINA-Kinder“ nachgedacht. Ganz so, wie die das beschrieb, war das bei Markus vielleicht nicht. Dessen nüchterner Blick auf die Autologik der ablaufenden Prozesse war ja durchaus kritisch. Die einseitige Orientierung auf die Technik war das Problem – und die bloße Desillusionierung über den herrschenden Politikbetrieb. So fand der sich letztlich mit der Haltung der Meisten ab, so nach dem Motto „Weiter-so, es ist noch immer irgendwie voran gegangen“. Das ist schon immer mehrheitsfähig gewesen - und am Ende verheerend. Und dann ist ihm wieder die Arendt im Kopf herumgeschwirrt: Das Neue sei gegen das Weiter-so stets ein gänzlich unwahrscheinliches Ereignis, hat sie geschrieben. Und die Zeitfenster zur Entwicklung des Neuen sind nur offen für begrenzte Zeit, hat er vorm Einschlafen zuletzt gedacht.

**Es ist eine Wüste sinnlosen Zeitvertreibs** gewesen, auf die sie in Las Vegas getroffen sind. Als er, Markus und Kai nun am späten Nachmittag dieses 1. Mai bei auch sonnigem, aber zum Glück nicht zu heißen Wetter auf ihrer Terrasse sitzen, beginnen er und Henning ihren Bericht über die ihnen wichtigsten Reiseeindrücke mit dieser Stadt. Das führt immerhin rasch weiter zu den grandiosen Landschaften des Südwestens, also zu der Urlaubsreise und damit weg von den durchaus trüben Gedanken, die Henning während der dreieinhalb Wochen immer wieder mal durch den Kopf gegangen sind. Vor allem Markus schwärmt von seinen Landschaftseindrücken. Und Kai lässt sich gerne von den touristischen Seiten dieses Urlaubs erzählen. Urlaubsfotos haben sie untereinander wechselseitig ja schon per E-Mail ausgetauscht. Markus bleibt heute zwar noch eine Weile bei ihnen sitzen. Doch anders als Henning geht er dann früh oben in sein früheres Zimmer und schläft. Henning hingegen ist müde und zugleich aufgekratzt. Also tauschen er und Kai die wichtigsten Eindrücke ihrer Urlaube aus. Und jedenfalls hat er diese Stadt, Wüste in der Wüste, genauso so erlebt – ein wenig wie einen Brennspiegel. Und der eignet sich als Einstieg für seinen Bericht. Bei der Schilderung der Urlaubslandschaften, unterlegt mit weiteren Fotos auf seinem I-Pad, wird er ausführlicher.

Über Las Vegas also: eine Stadt bestehend aus Hotelpalästen und Casinos, protzig, bunt oder in Disney-World-Architektur will er gleich erzählen. Wie in einem Zerrspiegel begegnet einem hier der amerikanische Traum, denkt er bei sich, während er noch Kai zuhört, halbwegs jedenfalls. Man sieht die versehrte Seele, die ihn träumte,

die *durch Aufstand und Befreiung* voran wollte in eine bessere Welt. Noch immer sind die USA die Weltmacht. Und Eugene O'Neill hat womöglich Recht, als er schrieb: In den Machtspielen mit anderen Staaten sei der Hegemon versucht, die *eigene Seele zu besitzen, indem man etwas außerhalb der eigenen in Besitz nimmt, dadurch aber das eigene wie auch das eroberte verliert.*

Dann berichtet er: „Hier in Las Vegas, diesem einmal von der Mafia erdachten Vergnügungszentrum, wird Geld gemacht, indem im Inneren die Seelen der Menschen in Besitz genommen werden“, beginnt er. „Das ist für mich wirklich ein Zerrspiegel des Alptrahms vom homo oeconomicus als homo ludens in dem Land, das die Märkte entfesselt hat. Sicher, man ist hier nicht im Zentrum dieser Welt, die gebannt ist vom *Gespenst des Kapitals*. Da hätten wir uns in New York oder in London umsehen müssen, und da wollte ich ja nicht hin. Nein in Las Vegas konnten wir in den Spiegel gucken, in dem ihnen dieses Gespenst eine Grimasse zieht.“

Kai wird schon nach diesen wenigen Sätzen ungeduldig: Nun red' doch nicht so, wie du vielleicht in deinen Essays schreiben magst. Du weißt doch, dass ich das nicht einmal gerne lese. Und im Übrigen, New York ist nach meiner Meinung durchaus eine Reise wert gewesen. Die Stadt ist schon toll. Aber die habe ich dann ja zusammen mit Elke unternommen, weil du nicht wolltest.“

„Ich habe dir dein Urlaubsvergnügen ja auch gegönnt“, erwidert er. „Aber ich halte es da eben mit Koeppen. Der hat vor über fünfzig Jahren gemeint, am Broadway *die Urzelle des Lärms und der sinnlos vergeudeten Zeit gefunden zu haben*. Und die ist in Las Vegas gewuchert. In direkter Nachbarschaft zu Utah, dem Staat der Mormonen, der Heiligen der Letzten Tage, liegt die Vergnügungsmeile des gesamten Amerika. Und die ist keine Oase, sondern eine Wüste in der Wüste.“ Sofort schießt ihm Arendts zivilisationskritisches Metapher von Wüste und Oase in den Kopf – die Wüste als der Ort, der der Politik offen steht, doch vom politischen Handeln der Menschen eben nicht wirklich menschlich gestaltet ist, und die Oasen als alle jene Felder des Lebens, die (größtenteils) unabhängig von politischen Bedingungen existieren, in denen wir vielleicht ein wenig Glück finden und in denen unser Vermögen des Leidens und Veränderns noch intakt ist - hier wird sie handgreiflich, denkt er bei sich. Dann unterbricht er das Gespräch, sagt er brauche gegen die aufsteigende Müdigkeit, Jet Lag eben, einen Espresso, steht auf, geht in die Küche, setzt sich einen doppelten Espresso auf. Dabei hängt er seinen Gedanken weiter nach.

Am frühen Nachmittag sind sie über den Las Vegas Strip spaziert: Am MGM-Grand-Hotel ist der *Boxkampf des Jahrhunderts* breit annonciert gewesen. – einer von etlichen vermutlich. Sie sind weiter flaniert, zum *New York New York*, weiter zum *Monte Carlo* und zu *Cesars Palace* bis zum *Paris* und von dort zurück. Ein einziger Jahrmarkt. Die Leute haben sich bisweilen für Las Vegas etwas schick gemacht, sind aber oft gekleidet gewesen wie am Strand eines beliebigen Urlaubsortes: Shorts, T-Shirt und Turnschuhe, Leggings, kleines Top. Er ist ins Grübeln gekommen über Schillers Wort, der Mensch werde erst ganz Mensch im Spiel. Er hat sich gefragt, wie die

Amerikaner ihr Las Vegas wohl erleben. Die Sehenswürdigkeiten dieser Welt sind hier versammelt, jedenfalls die des good old Europe: Vom Eiffelturm bis zur Rialto-Brücke die markanten Bauwerke großer Städte, die Sagen und Geschichten vom Excalibur bis Cæsars Palace. „Uns gehört die Welt, jedenfalls haben wir sie uns hierher geholt; hier lacht uns vielleicht das Glück, und die Versprechen der glitzernden Warenwelt, hier stehen sie vor Augen, vielleicht werden sie hier wahr“, so ähnlich könnte sich das den Besuchern präsentieren. Alles, so scheint es, ist hier denkbar, in diesem Trubel, der im Wortsinne die Zeit vertreibt – merkwürdiges Wort, sie zu nutzen wäre das Problem, hat ein Dichter mal geschrieben. Die Sätze sind Henning in den Sinn gekommen, als sie gemeinsam dort entlangspazierten. Er hat Markus diesen Gedanken nahezubringen versucht. Der hat erst genickt und dann mit den Schultern gezuckt. Dies sei Urlaub, an einem Ort wie diesem zwar auch nicht seine Sache, aber so ein wenig ggf. auch ganz unnütz vertane Zeit sei da doch erlaubt.

**Wieder auf der Terrasse zurück setzt er seinen Bericht fort.** „Also alle Schichten dieser Gesellschaft konntest Du da unter den Touristen sehen, bis zu den Bettlern hin. Es sind nicht viele gewesen, aber sie haben hier gesessen auf dem Las Vegas Strip. Mit ein paar Worten, hochgehalten auf einem Karton, haben sie auf sich aufmerksam gemacht: *No Home, no Money, even a smile will help* ist da zu lesen gewesen. Aber dies war eben Las Vegas, und da hat dann einer auch mal originelle Sprüche als Beitrag zu dem Trubel dieser Glitzerwelt geschrieben: *Girlfriend kidnapped by Ninjas – need money to learn Kung Fu*. Das haben wir da tatsächlich auf einem der Pappschilder lesen können“. Kai lacht. „Immerhin denkt er, zum Lachen habe ich nun mal bringen können. Also fährt er fort: „Und natürlich sind uns da auf unserem Spaziergang so ziemlich alle Abziehbilder aus den Traumfabriken begegnet: Mickey Mouse, Dark Vader, Spiderman, Batman und Joker, Superman und viele mehr. Alle die die Helden aus der Kinderwelt von Disney World und die Comic-Helden gegen all das Böse dieser Welt sind da unterwegs gewesen“. „Sie, die Besucher haben sich dann zu den Guten rechnen sollen, allerdings denen, die gegen die Welt des Bösen selbst nichts tun konnten, denn dafür gab es ja diese Helden“, denkt er bei sich und fährt fort: „Märchen für Kinder und Erwachsene also zwischen all den adaptierten Highlights dieser innerlich gähnenden Leere“, und nach kurzem Nachdenken fährt er fort: „oder aber von Aldous Huxleys schöner neuer Welt – und dazwischen sind wieder andere Reklame gelaufen für die eine oder andere Show, Menschen, verborgen unter Masken und Kostümen. Für das eine oder andere Angebot, und sicher wenig Geld, müssen sie Reklame laufen. Ihren Schweiß sieht und riecht man nicht.“

Er bemerkt, dass er Kai wohl schon wieder zu langatmig wird. Er lässt eine kurze Gesprächspause eintreten. Am Ende dieser Stippvisite, so erinnert er sich, sind Markus und er wieder in die klimatisierten Bäuche der Hotel-Casinos zurück gekehrt, um sich herum Gelsenkirchener Barock, bereichert um ein wenig Prunk einer ganz offenkundig herrschaftlich gedachten Welt, zu der man sich ganz zugehörig fühlen soll. Stetig sind sie von Musik berieselt worden. Ladenzeilen und Bars haben sich abge-

wechselt mit großen Hallen, in denen tausende einarmiger Banditen gestanden haben. Dann wieder Spieltische, auch solche, die schon elektronisch ausgestaltet waren. Schlechte Zukunftsaussichten für die wirklichen Coupiers haben sie signalisiert. Die neue, elektronische Variante gestattet tiefe Einblicke, sieht attraktiver aus und spart am Ende Geld.

„Das Kontrastprogramm vom zweiten Tag der Reise an könnte größer nicht gewesen sein“, setzt er neu an und wechselt nun mit seinem Bericht dorthin, wo sie sich während ihrer jeweiligen Reisen wechselseitig Chats mit Urlaubsfotos gemailt haben. Kai hat ihm in einer ihrer Mails geantwortet, sie finde die fortwährend rotfelsigen Landschaften des Südwestens der USA mit der Zeit ein wenig eintönig. Er schildert nun noch einmal eindrücklich wie abwechslungsreich diese Landschaftseindrücke auf ihn gewirkt haben. Aber er zeigt ihr nur ganz wenige seiner sicher über 500 Fotos. Es sind ohnehin zu viele. Er muss an den nächsten Tagen erst eine überschaubare Auswahl daraus treffen. Auch will er den Bericht von Markus nicht verdoppeln. Sie seien auf ihrem Weg in die Nationalparks in Utah und Arizona, bis zum Rand der Stadt von einem überraschenden, aber ungenutzten Radweg begleitet, rasch in eine sich schier endlos in die Weite erstreckende Landschaft gekommen. Es gebe hier nur wenig Vegetation, doch man brauche gar nicht lange, um die variantenreichen Färbungen von Felsgestein, Wüstensand und spärlichem Pflanzenwuchs zwischen verschiedenen Gelb-, Ocker, und Brauntönen, gelegentlich überzogen von grüngelblichen Gräsern, intensiv wahrzunehmen.

„**Und: diese ‚Wüste lebt‘**“, fährt er fort, „auch wenn die Sierra Nevada und vor allem Kalifornien seit vier Jahren von der größten Dürre seit 120 Jahren heimgesucht wird. Markus ist ja fast immer gefahren, und er hat häufiger Halt gemacht. Wie fasziniert er von dieser Landschaft, ihren Farben, ihren bisweilen bizarren Formen, gewesen ist, hast du ja eben schon gehört. Wir haben Felsformationen näher betrachtet, bei einem unserer ersten Stopps diese recht große, fast türkisfarbene, Eidechse entdeckt, oder ein bemerkenswertes Spinnennetz, zu dem sich die zugehörige Spinne leider versteckt gehalten hat.“ Das Foto von der Eidechse hat er zur Hand. Kai bestätigt, das es eindrucksvoll sei; aber Markus habe es ihr schon gemailt gehabt. „Oder wir haben am Rand eines ausgetrockneten Flusslaufs gehalten, in dem vereinzelt Sträucher mit blass-roten oder blauen Blüten zu entdecken gewesen sind. Wir sind da auch ein wenig abseits der Straße gegangen, haben nach neuen, überraschenden Blickwinkeln gesucht. Wir sind da ja noch nicht in Utah gewesen, aber wir haben doch erste Eindrücke von einer Landschaft gewonnen, wie sie Tony Hillerman in seinen Ethnokrimis beschreibt. gut, die hast du ja nicht so gerne gelesen wie ich. Aber ich habe da verstanden dass die Navajo-Indianer hier, oder später in Utah, Orte entdecken können, die sie „schönes Tal“ nennen.“

Entlang der North-River-Side Road hätten sie beide gelegentlich von weitem den Lake Mead sehen können, fährt er mit seinem Bericht fort. Sei man dicht herangefahren, habe man bemerken können, dass der Wasserspiegel hier in den letzten Jahren um einige Meter gesunken sei. Am Ende einer Stichstraße zu einem kleinen Jachtha-

fen hätten sie gesehen, dass dieser Hafen vor kurzer Zeit noch an einer Stelle gelegen haben musste, die inzwischen einige zwanzig Meter vom Seeufer entfernt lag. Der *State Park Red-Fire-Valley* sei dann ihr erstes Zwischenziel an diesem Tag gewesen. Hier hätten sie nur wenige, aber sehr schöne Fotos gemacht. Die kenne sie ja. Landschaftlich sei der Park unglaublich gewesen – und die Ruhe im Kontrast zu der Stadtwüste, die sie am Mittag hinter sich gelassen hätten, habe den Genuss noch erhöht. Die Felsformationen hätten sie beeindruckt. Die Farbkontraste zwischen weißem, gelben und rotem Fels und z. T. dichterem grünen Bewuchs seien nochmals ungleich stärker gewesen als auf dem Weg hierher. Sie seien fast alle Strecken im Park abgefahren, aber auch mehrere Wege zu Fuß gelaufen. Sie hätten sich also Zeit genommen, statt sie zu vertreiben, auch für die vielleicht zwei bis drei Meilen zur *Fire Wave*. Weit geschwungene rot-weißen Linien erinnern wirklich an bewegtes Meer. Sie sei das Highlight dieses Parks gewesen.

Abends haben sie, kurz vor der Grenze Utahs, ihr Motel erreicht, nochmals eins mit Spielcasino, doch eine Miniaturausgabe, Es scheint, es lebt vom kleinen Grenzverkehr mit Utah, dem Mormonen-Staat. Am Wochenende ist es offenbar besonders gut besucht gewesen. Sie hat das nicht gestört. In ihrem Zimmer ist nichts von dem Getriebe zu hören gewesen, das ohnehin bescheiden gewesen ist. Dieses Casino en Miniatur ist einem wie ein Puppenhäuschen vorgekommen, wenn man gerade aus Las Vegas kam.

---

## **Las Vegas**

*Einarmige Banditen gleich nach dem Terminal  
Ankommende mit dem Ziel ihre Zeit zu vertreiben.  
Bombay - damals Ende der Fortschrittsgläubigkeit,  
Vegas, heute Ödnis in einer Wüste die lebt  
Ort zu dem unser Fortschritt uns führt*

*Luxor, Excalibor, New York New York,  
die Welt und unsere Träume von ihr  
wir holten sie hierher – nun fesseln sie uns.  
Am Ende unseres Fortschritts nur fade  
Abziehbilder und lärmende Monotonie*

*Wimmelnde Ödnis am Abend,  
Zerspiegel des amerikanischen Traums  
am Ende seiner Geschichte – vorerst geht sie weiter.  
Traumtänzer wie betäubt ihre Zeit vertreibend  
die sie ergreifen wollten am Beginn ihres Traums*

## **Die Wüste lebt**

*Und dann die Wüste Nevadas  
vielfältig lebendige Farbenpracht  
und Weite vor allem Geräumigkeit*

*Raum und Zeit zum verweilen  
von der Sonne gewärmt ein Reptil  
farbenprächtig Red-Fire-Wave*

*Natur die sich träumt ganz ohne uns  
in ihren eigenen Rhythmen bewegt  
zwischen Sand–Stein-Sand immerfort*

*Ein Gefühl von erhabener Ruhe  
wie in Ruinen aus sehr alter Zeit  
eine letzte Spur die auch nicht bleibt*

*Flüchtige Erinnerung nur noch an uns  
unsere einstmals geschäftig gestaltete Welt  
erhaben erst in ihrer letzten Gestalt*

*da die wimmelnde Ödnis vergangen ist*

Henning vermittelt Kai also dieses Bild, verzichtet aber tunlichst darauf, seine beiden Gedichte vorzutragen die er unter diesen Urlaubseindrücken abends im Motel rasch hingeworfen hat. Er weiß ja, dass sie für Lyrik keine Ader hat. Er berichtet lieber weiter von den Eindrücken, die er in den Nationalparks gewonnen hat, den Zielen, die Markus und er in den Folgenden Tagen auf ihrem Programm gehabt haben. Die Landschaften seien grandios gewesen im Südwesten, und auch die Landschaften dazwischen in ihrer Ausdehnung und Schönheit seien die Reise wert gewesen - vom *Zion-Nationalpark* über den *Bryce Canion* oder den *Arches National Park* bis hin zum *Grand Canon*. „Sie hätten die Landschaftsbilder genossen – und die Tiere: die unvermeidlichen Grauhörnchen, manchmal Rehe, auch mal einen Truthahn oder Präriehunde. Einmal habe eine Gruppe wilder Big-Horn-Schafe ihren Weg gekreuzt, in einer Landschaft, weit, fast wie endlos hingezogen und geprägt von Felsplateaus in blassem Rot. Bisweilen seien sie zwei, drei Stunden gefahren, ohne auch nur ein Haus zu sehen - nicht einmal *versprenkelter Aussatz im Gemälde der großen Natur*.“

Kai lässt ihn erstaunlich lange und geduldig berichten, wirft nur hie und da ein paar Bemerkungen ein, ein zwei Mal auch etwas längere, zu ihrer Andalusienrundfahrt . Entspannte Rückblicke auf die Urlaube der beiden. Aber er kann nicht umhin. Zumindest ein flüchtiges Bild von der sozialen Wirklichkeit, die sich ihnen dort geboten hat, möchte er noch umreißen. Und für ihn ist das hier im Südwesten der USA eben immer auch ein wenig ‚Trump-Land‘ gewesen. Kai ist nach kurzem Zögern einverstanden. So lange Gespräche zwischen ihnen, auch wenn dieses ziemlich einseitig ist,

sind zwischen ihnen ja eher selten. Aber sie legt Wert auf eine kurze Pause. Danach setzt er erneut an.

**Eine große Kreuzung mit Ampel**, einigen Dutzend alter, manchmal wind-schiefer Häuser, denen ein neuer Anstrich gut täte, an den Seiten der beiden Straßen, eine Tankstelle, ein paar Kneipen, ihr Motel, vielleicht zwei, drei etwas stattliche Gebäude, sicherlich auch irgendwo einer Kirche, auf der sie auf ihrem Weg zum Motel aber nicht vorbei kommen, das sei *Panguich/Utah* gewesen, das sie am folgenden Abend erreicht hätten. Die Bäume hätten angezeigt, dass es hier im Tal ein wenig Wasser gegeben habe. Vermutlich weideten dort auch ein paar Rinder. Das Motel sei okay gewesen, auch die Pizza, in dem Restaurant, das ihr Reiseführer gelobt habe. Die Pizzeria selbst freilich sei kaum einladend gewesen, der Pizzaofen freilich eindrucksvoll. Sie hätten so etwas wie ein Bild von den Bewohnern dieses Nests gewonnen. Den Gesprächen an den Nebentischen hätten sie schlecht folgen können. Die Akustik sei zu schlecht gewesen, und das amerikanische Englisch habe zumindest ihm ein wenig Probleme bereitet. Aber alles habe irgendwie nach unterer Mittelschicht ‚gerochen‘ – im besten Falle. Im Grunde aber hätten sie auch gar nicht hören wollen, worüber hier gesprochen worden ist. Und er sei dieses Gefühl nicht losgeworden, dass die an diesem Ort ganz weit herausgefallen seien aus der globalisierten Welt mit all ihrer Hektik, ihrem Dauerdruck. Was ihn beträfe, sei das zwar sein Urlaubsziel, an diesem Ort. Aber im Blick auf die Menschen, die hier leben, erscheine es ihm geradezu hinterwäldlerisch, auch wenn dieses Wort nicht zu der dortigen Landschaft passe. Panguich habe schon eher, ein ganz klein wenig jedenfalls, das Ambiente einer Westernstadt gehabt. Vermutlich, so habe er bei sich gedacht, ist der evangelikale Ungeist dieses Westens da nicht weit. Er habe den Fundamentalismus geradezu gewittert. Vielleicht aber hat er ja auch nur seinen Vorurteilen freien Lauf gelassen. Aber das sei vermutlich unausweichlich gewesen angesichts seines Eindrucks, den dieses Kaff hier auf ihn gemacht habe.

Sie hätten da also ihre Pizza gegessen, ein wenig über Pläne für den nächsten Tag gesprochen, und sie seien sich einig gewesen: Die Pizza hier war gut, ihr Zimmer im Motel für eine Nacht okay. Doch am nächsten Morgen sollte es dann so rasch wie möglich weiter gehen. Später hätten sie dann gemerkt, dass sie schon hier die Grundstruktur gefunden hätten, die ihnen immer wieder begegnet sei - in all den anderen Wohnstädten, durch die sie noch gekommen seien: Sicher, nicht nur diese eine Kreuzung, vielmehr breite Straßenzüge, schachbrettartig angelegt, aber im Zentrum dann die eine große Kreuzung und nicht ein öffentlicher Platz. Je nach der Größe dieser Städte kleine Motels, Schnellimbisse, Tankstellen oder auch große Einkaufszentren, Factory Outlets und Parkplätze. Gewiss, auch in Deutschland begegnete man auf öffentlichen Plätzen der Einsamkeit der Konsumenten, die vorbeiströmen, aber die Architektur gebe doch noch immer einen Eindruck davon, wie diese Räume einmal gedacht gewesen und entstanden sind: Räume sollten das sein für eine bürgerlichen Öffentlichkeit. Auf diesen Plätzen habe man sich treffen können, zum kleinen Schwätzchen auf dem Markt oder um sich zu versammeln. Hier suche

man das vergebens. Vielleicht, ganz sicher eigentlich, gäbe es in diesen typisch amerikanischen Städten die Assembly Halls, wie damals im Osten, als sie USA entstanden sind. Aber man träfe doch überall auf diese Architektur, in der öffentliche Räume kaum zu entdecken seien - und wohl auch nicht vorgesehen.

„**California Dreaming**“: durchs *Daeth Valley* habe sie ihr Weg nach der Rundfahrt durch den Südwesten zurück in den Bundestaat der USA geführt, der für Viele das Ziel ihrer Träume sei. Henning wundert sich, wie geduldig Kai zuhört. Auch wird er selbst allmählich richtiggehend müde. Doch von diesem Abschnitt ihrer Reise berichtet er noch ein wenig, ehe er dann endlich, redlich müde zu Bett geht.

Auch diese Wüste sei sehr eindrucksvoll gewesen auf ihre Art. Es sei um diese Jahreszeit noch nicht so heiß, An *Badwater* seien sie vorbei gefahren, 282 Fuß unter dem Meeresspiegel, tiefster Punkt von Nordamerika. In *Bakersfield* habe die Wüste dann hinter ihnen gelegen. Was sie nun erwartet habe, seien Granitgebirge mit weiteren großen Parks gewesen, später die Pazifikküste, viel Weideland, bisweilen kleine Orte, Villen hoch auf steilen Felsen, stille Buchten, die Brandung des Pazifik, endlos blaues Meer. Sie sind also, so denkt er bei sich, in das Land gekommen, das immer Träume weckte, zur Zeit des Goldrauschs, dann als die Eisenbahn die Küsten dieses Kontinents verband. Es sind Träume, die sich mit diesem Garten der USA verknüpfen, auch die Hoffnungen der „Okies“, jener Siedler aus dem Mittelwesten, deren Existenz der Dust-Bowl einst zerstört hat - zur Zeit der großen Depression. Damals als man sie an dieser Zuwanderung zu hindern suchte. Sehr viel später sind es dann die Hippies, die hier ihren kurzen Traum vom Aufbruch in die Welt der Liebe träumten. Aber er verkneift sich weiterte politische Reflexionen, oder er ist inzwischen zu müde, um sie noch anzustellen.

Kai verschafft ihnen, vielleicht vor allem sich selbst, eine kurze Pause. Sie geht in die Küche. Sie macht ein paar Schnittchen fertig. Mit denen und mit zwei gefüllten Weingläsern kommt sie zurück. „Es wird langsam spät“, meint sie. „Ich will gleich zu Bett und vorher noch einen Happys essen. Du hast ja vielleicht auch ein wenig Appetit. Außerdem solltest du heute vielleicht früh zu Bett gehen. Du erzählst zwar wie aufgedreht, aber eben hast Du schon gegähnt“. Das Signal ist eindeutig, und sie hat auch Recht denkt er. Die Müdigkeit kriecht wirklich an mir hoch. „Okay“, erwidert er also. „Du hast wohl Recht. Gib mir mal die Scheibe Brot mit dem Käse und das Weinglas. Und dann mache ich noch ein paar Bemerkungen zu meinen Landschaftseindrücken von Kalifornien, außerhalb der Nationalparks. Schon irgendwie mediterranean, aber für uns als Toskanaliebhaber eine ziemliche Enttäuschung“.

Die Landschaft sei nicht mehr so schroff gewesen, erzählt er dann weiter, ein schwacher Anflug einer mediterranen Atmosphäre durchaus zu spüren. Erste Orangenplantagen seien aufgetaucht, künstlich bewässert. 80 Prozent des Wasserverbrauchs in Kalifornien mache der Obst- und Gemüseanbau aus. Hie und da hätten sie Zypressen neben anderen Bäumen gesehen, deren Namen sie nicht kannten. Doch was fehlte, das seien Gebäude gewesen, die für Geschichte stünden, die einer reichen



älteren Kultur. Es gäbe hier keine kleinen Orte auf einem Hügel, nicht einmal ein paar Villen, die, von Zypressen eingerahmt, die Erinnerungen wecken könnten an Landschaften, die der Toskana ähnlich wären., der Landschaft, die sie beide so liebten. Eher sei das, was man hier sehe, die fabrikmäßige Einsamkeit einer industrialisierten Landwirtschaft. Je mehr sie sich der Pazifikküste genähert hätten, hätten breite Straßen, erstmals sechsspurig Autobahnen das Bild geprägt, oder Wohnstädte. Großflächig angelegt, immer nur mit flachen Häusern und nach dem zuvor geschilderten Muster. Die Unterschiede zur Toskana, hier eine industrialisierte Landwirtschaft in einer fast geschichtslos erscheinenden Landschaft, dort eine Kulturlandschaft, die selbst ein Massentourismus nicht zerstören zu können scheint und die sie beide gut kennen und lieben, mündet in ein kurzes, lebhaftes Gespräch. Das ist für beide erfrischend. Trotzdem macht Henning danach nur noch einige sehr knappe Bemerkungen zu den letzten Stationen ihrer Reise. Sie gehen auf ihre Zimmer. Er schläft an diesem Abend früh ein.

**Zuletzt die Stadt der Engel.** Am Wochenende nach ihrer Rückkehr hat Henning den Jetlag aus den Knochen geschüttelt. Der normale Alltag kehrt wieder ein. Am späten Nachmittag sitzt er vor seinem PC. Markus hat eben die Auswahl aus seinen Urlaubsfotos abgeschlossen und ihm eine Mail geschickt. Er fährt seinen PC herunter und schaut sich die Foto-Auswahl auf seinem I-Pad an. Sie ist gelungen. Die letzten drei Bilder hat er aus dem Flieger heraus gemacht. Sie sind nicht besonders gut geworden. Aber sie regen ihn noch einmal zum Nachdenken an.

Sie sind also nach Los Angeles zurück gekommen. Die Reise in den *Golden State* hat sich neigt ihrem Ende zugeneigt. Koeppen hat Recht, wenn er schreibt *das ist keine Stadt, sondern ein ungeheurer ausgebreitetes Siedlungsgebiet mit Städten, Stränden, Gärten, Bergen*. Er nimmt dessen *Amerikafahrt* zur Hand und blättert, schaut, was der damals zu LA geschrieben hat. Ob es immer noch jene Verheißung war, von der er danach geschrieben hat, das erscheint ihm zweifelhaft. *Sie ist eine Stätte der Verheißung*, ist bei ihm zu lesen, *Los Angeles bietet Raum, Los Angeles wärmt, Los Angeles hält Palmen bereit und Früchte, es schenkt die Träume von Hawaii, von der glücklichen Insel Bali und von Metro Goldwyn Mayer. Los Angeles ist der Platz, zu dem alle in den Vereinigten Staaten, die Völker aus Asien und die Leute aus Mexiko streben. Los Angeles ist die Stadt, in der die Reichen Götter, die Armen reich werden, die fleißigen ausruhen und die Alten die Unsterblichkeit kaufen wollen, es ist die glückliche Gemeinde, in der die Muster- und Beispielfamilien der Statistik schon zwei Automobile, zwei Fernsehapparate, zwei Kühlschränke und alle Seligkeit doppelt, wenn nicht dreifach besitzen*. Das war 1958. Als Kind hat Henning damals, sonntags in den Vorstadtkinos, Western aus der Traumfabrik gesehen, Tarzanfilme und Historiensinken. Das Fernsehen begann gerade erst in die Wohnzimmer einzuziehen. Es war die Zeit des Wirtschaftswunders und der neuen Träume von der Welt. Bikini und Hawaii Toast kamen in der Gesellschaft auch weit unten an. Wer in deren Mitte lebte, reiste zum Urlaub in den Süden. Die Öffnung des sozialen Raums hat sich ganz langsam angekündigt.

Köppen hat doppelbödig formuliert. Die *Stätte der Verheißungen* ist örtlich festgelegt. Und *alle Seligkeit* war das nicht wirklich, was in Hollywood verheißen wurde. Die beiden Autos – so mancher Hummer ist hier an uns vorbeifahren. denkt er bei sich – stecken heute fest im Stau. Gegen Mexiko wird eine Mauer hochgezogen. Die Armen, sie sind arm geblieben. Gemessen an dem Reichtum der Gesellschaft, zahlenmäßig ungeheuer angewachsenen sind sie ärmer geworden. Ein neues ‚gilden Age‘ für Wenige ist erneut angebrochen. Um die Unsterblichkeit, die Huxley schon als Obsession erkannte im Süden Kaliforniens, mühen sich im Silicon Valley einige Propheten. Ihre nano-technologischen Hoffnungen zielen zugleich darauf ab, den heraufziehenden ökologischen Krisen auszuweichen. Kurzum: die alten Träume, doppelbödig auch schon sie, sie lassen sich nicht länger träumen. Sie werden langsam durchsichtig, diese Elixiere unserer Wissenschaft. Und selbst in der Traumfabrik fällt es inzwischen schwer, Filme einer heilen, oder doch besseren und allen so verheißenen Welt zu drehen, Filme mit Helden, die sie für uns retten werden. Heldenfiguren werden bisweilen schon gebrochen gezeichnet, und neben heilen Welten, die noch aufscheinen hier und da, werden inzwischen Albträume inszeniert. „Die Welt ist, wie sie ist“, so wie Markus das gesagt hat. Auch in den Bildern aus der Traumfabrik lässt sich das länger nicht verbergen.

Ganz kurz, vielleicht für eine halbe Stunde haben sie sich am Mittag ihres letzten Urlaubstages noch den *Walk of Fame* angetan. Auch davon hat Markus eben ein Foto gemailt. Der war nach dem Las Vegas Strip im Grunde eine kleine Straße, unauffällig sieht man einmal von den Sternen ab, die in den Boden eingelassen sind. Aber sie sahen Fans, die vor den eingravierten Namen in die Knie gegangen sind für ein rasches Foto. Und dann die kleine Gruppe die unermüdlich auf und ab zog. In der Hölle sei es heiß, doch Jesus rette uns, so haben sie gerufen. Sie haben sich beide angesehen – ein wenig irritiert, im Grunde aber nicht wirklich überrascht. Dieser Auftritt hier, an einem Ort, wo die Virtuosen künstlerischer Inszenierungen gefeiert werden, und dieser Glaube an die Hölle, die einen Gott im Himmel über uns erfordert als sein Gegenbild, Fundamentalismus, wie im mittelalterlichen Denken selbstverständlich. Man war eben wirklich in Gods own Country. Und ein wenig war man ratlos.

Auf dem Weg zu ihrem letzten Motel, nahe dem Flughafen haben sie sich leicht verfahren. Sie mussten runter von der Interstate. Nah bei einem Stadion kurz vor einem Football-Spiel, haben sie im Stau gestanden. Später, schon nah am Airport haben sie dann zum ersten Mal, ungeschminkt und eindringlich das andere Amerika gesehen. Sie kamen durch ein Stadtviertel gewesen, in dem arme Leute wohnten, wo man nicht Urlaub macht. Einfache zweigeschossige Mietshäuser, zwischen ihnen hie und da auch gammelige Schuppen, seitlich der Straße wiederholt auch Obdachlose, die ihre wenige Habe in Einkaufswagen mit sich führten. Erst am Motel für die letzte Übernachtung angelangt, hat sich dieses Bild wieder ein wenig aufgehellt. Nur leider war dieses Motel darauf eingerichtet, dass die Touristen in der letzten Nacht ihr letztes Urlaubsgeld ausgeben wollen: Spieltische, Trubel und Musik. An Schlaf war kaum zu denken. So hat er vielleicht zwei Stunden Schlaf gefunden, im besten Falle. Dann ging es weiter zum Airport. Ihr Flieger ist pünktlich gestartet. Sie haben auf ihren Sit-

zen das Gefühl gehabt, weniger eingezwängt zu sein als auf dem Hinflug. Die Startbahn ging nach Osten. Sie sind also eine große Schleife übers Meer geflogen. Die Sicht ist klar gewesen. Dann hat Henning unter sich ein letztes Mal den Golden State gesehen, Landschaften schier grenzenlos besiedelt. Die *Stadt der Engel* ist langsam seinem, Blick entglitten. Nach Westen zu breitete sich Wüstenlandschaft aus, lag immer tiefer unter ihnen, Die ersten Berge tauchten auf.

Doch es ist - auch wenn auch sie nun Abschied nehmend von der *weiten Linie dieser Bucht und dem Schaumrand dieses Meeres* und wenn Henning sich nun wieder an die Farben der Wüste und des Himmels über ihr erinnert - nicht Christa Wolfs Flug mit ihrer Angelina gewesen. Er ist nicht, wie sie, zu Indianerstämmen geflogen, die, zum Teil noch durch Reste eines älteren Matriarchats geprägt gewesen sind, und deshalb für sie eine wichtige Erinnerung an eine vage Zukunft, die vielleicht dereinst nicht mehr zutiefst bestimmt sein wird von unserer so herrschaftlich geprägten Welt. Viele Gedanken sind ihm da durch den Kopf gegangen. Er wird ihnen an den folgenden Tagen mehrfach erneut nachgehen, sie ordnen und pointiert bündeln. Am Ende steht eines seiner Gedichte:

*„Die entscheidende Frage ist doch, wie dick und wie haltbar die Decke unserer Zivilisation ist. Wie viele vernichtete sinnlose, perspektivlose Existenzen sie tragen kann, bis sie an dieser oder jener Stelle reißt, dort, wo sie mit heißer Nadel genäht ist. Und dann?“*

*Christa Wolf*

### **Angelina: Christa Wolfs Hoffnungsmüdigkeit und Zuversicht**

Du warst es nicht Angelina, die mich sanft trug,  
als ich die Stadt der Engel verließ, auf  
Aluminiumflügeln hinauf in des Himmels Blau  
gegen den weißen Schaumrand des Meeres  
enthoben aller irdischen Schwere.

Ich warf keinen Ring in ein anderes Meer.  
Doch dass es für Schmerz, Glück und Liebe  
keine Zeichen gibt auf den Tontäfelchen  
der Buchführung versunkener Herrlichkeiten  
scheint ausgesuchtes Unglück auch mir.

Und unter mir liegt jenes Land, wo statt  
seiner Möglichkeiten, vorgeblich unbegrenzt,  
nur Nutzenkalkül Trump-etet wird: „America first“!  
Und, ach Angelina, was da gezählt hat, das war,  
wohl berechnet auch die Macht der Gefühle!

Die Passion geht und ging schon immer voran!  
Und die Herrschenden haben immer gewusst,  
welche Ängste und Leidenschaften es braucht,  
ihre Herrschaft zu festigen, kühl, wohl bedacht.  
Schmerz, Glück und Liebe, die zählen da nicht.

Und ihr Kalkül schafft die Schrecken der Welt,  
die in leuchtenden Farben nun unter mir liegt,  
grenzt ihren Möglichkeitsraum herrschaftlich ein,  
für uns, ein Geschlecht, dem nicht zu helfen ist?  
Wohin unterwegs? Wir wissen es nicht!

*„Diesem düsteren Geschlecht ist nicht zu helfen; man müsste nur meistens verstummen. Um nicht wie Cassandra, für wahnsinnig gehalten zu werden, wenn man weissagte, was schon vor der Tür steht.“*

*Johann Wolfgang Goethe*

**Er legt das I-Pad nachdenklich bei Seite.** Nach der kurzen Nacht in LA hat er im Flieger vor sich hin gedöst, zu Markus hinübergeschaut. Der hat, so hat er da im Flieger sinniert, diese Auszeit so genossen wie ich auch. Das denkt er nun wieder. Vermutlich ist er jetzt nicht so gerne auf dem Weg in einen Alltag, von dem er nicht recht weiß, wie er ihn für sich erfolgreich gestalten kann. Er frisst das in sich hinein. Er verspürt wachsende Unsicherheiten. Die aber gibt es erst Recht in jenem weiten Blick auf unsere Zeit und unsere Welt. Ihren Herausforderungen will er sich erst gar nicht stellen. Zwischen *California Dreaming* und *Eve of Destruction* wäre ein Weg zu suchen und zu finden. Zusammenhandeln wäre gefordert. Es ist schwer zu sagen, ob ihm, uns allen, das in Zukunft auch gelingen wird. Was mich betrifft, so überlegt er weiter, mir liegt die Hoffnungsmüdigkeit fern, die Christa Wolf verspürt hat in ihrer *Stadt der Engel*, nach dem Ende alter, nur vermeintlicher Gewissheit. Schließlich wirklich müde. Nach einer weitgehend durchwachten Nacht ist er auf dem Rückflug ganz entspannt gewesen, fast zufrieden auf dem Weg ins good old Europe. Nun nagt die Unruhe wieder an ihm.

Gewiss, die große Frage der Schriftstellerin, wohin wir Menschen unterwegs sind, die sie umtreibt nach dem Ende ihres zweiten deutschen Staates, sie hat ihm sehr fern gelegen in diesem Augenblick, entspannt auf seinem Platz. Die letzten Reste geschichtsmetaphysischen Denkens lagen schließlich längst hinter ihm, und auch hinter seinen Freunden und Kollegen. Die schillernde Ambivalenz dieses Landes, das ihm so fremd begegnet ist, erschreckend und geschichtslos oft, und dessen Präsident dabei war, unsere Zukunftsfähigkeit zu schwächen, wenn nicht zu zerstören - er hat sie für den Augenblick weit unter sich gelassen. Er war auch einfach müde. Wenn der Flieger pünktlich wäre, könnte er es morgen zur Maikundgebung schaffen. Zunächst einmal eine lustige Vorstellung da derjenige zu sein, der ziemlich sicher am

weitesten angereist ist. Und ganz nett den Einen oder die Andere zu treffen. Mal zu schauen, ob sich hier oder dort aus seinen Kontakten heraus etwas ergeben würde.

Wieder angekommen, und nach dem Tag heute ist er sich sicher: Anlässe und Gelegenheiten zu neuer Reflexion werden sich reichlich bieten. Der frühere arbeitsforscherische und arbeitspolitische Alltag wartete zwar nicht mehr auf ihn. Auch sein Lebensalter ist inzwischen eher das der Reflexion. Aber er würde nicht untätig werden. Er hatte kein klares Arbeitsprogramm für die nächsten Monate. Irgendwie stellt er sich vor, sein Leben langsam in eine zweite Phase seines Rentnerdaseins einmünden zu lassen. Er und Kai sollten zusammen mehr Zeit haben, vielleicht doch aus festgefahrenen Routinen wieder ein wenig herauskommen. Etwas politisches Engagement sollte aber auch bleiben. Auch die Zeit für weitere Reflexionen. Die, zu denen diese Reise ihn angeregt hat, wird sie weitertreiben, ganz gewiss. Auch über die Zeit seines Aufbruchs vor fünfzig Jahren wird er noch einmal intensiv nachdenken. Vielleicht noch einen weiteren Aufsatz schreiben. Ein wenig hofft er auch darauf, dass er die Gespräche mit Markus demnächst intensiver fortsetzen kann. Mit ihm will er nicht nur irgendwie im Gespräch bleiben, so wie mit Stefan.

## **November 2022: Aufsteigende Erinnerungen, neu anbrechende Zeit**

**Der Zug setzt sich langsam in Bewegung.** Henning streckt seine Beine aus und lehnt sich zurück. Er schließt die Augen. Er ist aufgekratzt gewesen nach den intensiven Diskussionen gestern, und dann nach dem kurzen Austausch zu zweit auf dem Weg zum Hotel. Es ist eine unruhige Nacht geworden. Zwei Mal ist er wieder aufgestanden, hat sich an seinen Laptop gesetzt, hat seine Gedanken wenigstens in Stichworten festgehalten. Nun ist er innerlich entspannt. Vor allem aber ist er erschöpft. Richtig abschalten kann er dennoch nicht. Die Eindrücke und Schlussfolgerungen aus den gestrigen Debatten sind zu frisch. Sie lassen ihn nicht los. Manches ist wirklich anregend gewesen. Vor allem aber stand am Ende eine gewisse Ratlosigkeit.

Die Zeiten sind beunruhigend. Sie werden wieder einmal finsterner. Sie sind reif für neue radikale Antworten. Das gilt gerade auch für ihre arbeitspolitischen Themen. Aber schon die Regierungserklärung der ‚Ampel‘, noch ganz im Zeichen einer noch fast ungetrübten Aufbruchsstimmung, hat da vor allem Leerstellen aufgewiesen. Von einer ökologischen und einer sozialen Transformation ist da kaum die Rede gewesen. Arbeit und Demokratie sind nie wirklich zusammen gedacht worden. Die Vorstellung, die abhängig Beschäftigten endlich zu Subjekten ihres Arbeitshandelns zu machen, ist in dieser Regierungserklärung nicht vorgekommen. Im Zentrum stehen Kompromisse für den Weg zur ökologischen Transformation. In einer Zeit absehbar tiefster Umbrüche wollen die Koalitionäre „mehr Fortschritt wagen“. Diesen Fortschritt aber denken sie letztlich immer noch vor allem wissenschaftlich und technologisch. Sozial geht es, näher betrachtet, darum, dass es nicht schlimmer wird als es schon ist. Was da tatsächlich alles bröckelte, vielleicht zunehmend ins Rutschen gerät, dafür sind die Sinne der Bürger nicht geschärft worden. All das haben sie gestern heftig diskutiert.

Und nun ist dieser Krieg hinzugekommen, mitten in Europa. Ein Krieg der geradezu undenkbar gewesen ist. Ein Krieg aus einem restaurativ-imperialen Denken heraus. Sie alle haben gedacht, solches Denken sei nach der ‚Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts‘ verschwunden. Sie haben aber sehr wohl gewusst, dass es keineswegs gesellschaftspolitisch angemessen aufgearbeitet worden ist. Nicht nur im Westen; wie es der allenthalben anwachsende Rechtspopulismus, der Trumpismus in den USA oder auch Boris Johnsons Brexit zeigten, sondern vor allem in Russland. Im Nachfolgestaat der Sowjetunion stützt sich restaurativ-imperiales Denken zudem auf zutiefst undemokratische Machtstrukturen, auf das Erbe des Stalinismus. Es hat die letzten Jahrzehnte nicht nur überdauert. Es ist von den dort herrschenden Eliten als Basis ihrer Macht ganz gezielt neu gefestigt worden. Zugleich verbünden sich vordergründig so unterschiedlichen Fundamentalismen wie die in Russland und im Iran. Unübersehbar wird wie die Parole *Frauen, Leben, Freiheit* eine Revolte gegen eine zutiefst männliche Pose der Autorität zum Ausdruck bringt. Schon in Belarus sind die

Massenproteste vor allem von Frauen getragen worden - gegen einen Diktator der meinte, der Präsident müsse *ein Kerl sein*, denn unter seiner Last *würde eine Frau zusammenbrechen*. Und allenfalls ganz langsam breitet sich in Westeuropa ein Bewusstsein davon aus, wie immens herausfordernd all das für die Lebensweise, Fortschrittsgläubigkeit und Politik hierzulande ist, die so lange selbstverständlich erschien.

All das geht Henning durch den Kopf. Er bleibt freilich gelassen. Er lässt seinen Blick flüchtig über die Mitreisenden schweifen. Er zögert, ob er zur Tageszeitung greifen soll, schnappt sich dann doch seinen Laptop. Die Notizen, die er letzte Nacht gemacht hat, sind rasch aufgerufen. Er überfliegt sie, klappt den Laptop wieder zu, hängt weiter seinen Gedanken nach: Sie erlebten gegenwärtig wirklich so etwas wie eine Zeitenwende. Putins Krieg warf darauf ein grelles Licht. Und was verkörpert dieser Mann? Was sah man auf neueren Fotos von ihm? Das Gesicht von Paul Klees Kind-Mann, erstaunt, vielleicht gar erschrocken über sich selbst? Es ist in diesem Mann zur Maske erstarrt. Getrieben vom losgelassenen Zerstörungsprozess unserer Moderne, von dem wir weiter Fortschritt erhoffen, lässt es Gefühlsregungen nicht erkennen, lässt sie nicht zu. Hier will einer, wieder einmal, vollziehen, was andere vor ihm für den unausweichlichen Gang der Geschichte gehalten haben - oder für die Vorsehung.

Plötzlich, kroch da jenes *räudige Tier, des Zeit nun gekommen* auf uns zu, oder jedenfalls etwas, das ihm zu ähneln schien. Merkwürdig dass Henning William Butler Yeats *Selected Poems* in diesem Augenblick in den Sinn kommen. Ein englischer Freund und Kollege hat sie ihm vor vielleicht zwanzig Jahren geschenkt. Längst tauschten beide nur noch ganz gelegentliche Mails aus. Das gemeinsame Projekt, das sie seinerzeit hatten beginnen wollen, ist nicht zustande gekommen. Auch so ein Beispiel für seine, Hennings enttäuschte Hoffnungen zu Beginn seiner letzten großen Aufbruchphase. In einem Gruß vor vielleicht eineinhalb Jahren hat dieser Freund gemeint, nun sei es wohl so, anders als in der Zeit nach dem ersten Weltkrieg, dass der Rechtspopulismus mit all seinen Drohungen vor allem in den angelsächsischen Ländern auf dem Vormarsch sei. Beendet hat er seine Mail mit der Frage: *So what can a socialist do now?* Die größte Bedrohung, erwachsend aus den Trümmern eines Sozialismus, vermeintlich nur real, tatsächlich aber im Totalitären geendet, hatten sie beide nicht vor Augen gehabt.

Lautes Kinderlachen von den Plätzen schräg gegenüber unterbricht seine trüben Gedanken. Eine Frau spielt mit ihren beiden Kindern. Sie beschäftigt sie augenscheinlich erfolgreich. Aber er mag sich nicht ablenken lassen, will seinen Gedanken zu Ende führen. Nun also Putins Krieg. Der tauchte ihr Multikrisenzeitalter noch einmal in ein ganz neues Licht. Nicht länger zu übersehen die Tiefe Krise unserer Gegenwart. Die liberalen repräsentativen Demokratien des Westens sind darauf schlecht vorbereitet. Das demokratische Projekt unserer Moderne ist in den vergangenen zweihundert Jahren von ungebrochener Fortschrittsgläubigkeit vorangetrieben worden, wissenschaftlich-technisch, ökonomisch und politisch. Doch die weist zu-

nehmend Züge eines von uns Menschen losgelassenen Verzehrungsprozesses auf. Die Krisendrohungen werden abgründig. Die Antworten der Berufspolitiker, auch der bestmeinenden, bleiben eher kurzatmig. Wie auch anders. Sie suchen und benötigen rasche Antworten. Ihre Wähler\*innen erwarten, dass sie es richten – möglichst ohne großartige Eingriffe in ihren gewohnten Alltag. Der innere Verdacht seiner Liebblingschriftstellerin, die Menschen heute hegten im Grunde nur die Hoffnung auf eine eigene, möglichst ungestörte Lebensphase, ihnen liege nicht wirklich oder nicht genug daran, dass wir als Gattung überleben, er hat Gründe. Angesichts einer offenkundig zunehmend kritischen Lage bräuchte es ein grundlegend anderes, ein neues Denken. Neue technologische Antworten auf die ökologischen Herausforderungen sind wichtig, sicherlich – und es gibt sie auch. Sie zu nutzen aber, das stößt sich an Denkmustern, die fast selbstverständlich scheinen – und an Machtstrukturen, tief verwurzelt und kaum ernsthaft hinterfragt.

Dahinter wiederum stehen dann Interessen, eitel und banal. „Von hier an anders“ – das war der Anspruch jener, die die ‚Ampel‘ entscheidend mit geschmiedet haben, die ihren Fortschritt wagen wollten, immer noch vor allem wissenschaftlich-technisch gedacht, die nationale wirtschaftliche Interessen weiterhin im globalen Wettbewerb zu sichern hofften. Nun drohten sie sich aufzureiben. Auch angesichts der Trümmer einer zuvor jahrzehntelang verfehlten Politik dachten sie möglichen Fortschritt noch immer nicht von den Katastrophen her, die uns drohen im Zeichen blinder, losgelassener Prozesse. Und hinzu kam nun auch noch der Kampf um die Eindämmung von Kriegen, neu entfesselt in Europa und drohend andernorts. Fünf Superreiche US-Bürger, so zu lesen in der letzten Woche, haben sich einen Professor kommen lassen. Sie brauchten Expertise. Sie wollten für sich entscheiden, welche Gefahren vor allem drohten, wogegen sie sich wappnen müssten in ihren Bunkerpalästen, verborgen, unterirdisch, ähnlich wie ihr Denken. Gedankenlose, asoziale Hoffnungen auf ein Überleben in den Katastrophen, welche kommen werden. Dringlich, so denkt Henning weiter, bräuchte es ein neues Denken über unsere Demokratie, darüber wie wir sie von einer immerhin ein wenig besseren Herrschaftsform über die Vielen weiterentwickeln könnten zu einer Lebensform für alle, in einer Welt, in der das Wort von der Nachhaltigkeit nicht verkommt zur inhaltsleeren Formel, zur Werbung marktgetriebener Konzerne, zu jener Hochglanzwerbung, die uns alle täglich berieselt, beruhigt weitemachen lassen will.

**Das Lachen der beiden Kinder** schräg gegenüber reißt ihn endlich aus seinen Gedanken, lenkt seine Aufmerksamkeit auf das Innere des Zuges, von dem er sich gerade mitnehmen lässt. Es ist der gewohnte Alltag. Am Tisch schräg gegenüber spielt die Mutter immer noch geduldig mit ihren beiden Kindern. Ihrem Mann scheint sie so zugleich ein wenig Ruhe verschaffen zu wollen. Ein aufgeschlagenes Buch in seiner Hand ist gegen seinen Bauch gelehnt, seine Augen sind geschlossen. Er döst dem Wochenende entgegen. Wahrscheinlich war seine Woche stressig. Wann bekam sie ihre Pause? Der Mitreisende auf der anderen Seite des Ganges schaut sich auf seinem I-Pad einen Spielfilm an, wie es aussieht Action oder Science Fiction. Hier also Ablenkung vom Alltag. Etliche Plätze sind unbesetzt. Zwei Reihen weiter



vorne, wiederum auf der anderen Seite des Waggons, aber zum Gang hin, sitzt ein jüngerer Mann, der wohl mit einer Kollegin, oder auch mit seiner Sekretärin telefoniert. Jedenfalls geht es ums Geschäft. Danach sieht er auch aus, soweit das für Henning zu erkennen ist. Er scheint gerade ein wenig genervt und spricht etwas lauter. Aber es hört sich letztlich nach business as usual an. Hinter sich hört er zwei junge Männer. Der Jugend-Jargon ist unverkennbar. Sie unterhalten sich lebhaft. Worüber sie sprechen kann er nicht klar verstehen. Sie werden auch gerade unterbrochen. Ebenfalls von hinten kommt der Zugbegleiter. Er bittet um die Fahrkarten. Man ist wie gewohnt unterwegs. Man wird mitgenommen. Man hat dafür sein Ticket gelöst. Man verlässt sich auf die Dienstleistung der Bahn. Dass die zunehmend seltener pünktlich an ihrem Ziel ankommt weiß man. Man nimmt mit einem leichten Grummeln hin.

Gegenüber der Politik wächst da die Ungeduld der Bürge\*innen schon eher. Die Leute wollen gute Arbeit geliefert bekommen. Nachdem der Bahnbeamte auch bei ihm vorbei ist, nimmt Henning seine losen Gedankenfäden wieder auf,. Damit es besser wird, müsste Politik sich sehr grundlegend ändern, denkt er. Die Gründer unseres demokratischen Projekts jedenfalls haben vor 250 Jahren noch gemeint, dass da nach dem Ende der Königsherrschaft alle Bürger des neuen politischen Gemeinwesens aktiv mitwirken sollten. Sicherlich, die Frauen spielten in ihren politischen Vorstellungen noch keine Rolle. Ihre Vorstellungswelt war noch zutiefst patriarchal, nicht weniger als heute das Denken arabischer Scheichs, oder auch das der neuen Autokraten anderswo. In der seit Jahrtausenden männlich durchherrschten Welt zählten Frauen wenig, wie Andersfarbige auch. Am Beginn der neuen Brüderlichkeit starb Olympe de Gouges auf dem Schafott. Sie vermachte ihr Herz dem neuen Vaterland, ihre Seele den Frauen, ihre Redlichkeit aber den Männern, die, wie sie meinte, sie nötig hätten.

Aber immerhin, das Selbertun aller Bürger war den *gründenden Vätern* der amerikanischen Republik ganz selbstverständlich. Aber gut, die Gesellschaft damals, weitgehend noch agrarisch, war noch recht überschaubar. Jeder sollte an seinem Ort und nach seinen Möglichkeiten aktiv beteiligt und gefordert werden. Doch die geeigneten politischen Formen dafür sind noch nicht gefunden worden. Bis hinauf auf die Höhe unserer Zeit wird darüber immer wieder nachgedacht. Auch zu Zeiten seines Aufbruchs hat es Vorschläge dazu gegeben. Über Instrumente für mehr Beteiligung der Bürger hat man nachgedacht. Ernstlich erprobt wurden sie kaum einmal. Lösungen werden also noch immer gesucht – allerdings nur von wenigen. Neue Versuche dazu wären heute dringlich. Ein zentrales Thema bei all seinen Aufbrüchen war das auch immer wieder. Die Ansätze dazu blieben stecken. Nicht erst seit gestern fühlt er sich alt und müde.

Der Zug ist heute Morgen erstaunlich leer. Aber gut, gewöhnlich war Henning auf dieser Strecke spätnachmittags oder abends unterwegs. Aber was hieß eigentlich gewöhnlich? In den Zeiten von Corona hatten sie sich auf digitale Begegnungen und Diskussionen beschränkt – und auch schon in den Jahren davor sind solche Fahrten

für ihn selten geworden. Er war in ihrer engeren Gruppe ja längst Teil einer ‚Rentnerband‘. Nur zwei ihrer kleinen Gruppe sind noch aktiv ‚im Geschäft‘ – hier in der Hauptstadt, wo auch die anderen lebten, Rentner wie er selbst. Gut, sie versuchten sich weiter einzumischen. Sie zehrten dabei von einem Erfahrungswissen, das sie in langen Jahrzehnten aufgebaut hatten. Auf dessen Grundlage verfolgten und bewerteten sie die aktuellen wissenschaftlichen wie politischen Debatten. Sie versuchten also, weiter nützlich zu sein – im Rahmen einer größeren Initiative, in der ihnen immerhin ein Generationswechsel gelungen ist. Die lebendigen Erfahrungen aber, die die abhängig Beschäftigten in Arbeit und Wirtschaft heute machten, waren ihnen in ihrem kleineren Kreis zunehmend nur noch vermittelt zugänglich. Möglicherweise galt das für ihn ganz besonders, oder er empfand es nur besonders stark. Aus seiner Sicht war das nun die Zeit anderer. Seine eigene Rolle war begrenzt, schon immer, nun aber noch einmal zusätzlich, auf neue Weise.

**Henning erinnert eine andere Rückfahrt** vor vielleicht vier Jahren. Da ist das auch schon so ähnlich gewesen. Mit guten Freunden und noch aktiven Kollegen haben er und seine Kollegen damals auf einem Workshop zwei Tage lang heftig diskutiert. Zwei Referenten hatten sie sich eingeladen. Zu Recht hatten sie sich von ihnen einen neuen Impuls versprochen. Den haben sie schon damals dringend gebraucht – und auch bekommen. Sie steckten fest mit ihren Vorstellungen und Vorschlägen zur Demokratisierung von Arbeit und Wirtschaft. Die erhofften Resonanzen in den Gewerkschaften waren ausgeblieben. Die sahen sich schon lange in der Defensive - und kämpften um die weitere Anerkennung ihrer Rolle als Teil der herrschenden Ordnung. Sie verteidigten den schon beschädigten Sozialstaat. Es ging um so etwas wie die sekundäre Teilhabe der abhängig Beschäftigten am wirtschaftlichen Wachstum. Eng verflochten mit dem wissenschaftlich-technischen Fortschritt der ‚großen Industrie‘ fiel ihre Kritik an den ökologischen Krisendrohungen immer noch eher verhalten aus – jedenfalls dann, wenn sie hätte praktisch werden sollen. Das Ergebnis ist ein ziemlich heillosen Pragmatismus. Angesichts fortgesetzt krisenhafter gesellschaftlichen Entwicklungen, des offenkundigen Endes der alten industriekapitalistischen Wachstumsdynamik aber, wird der fragwürdig. Die Versprechen des Neoliberalen Projekts sind aufgezehrt. Der Protektionismus des *make America great again* und *America first* hat wachsende Unsicherheiten signalisiert. Da sind die Referenten auf ihrem Workshop mit ihrem *make social democracy great again* und ihren Thesen zu einem neuen demokratischen Aufbruch anregend gewesen.

Einige geradezu linkssozialistische Schweizer Sozialdemokraten hatten sie damals zu ihrem Workshop eingeladen. Und die hatten einiges zu bieten. Zum Beispiel mit dem Bericht über aktuelle soziale Konflikte um soziale Dienstleistungsarbeit, in denen Gewerkschafter mit der Parole mobilisiert hatten: *Es ist der Kapitalismus, der euch hindert, eure Freiheit zu leben*. Die haben damals ernstlich versucht, Arbeit und Demokratie offensiv zu einem politischen zum Thema machen. *Die Ökonomie wird erst ökonomisch, die Demokratie wird erst demokratisch, wenn die Ökonomie demokratisch wird*. Das hatte als Motto über einem ihrer Papiere gestanden, die Henning zur Vorbereitung auf diesen Workshop gelesen hatte. Und der gab, davon war er vor

vier Jahren fest überzeugt, neue Hinweise darauf, wie man den Menschen eine solche Vorstellung greifbarer machen könnte. Er hat später Aufsätze veröffentlicht und Buchmanuskripte geschrieben. Für die hat er allerdings keinen größeren Verlag gefunden hat. Zuletzt hat er sich ausgebrannt gefühlt.

Nach ihren Gesprächen gestern hat er nun andere Bilder vor Augen. Eigentlich merkwürdig, dass er sich fast entspannt fühlt. Es wird daran liegen, dass sie, jedenfalls für ihn, zu Klärungen geführt haben. Er ist immer noch ein wenig müde, auch wegen einer Nacht mit zu wenig Schlaf. Aber er ist zugleich ganz bei sich - und eben deshalb entspannt. Er hat in Ruhe im Hotel gefrühstückt, ein, zwei Tassen Kaffee mehr getrunken als gewöhnlich. Er hat wie geplant seinen Zug erreicht. Draußen scheint die Sonne. Er würde genug Zeit haben, auf der Rückfahrt in H. Station zu machen. Er hat dort keine Freunde mehr, die er treffen könnte. Aber es gibt viele Erinnerungen, die an dieser Stadt hingen. heute will er ihnen nachgehen.

**Weshalb ihm dieser Gedanke gekommen ist**, schon beim Frühstück heute Morgen, ist ihm zuerst nicht klar gewesen. Nun, als er Daniel Kehlmanns *Tyll* aus seiner Tasche zieht, weiß er es sofort. Henning hat den Roman an den Tagen vor dem gestrigen Treffen als eine Art Parabel auf unsere heutige Zeit gelesen, die wieder einmal aus den Fugen gerät. Die Herrschenden, das beherrschte Volk, die ‚vogelfeie‘ Kunst: er ist gespannt gewesen, wie der Autor das gestalten würde, und die Lektüre war ein Vergnügen. Er hat in diesem Roman die Zeit des dreißigjährigen Krieges höchst lebendig gestaltet gefunden. Es geht dem Autor die Möglichkeit der Freiheit – der Freiheit des Künstlers, der am ehesten das Elend der Welt durchschaut, der es sich herausnimmt, den Machtspielen der Herrschenden nicht einfach zuzuschauen. Aber eindringlich gestaltet wird zugleich die stetig neue Fortsetzung der Machtspiele – in einer Gesellschaft, die durch institutionelle Selbstverständlichkeiten und Zwänge geprägt ist. In ihr gibt es noch keinen öffentlichen Raum der Politik. Die ist ausschließlich Sache der Herrschenden. Der Künstler, der Tyll, in diesem Fall ein Spaßmacher, Jongleur, Seiltänzer und, je nach Publikum eben auch Hofnarr, ist der einzige, der Wahrheiten ausspricht. Aber er weiß zugleich auch, welche Wahrheiten ihm verschlossen bleiben. Er ist derjenige, der nüchtern diese, seine Welt mit ihren Machtspielen durchschaut. Das ist die Macht der Kunst, von der im Deckblatt des Buches die Rede ist. Doch damit ist Tyll auch vogelfrei. Er muss sich durchschlagen. Sein ganzes Leben ist das eines Seiltänzers und Jongleurs. Es gibt eben nicht nur die Macht, sondern auch eine Ohnmacht der Kunst.

Auf der Hinfahrt gestern Morgen hat er den Roman zu Ende gelesen. In seiner Tageszeitung fiel sein Blick auf eine Anzeige, die das Selbststeuernde Auto als vorläufigen Gipfelpunkt unseres Fortschritts anpries. Allen Ernstes wurde darin gefragt, ob unsere Zeit nun dafür reif sei. Selbststeuernde Autos also und manipulierbare, fremdgesteuerte Menschen! Nun denkt er unter anderem Blickwinkel über den Roman nach. Und nun ist ihm klar, weshalb er eben auf den Gedanken verfallen ist, heute in H Station zu machen. Er kennt den Till Eulenspiegel aus einem DEFA-Film. Der spielt in den spanischen Niederlanden: Aufstrebendes flämisches Bürgertum ge-

gen die spanische Adelsherrschaft. Und von dort her, aus Flandern stammte der erste seiner Vorfahren, dessen Name in dem Kirchenbuch des kleinen Dorfes nördlich von H. zu finden ist. Ein zugewanderter Landarbeiter oder Bauernsohn. Am Südrand der damals noch weit ausgedehnten norddeutschen Heidelandschaft hat der, so Hennings Vorstellung, zu dieser Zeit einen Ort gesucht und gefunden, an dem er nicht zum ‚Bauernopfer‘ der Kriege der Herrschenden werden musste. Dieser Gedanke an seinen frühen Vorfahren ist ihm lieb. Nach vier- fünfhundert Jahren ist daraus so etwas wie eine kleine ‚Großbauerdynastie‘ geworden, eingebunden in die Herrschaftsverhältnisse ihrer Zeit. Von seinem Großvater kennt er einen Brief als Soldat, geschrieben kurz nach der Reichsgründung aus dem herrschaftlich schönen Berlin, das ihn damals tief beeindruckt hat. Auf die Welfen sind die Hohenzollern gefolgt. Doch das beschäftigt ihn jetzt nicht. Er changiert mit seinen Gedanken zwischen Kehlmanns Roman und der heutigen sozialen Wirklichkeit hin und her.

**Ob dies alles eine Parabel für uns Heutige ist**, ob sie es sein soll und wie weit die trägt, das mögen sich die Leser dieses Romans fragen. Der Autor wirft diese Frage nicht auf. Schon gar nicht gibt er darauf eine Antwort. Mag sein, dass er implizit auf eine tief pessimistische Antwort zielt, aber sicher ist das nicht. Er könnte auch eine subversive Absicht verfolgen. Seine Leser sollen sich da schon selbst ihren Kopf zerbrechen. Eine weitere Frage bleibt freilich offen, denkt Henning: das Volk - die Menge der Vielen, als Subjekte all dem unterworfen und ihm zugleich zugrunde liegend -, es scheint das immer gleiche und ist doch ein anderes. Es bleibt (noch?) eingesponnen in die Spiele der Macht. Und es mag sein, dass es sich nicht befreien kann aus dessen Netzen. Aber es ist seither doch auch verändert: durch reale Fortschritte, sozial wie wissenschaftlich. Die mögen bescheidener sein, als wir uns das denken - und oft maßlos überschätzt, aber sie sind unbestreitbar. Aus ihnen ließe sich sozial mehr machen. Und es ist letztlich diese Menge der Vielen, in der diese (möglichen) Fortschritte verkörpert sind, das Volk verkörpert ein verändertes Potenzial - eines das immer noch zerstörerisch wirkt, das aber auch ungeahnt emanzipatorisch wirksam werden kann. Die große Frage lautet, ob und wie dies angewachsene Potenzial sich letztlich zu verwirklichen vermag.

Kein Roman könnte sie beantworten. Deren Autoren können nur das jeweilige Elend ihrer Welt gestalten - und zum nachdenken darüber, wie ihm, besser beizukommen wäre, welcher Glanz zugleich immer wieder in ihr zu finden ist und welche Potenziale zur Veränderung dieses unseres menschlichen Kunstwerks immer wieder neu entstehen. Es geht darum, dass und wie das Elend dieser Welt - als erster dreißigjähriger Krieg, oder als zweiter, gestaltet etwa in Albert Camus' Roman *Die Pest* - verändert und doch ähnlich wiederkehrt, und auch von Neuem droht. Sie können zeigen, mit der Vogelfreiheit ihrer Kunst, dass und wie man sich dagegen stellen kann. wie vielleicht auch Menschen, die ganz gewöhnlich sind, dagegen an in ihrem Alltag handeln können, dass und wie wir alle die Schönheit dieser Welt und unseres Lebens leben können, gegen ihr Elend an. Alles weitergehende, Antworten also, oder auch nur Vorschläge dazu, übersteigt ihre Möglichkeiten Allein in unserer Praxis, die stets offen vor uns liegt, können wir sie finden. Nur durch politisches Zusammenhan-

deln werden wir sie geben können. Auf dieser Offenheit ist zu beharren. Ihr müssen wir uns praktisch stellen. Stattdessen Vergeblichkeit zu behaupten und Friedrich Nietzsches Bild des Denkers im eisigen Hochgebirge zu folgen, das ist keine Option. Es geht um praktische Antworten, auch dann, wenn sie nur in Aushilfen bestehen sollten. Es geht darum, unsere Menschenwelt besser zu verstehen und praktisch zu verbessern, soll sie fortwähren, fortschreitend reicher werden, unsere kleine, menschliche Ewigkeit auf dem Planeten Erde.

**Ein Blick auf die Anfänge seiner Welt.** Fast unversehens steht Henning ihnen gegenüber. Er verharrt an dem Tor und blickt auf Giebelseite der früheren Scheune. Das Foto mit dem Blick auf die damals noch offene Scheunenfront mit den gekreuzten Pferdeköpfen und darunter dem merkwürdig als Verbeugung vor dem „Landvolk“ eingemauerten Ährenzeichen hing früher im Institut in seinem Büro – und ziert nun die Wand in seinem Arbeitszimmer zu Hause. Es hat ihn lange begleitet, in manchen persönlichen Lebenskrisen zum Nachdenken angeregt. Alle Erinnerungen sind sofort wieder da. Die Backsteinmauer zur Straße hin ist neu. Sie verläuft heute vielleicht drei Meter näher am Haus. Von dem einmal dichten Bewuchs hinter der Mauer sind wenige Büsche geblieben. Aber auf dem Hof stehen noch zwei der alten Kastanienbäume. Der alte rote Backsteinbau duckt sich in ihrem Schatten. Alles wirkt merkwürdig klein, viel kleiner jedenfalls als in den geräumigen Kindheitserinnerungen. Und die werden wieder geweckt, wie er hier so dasteht. Er durchschreitet das Tor.

Hier auf dem Hof, ist er mit seinem ersten Fahrrad gefahren, hat Fußball gespielt, oder Federball an schattigen Abenden. Mit ihm, mit den kleineren Bäumen, die früher zur Straße hin gestanden haben, mit Maikäfern und Birkenzweigen, die zu Pfingsten vor den Türen des Hauses standen, verband sich das Bild von Frühling, an das er sich am intensivsten erinnert aus fernen Kindheitstagen. Hier hat für ihn die Welt einmal begonnen. Sie hat sich vor ihm ausgebreitet, zunächst noch im Schatten dieser Kastanienbäume, behütet in Haus und Park. Hier, hinter diesem Tor öffneten sich nun Vergangenheiten, aus denen heraus er lebt, oft unbewusst, bis auf den Tag. Damals, als er ‚abgestürzt‘ ist und sich dann herausarbeiten musste aus seiner Depression, da ist er in seinen Erinnerungen durch dieses Tor zurückgegangen. Das alte Foto, als vergrößertes Bild in seinem Büro aufgehängt, lud dazu ein. Damals zuerst hat er seine Erinnerungen sehr systematisch für sich festgehalten. Dann hatte ihn bald der Alltag zurück. Nun, wie er so vor dem Tor steht, hat er sie alle wieder vor Augen. Versonnen hält er inne.

Die Scheune rechts von ihm, die auf seinem Foto unterhalb des Giebels noch zum Tor hin offen ist, ist schon zugemauert gewesen, als er hier aufwuchs. Die Leiterwagen waren lange fort. Nur das merkwürdige eingemauerte Zeichen über den Ähren, das ihn an ein Runenzeichen erinnerte, ist geblieben. Man sieht es noch heute. Erst haben dort Peter und Otta gewohnt. Mit denen hat er damals manchmal gespielt. Dann hat der Vater hier eine Arztpraxis eingerichtet: Ein Wartezimmer mit der roten und der grünen Lampe über der Tür und das Sprechzimmer im Erdgeschoss. Dane-

ben schloss ein Zimmer für eines der Küchenmädchen an und dann, noch vor der steilen Treppe zu Marquardts kleiner Wohnung hinauf, die heimlich unheimliche Attraktion für die Kinder: die Leichenkammer. Manchmal starb ein Patient in der Klinik; dann wurde er hier herüber gebracht. Hier und an der Außenmauer, wo die tote Katze gelegen hat, hat oder hätte man dem Tod begegnen können. Der Junge und seine Freunde starren bisweilen, hinter den Büschen vor der Mauer neben dem Tor versteckt, gefesselt und gebannt auf die Tür. Richtig zu sehen gab es nie etwas. Aber die Vorstellung von dem, was da den Blicken verborgen war, die war schaurig, gruselig und irgendwie auch schön.

**Henning durchschreitet das Tor.** Erst jetzt bemerkt er, dass die Hauswand zum Hof hin zum Teil neu verglast ist. Aber die Tür dahinter ist immer noch da. Die Bank allerdings fehlt, auf der seine Oma Marquardt oft gesessen hat. Er hält noch einmal inne. Über sie und die steile Treppe dahinter gelangte man nach oben in die kleine Wohnung von ‚Oma‘ und ‚Opa‘ Marquardt: Wohnküche, Schlafkammer und Speisekammer. Es hat sie aus Pommern hierher verschlagen; über das gefrorene Haff im Strom vieler Flüchtlinge, mit einem Schiff über die Ostsee. Sie hatten Glück. Kein russisches U-Boot schoss darauf einen Torpedo ab. Viele Menschen kauerten eng beieinander unter dem Deck; und ein kleiner Junge, einer so alt wie er damals, als sie ihm diese Geschichte erzählt, stand dann plötzlich auf und sang das Lied vom *lieben Augustin* - und alles war hin. Oma Marquardt erzählt diese Geschichte oft. Sie sind dem Chef und seiner Frau, seinen Eltern, hierher gefolgt. Hier in seinem Geburtshaus, dem fast herrschaftlichen Wohnhaus eines Vollmeierhofes, den dessen älterer Bruder geerbt hat, hat sein Vater nach dem Krieg eine kleine Privatklinik betrieben. ‚Jawoll Herr Chefarzt‘, sagt Opa Marquardt, wenn der Vater mit ihm spricht.

Ein Ölbild vom Niedersachsenhof in Pommern hängt bei Oma Marquardt in der Wohnküche. Dort hat er gelegentlich mit seiner ersten Eisenbahn aus Weißblech auf dem Boden gespielt. Das Fachwerkhaus auf dem Bild steht in einem lichten Buchenwald am Ufer eines Sees. Ganz am Rande sieht man das kleinere Hausmeisterhaus. Es ist Sommer. Hinter dem Haus verläuft ein Zaun mit einer kleinen Pforte. „Im ersten Krieg haben uns die Polen alles weggenommen, im zweiten die Russen“, erzählt die Oma dem fünfjährigen Kind. Das stellt sich vor, wie die Russen herangeschlichen sind, nachts durch die Pforte, um das Haus der Eltern zu rauben. Mit dem von Opa Marquardt gedrechselten Holzgewehr spielt er später Cowboy und Indianer, und er kämpft auch gegen andere Feinde. Opa Marquardt ist Dachdecker, Tischler, Hausmeister, Heizer im Keller der Klinik, Gärtner, Vogelfänger, wenn einmal wieder zu viele Spatzen in den efeuberankten Wänden des großen Wohnhauses, der Klinik, nisten, er kann einfach alles. Die Schürze umgebunden, eine alte Schirmmütze in den Nacken geschoben steht er da, gräbt ein Gemüsebeet um oder mischt den Zement für den Anbau, in den die neuen Krankenzimmer kommen sollen.

Bei schlechtem Wetter ist der Junge oft zum Spielen bei seiner Oma. Sie kann schön erzählen: Von der Flucht im kalten Winter oder von der Herrschaft in Pommern, bei der sie als junges Mädchen putzen musste. Mit einem weißen Handschuh hat die Hausherrin geprüft, ob auch im letzten Winkel der Staub gewischt war. Aber bei sei-

ner Oma Marquardt war alles blitzsauber. Nun ist sie alt und das geht alles nicht mehr so gut. Der Junge muss ihr zum Nähen die Fäden einfädeln. Das schafft sie auch mit Brille nicht mehr selbst. Manchmal sucht sie ihre Brille und hat sie doch nur auf die Stirn hochgeschoben, ‚sucht den Esel und reitet darauf‘. Herta, ihre Tochter lebt verheiratet auf einer Insel an der Ostsee. Von ihr hat Oma Marquardt drei Enkelkinder, die etwas älter als sind als Henning. Uwe kommt einmal sogar zu Besuch. Willi und Otto, ihre Söhne, sind beide im großen zweiten Krieg gefallen. Von ihnen erzählt sie nicht oft. *Ich hat' einen Kameraden*, singt die Waschfrau, Frau Steinig, vielleicht morgen wieder in ihrer Waschküche. Der Junge mag das Lied. Jetzt gibt es aber erst einmal Kartoffelpuffer mit Zucker und grünem Salat in süßer Sahne, so wie man ihn in Pommern anmacht.

Opa Marquardt hört nach dem Essen Nachrichten im Radio. Erste Ahnungen von der Welt draußen, außerhalb seiner Parkmauern bekommt Henning hier: Es geht uns besser, es gibt aber auch Bedrohungen, und anderswo auch Krieg, man muss Parteien Wählen. Oma und Opa Marquardt wählen den BHE, die einzige Partei, die uns hilft‘; sagt die Oma. Sonst aber interessiert sie sich nicht für die Politik. Das scheint eher eine Sache für Männer zu sein. Nach Mittagessen und Nachrichtensendung macht der Opa ein Nickerchen auf dem schäbigen alten Sofa hinter dem kleinen Wohnzimmertisch. Am Nachmittag schaut der Junge ihm bei der Arbeit zu und schleicht auf seinen eigenen Wegen durch den Park.

Gegen Abend, wenn das Wetter schön ist, sitzt der Opa über den Hof unter der jungen Ulme mit anderen alten Männern an einem kleinen Tisch. Das Laub ist durchschimmerndes grünes Lichterspiel, es duftet nach Frühling. Dieser Frühlingsduft, der Duft dieser frühen Abende, das ist der Frühling, der Geruch der blühenden Kastanienbäume auf dem Hof, zu Pfingsten auch der frischen Birkenzweige vor Opa Marquardts Tür. Abends fliegen Maikäfer. *Maikäfer flieg, der Vater ist im Krieg, die Mutter ist in Pommernland, Pommernland ist abgebrannt*, Oma Marquardt singt auch dieses Lied aus dem ersten dreißigjährigen Krieg manches Mal. Die Männer spielen Skat. Ihre alten, sonst oft verschlossenen Gesichter werden lebendig. Kleine Münzen werden hin und her geschoben. Die Männer trinken Flaschenbier, der Junge bekommt manchmal ein Glas Limonade. Sie bereden laut das letzte Spiel, lachen auch manchmal. Die bunten Bilder und Zahlen der Karten zaubern eine fröhliche Geselligkeit herbei. Sie machen ihn neugierig. Er ist höchstens sieben Jahre alt, als er in die Geheimnisse des Kartenspiels eingeweiht wird.

**Endlich überquert er den Hof zur linken Seite hin.** Alles macht einen sehr gepflegten Eindruck, aber man sieht keine Menschen. Das alte Bauernhaus aus rotem Backstein ist von neuen Anbauten auf beiden Seiten gerahmt. Zwischen ihnen scheint es geschrumpft. Die zweite Mauer, die früher den Wäschehof abgetrennt hat, steht nicht mehr. Die Rotdornbäume sind wohl schon seit langem gefällt. Hinter der zweiten Mauer hat einmal der Sitzplatz gegenüber der Küche gelegen, daran anschließend sein Sandkasten und der Hundezwinger. Nun ist der Hof zu dieser Seite hin offen. Einige Sträucher säumen den Zugang zu dem Anbau auf der rechten Seite des alten Hauses, eigentlich einem zweiten Gebäude, fast größer als das alte. Die

Eingangshalle des früheren Bauernhauses ist zugemauert – stilvoll mit ebenfalls alt scheinenden roten Backsteinen. Man erkennt kaum, wo sie einmal war. Über den Haupteingang im linken Anbau gelangt man nun in das Altenheim. Er klingelt, nennt seinen Namen und bittet um Einlass. Nein, er wolle hier niemanden besuchen. Er sei zufällig vorbeigekommen. Er habe hier einmal gelebt auf dem früheren Homeierschen Hof. Er wolle gerne einen Blick auf alte Kindheitserinnerungen werfen. Ja, einen Corona-Test habe er sich gerade frisch besorgt. Der Verwaltungsleiter wird geholt. Er kann mit seinem Namen noch etwas verbinden. Der Eintritt wird ihm freundlich gestattet.

Im Innern rechts immer noch die alte Eingangshalle. Er geht langsam über die Treppe unter den schweren Fachwerkbalken hindurch – und blickt auf den Durchgang mit der Glastür zur inneren Halle. Die hat er von den Weihnachtsfeiern seiner frühen Kindheit her als besonders groß in Erinnerung. Gleich rechts hinter der Glastür ist es damals zur Küche gegangen, eine Tür weiter zum OP des kleinen Krankenhauses, das seine Eltern damals für einige Jahre betrieben haben. Als Sohn des Chefs hat er hier in den frühen Fünfzigern gelebt. Geradeaus sieht er die Holztreppe zu der kleinen Wohnung, in der er mit seinen Eltern gewohnt hat, in den frühen Nachkriegsjahren, links den Kamin, neben dem der Platz der Stationsschwester gewesen ist. Nun ist hier alles sehr wohnlich eingerichtet. Der Flur, der ihm früher so groß erschienen ist, wirkt allenfalls noch geräumig, mit der Sitzecke vor Treppe und Kamin aber vor allem gemütlich wie ein Bauernzimmer.

Der Balken mit der Inschrift befindet sich noch immer noch über dem Durchgang zum oberen Flur: ‚Jeder Einzelne ist ganz und gar der Sohn des eigenen Volkes‘. Es geht natürlich um ‚Vaterländer und Männerwelten. Darum ist es immer gegangen. Aber in diesem Fall besonders erschreckend. Vermutlich liest niemand, der hier heute wohnt oder vorbeikommt, diesen Satz. Schon gar nicht wüsste er, von wem er stammt. Der *Mann mit den Hunden* hat ihn geschrieben, in dem Buch, in dem unsäglichen Buch, das es vor dem Krieg fast in jedem Haushalt gab. Nach dessen Ende lag der Balken für einige Jahre im Kohlenkeller versteckt. Einige der Überlebenden, Täter, Mitläufer und Opfer, hat es damals hierher verschlagen. Sie haben hier neu gelebt, befreit durchgeatmet. Und hier haben seine eigenen Anfänge gelegen. Viele Vergangenheiten hatten hier in seinen frühen Aufbruch ins Leben hinein geragt. Sie hatten einen großen Raum an Möglichkeiten geöffnet. Sein Onkel, der einst die schwarze Uniform mit dem Totenkopf getragen hat, auch auf dem Bild von der Hochzeit seiner Eltern, hat den Balken dann nach wenigen Jahren wieder anbringen lassen. „Wenn uns jemand fragt, von wem das ist, sagen wir das sei von Goethe“, soll er dazu gesagt haben. Einige Jahrzehnte später hat ihm das seine Mutter mit einem etwas hilflos verlegenen Lächeln erzählt, zur Anekdote gemacht. Zu Anfang der fünfziger Jahre stand seitlich des Durchgangs eine Bank. Häufiger saßen da Bettler, gestrandete Söhne ihres Volkes, die aus der Küche eine Suppe oder ein Brot bekamen, Der Balken war da wohl schon wieder angebracht. Immerhin, diesen Onkel gab es nur ganz am Rande seiner Kindheitserinnerungen, die von vielen Menschen bevölkert sind: Von Frauen und Mädchen aus der Küche der damaligen Klinik, von Krankenschwestern, dem



Hausmeisterehepaar, die Opa und Oma für ihn gewesen sind, der Waschfrau, einigen Nachbarn, auch seinen Eltern, die aber eher über dem allen thronen, jedenfalls der Vater, von vielen Erwachsenen und wenigen Kindern.

**Schließlich betritt er den Park** durch den Anbau zur Linken. Der erscheint ihm, nun auch viel kleiner als in den Zeiten seiner Kindheit. Sicher, von dem früheren Obstgarten sind die Grundstücke an der linken Seitenstraße mittlerweile abgeschnitten. Diesen früheren Bauerngarten gibt es schon lange nicht mehr. Schafe und Gänse liefen hier einmal über eine Wiese unter knorrigen Apfel- und Birnbäumen. Fliederbüsche begrenzten den Garten zur Straße hin, boten Verstecke. Pfeile hat er aus ihren jungen Trieben gemacht. Die Anbauten auf beiden Seiten des alten Hauses beschneiden den früheren Garten heute zusätzlich. Auch am hinteren Ende geht es nicht mehr weiter auf das früher hier anschließende Grundstück der Eltern hinaus-dorthin, wo er nach seinem achten Lebensjahr in dem kleinen Einfamilienhaus, das sein Vater noch hat bauen lassen, mit seiner Mutter gelebt hat. Der Vater ist früh gestorben.

Auf der rechten Seite des großen alten Bauernhauses, hinter dem früheren Garten mit den Schattenmorellen, befindet sich ein schmaler Streifen, in der Breite des damaligen Hühnerhofes, nun zu einem sehr schön angelegten Spielplatz eines anthroposophischen Kindergartens geworden. Andere machen hier frühe Schritte in neue Zukünfte. Die Schule wird folgen. Ob sie ihnen wirklich den Weg zu sozialen Fortschritten bahnen wird? Denkt er an die Schulzeit seiner Kindheit, scheint ihm das fraglich. Der Kindergarten wurde in der früheren Waschküche, den Schweine- und Hühnerställen und den Bodenkammern darüber eingerichtet – damals auch ein kleiner Teil des großen Gartens, der ihm ganz allein gehört hat. Dort, wo einmal der Fischteich gewesen ist, findet er eine freie Bank. Er setzt sich. Noch einmal steigen die Erinnerungen auf.

**Auf der Rückseite der früheren Scheune** scharren die Hühner. Hühnerhof und Schweinestall liegen hinter der Waschküche, wo er Frau Steinig trifft. Es riecht nach Seife und Arbeit. Sie schrubbt die Wäsche im Zuber, Bettwäsche, Laken, weiße Kittel und Kleider, alles was man in der Klinik so braucht. Die große Waschmaschine und die Schleuder verbreiten ein gleichmäßiges Geräusch. Einige Stücke schrubbt sie auf dem Waschbrett. Sie erzählt ihm von Schlesien. Die Schneekoppe ist ein großer weißer Berg. Rübezahl wandert von dort herab durch das Riesengebirg. Er hilft den armen Leuten. Dann singt sie das schöne traurige Lied vom ‚toten Kameraden‘, den die Kugel niederriss, oder das andere von dem Lindenbaum am Brunnen vor dem Tore. Wilhelm Müller und Ludwig Uhland, deutsche Romantik, Befreiungskriege, Preußens Aufstieg gegen den Erbfeind – nichts davon haben die beiden gewusst in der Waschküche vor Louis Homeiers Schweinestall. Vergangene sind, wie immer gegenwärtig. Sie bevölkern den Stall und das Haus, sind an den Wänden und Balken zu lesen, nisten in dunklen Winkeln, klingen an in den Liedern, die gesungen werden. Die Menschen, die es nach dem Krieg hierher verschlagen hat, die nun Haus und Park bewohnen, sich hier eingerichtet haben, ihrer Arbeit nachgehen,

sie haben sie mit sich gebracht. Sie haben sich eingenistet. Erinnerungen, einige schmerzvoll, andere schön, Träume, die geblieben sind, aus denen neue aufsteigen, oder die zu Albträumen werden des Nachts.

Die Waschküche liegt, wie der Schweinestall unter dem Scheunendach. Rechts vom Eingang führt die Treppe auf den Dachboden. Viel merkwürdiges, altes Gerümpel steht hier herum, alte Kisten, ein Fahrrad, kaputte Möbelstücke, Spinnenweben dazwischen. Wieder rechts unter dem hohen Dachfirst sind Strohballen gestapelt. Hier bringt die Katze ihre Jungen zur Welt. Hinter der Scheune kommt der Hühnerhof, in seiner Mitte die Tischlerbude, die große Hobelbank, Späne auf der Erde, Werkzeuge an den Wänden. Opa Marquardt arbeitet hier. In den ersten Jahren, die Henning erinnert, wird hier Erntedankfest gefeiert. Tische sind aufgestellt und wieder reichlich gedeckt, die Wände mit Laub und Früchten des Feldes geschmückt. Sein Vater, der Chef, sein Assistenzarzt, die Mutter, die Krankenschwestern und die Mädchen aus der Küche, alle sind an Tischen versammelt. Über der Tischlerbude befindet sich der Taubenschlag. Die unten sitzen nicht mehr wie *Tauben im Gras*, Flieger, unheilverkündende Auguren, sind nicht mehr über der Stadt und Raketen in den Wäldern noch kaum neu aufgestellt. Es ist schon etwas mehr als eine Atempause auf dem Schlachtfeld, die Menschen atmen wieder durch und sie feiern wieder. Deutschland ist Weltmeister, ist wieder wer.

An den Hühnerhof grenzen Johannisbeerbüsche. Schattenmorellen wachsen zwischen Tischlerbude und Park. Auf der Wiese zur Küche zu trocknet die Wäsche in der Sonne. Er isst Kirschen und Johannisbeeren. Manchmal schaut er zu, wenn ‚Opa‘ Marquardt einem Huhn der Kopf abhackt, wenn es in der Küche gerupft und ausgenommen wird. Nur beim Schlachten der Schweine lässt man ihn immer zu spät hinzu, lockt ihn vorher weg, auf die andere Straßenseite, in den Kolonialladen zu Frau Koch. Wenn er dann zurück kommt, einen Sahnebonbon im Mund, liegt das Schwein längst schon tot im Trog. Die Borsten werden abgeschabt. Es wird an den Hinterbeinen aufgehängt, die Eingeweide fallen aus dem aufgeschlitzten Bauch heraus. Der Kot wird aus den Därmen gequetscht. Sie werden gewendet und gewaschen. Brat- und Mettwürste werden später aus dem Dünndarm. Schlachtermeister Keunig zerteilt die beiden Schweinehälften. Der Tierarzt prüft ein Stück Fleisch. Auch der Junge darf dann mal durch das Mikroskop gucken, der Mann drückt einen Stempel auf den Schweineschinken. Später kocht der Schlachtermeister Blutwurst. Der Junge schaut zu. Er darf ein Stück warme Niere kosten. Dann, beim Schlachtessen in Marquardts kleiner Wohnküche gibt es Mett. Und er ist wieder ganz im Mittelpunkt des Geschehens, eben der Sohn des Chefs. Er kann Blicke und Aufmerksamkeit auf sich ziehen, von den Küchenmädchen, den Krankenschwestern, ‚Oma‘ und ‚Opa‘ Marquardt.

**Er ist der kleine Prinz**, damals in einem großen Haus mit seinem weitläufigen, manches Mal fast verwunschenen Park, dem dichten Unterholz hinter den Rhododendrenbüschen, wild wachsenden Büschen, schlingenumwucherten Baumkronen, Tarzans Urwald. Er schießt Pfeile über die Wiese und über die neu gepflanzte

Buschreihe hinweg, bis auf die zweite Wiese mit den knorrigen Obstbäumen des alten Bauerngartens, sucht Schätze auf dem Grund des kleinen Teichs bei der großen Edeltanne: ‚Sechse kommen durch die ganze Welt.‘ Er durchstreift oft für sich allein die seine, den großen Park, der ihm gehört, ihm ganz allein. Er hat auch Freunde, ältere wie jüngere, aber auch viele Räume für sich allein. Er schwebt zwischen Himmel und Erde auf der Schaukel zwischen den beiden Birnbäumen. Wie Winnetou schleicht er entlang der Hecken und Haselnusssträucher, nahe dem schattigen Platz, wo Maiglöckchen blühen, die er mit der Köchin, seinem ‚Sonnenschein‘, zum Muttertag pflückt. Er umpircht die Birkenholzbank, auf der manchmal der Eichelhäher sitzt und wo gelegentlich auch ein Liebespaar von Weitem belauscht werden kann. Vielleicht küssen sie sich. Er erprobt seine Geschicklichkeit auf seinen Kletterbäumen, den Ebereschen am Sitzplatz, gleich hinter dem großen Teich, verbirgt sich vor suchenden Blicken hinter den Fliederhecken, oder vorne an der Außenmauer zur Hauptstraße entlang, dort wo die tote Katze liegt, der man sich nicht nähern darf. Ihre Augen leuchten noch. Sie starrt dich an.

Hinter dem großen Haus liegt damals der Fischteich. In kalten Wintern ist er vereist. Ein wenig Schlittschuh laufen kann man darauf. Im Sommer schwimmen die Karpfen behäbig darin, schnappen mit ihren Mäulern nach Luft oder gierig nach einem Stück Brot. Goldfische gleiten unter den Wasserläufern dahin, das Schilf wiegt sich, einen Feuersalamander findet er einmal auf den Stufen zum Teich, schwarz-gelb gefleckt, feucht glänzend. Und einmal im Jahr, im Sommer kann er sie anfassen, die Fische. Sie werden in die große Zinkwanne geworfen, schnappen nach Luft, winden sich, fühlen sich glitschig an. Opa Marquardt reinigt den Teich, das Wasser wird abgelassen, der Schlick wird entfernt. Über die Wiese am Teich erreicht man einen kleinen Waldstreifen. Hinter den Kiefern kommt dann die Pforte, die zu den größten Genüßen führt, in den Gemüsegarten: Süßkirschen, Erdbeeren, Himbeeren, Zwetschgen und Äpfel auch. Aber es liegen dort auch Gemüsebeete. Oma Marquardt zieht hier Kürbisse. Sie hat Beete mit Gurken, Bohnen und Erbsen. Daneben ziehen sich die Spargelbeete, Löwenmäulchen wachsen dort auch. Und in den Büschen neben dem Wäldchen kann man Buden bauen, Negerkräle, Indianerlager, Robinsons gut befestigtes Haus.

**Alle diese Erinnerungen** gehen ihm nun wieder durch den Kopf. Nachdem er sehr lange nicht mehr hier gewesen ist, hat er zu dem Ort seiner frühen Kindheit zurückkommen wollen. Er weiß ja, dass das Haus noch steht: *Das Haus, roter Backstein, auf dem Hof die Kastanienbäume, / Bei den Fischen schwimmen Seerosen im dunklen Teich, / Wolken und Drachen am Himmel, in die Weite schweifende Träume / nur Erinnerung? Nein gegenwärtig, unerschöpflich und reich.* So hat er das einmal in einem Gedicht zusammengefasst. Er hat selbstverständlich nicht erwartet, alles fast unverändert vorzufinden. Aber nun sieht er sich den Veränderungen irgendwie doch unerwartet ausgesetzt. Dass der verbliebene Restpark heute eigentlich recht klein wirkt, ist ein wenig überraschend. Wichtiger aber ist, dass dort, wo einmal der Bauernhofgarten seiner Kinderzeit lag, nun eine kleine, gepflegte Parklandschaft angelegt ist. Gärtnerisch ist die sehr schön. Aber dieser kleine Park des heutigen Alten-

heims hat mit seine Kindheitserinnerungen gerade noch so viel zu tun, dass die alle neu aufsteigen können. Allenfalls die beiden großen Linden links hinten neben dem alten Haus und die beiden Kastanienbäume vorne auf dem Hof wirken noch ganz unverändert. Die lange Doppelreihe der Fliederbüsche ist längst verschwunden, *rauschbereit* allenfalls in seiner Erinnerung, in seinem Kopf. Die Haselnusssträucher gibt es nicht mehr, sein alter Kletterbaum, eine Eberesche, neben der es damals einen Sitzplatz gab, ist längst gefällt. Als er heute vom Bahnhof aus mit der U-Bahn hierher gefahren ist, hat er noch mit dem Gedanken gespielt, sich noch einmal auf den unteren großen Ast zu setzen. Er hätte dann zum alten Fischteich geblickt. Alles längst nur noch Erinnerung. *Ebereschen –noch nicht ganz rot / Von jenem Farbton, wo sie sich entwickeln / Zu Nachglut, Vogelbeere, Herbst und Tod.*

Aus dem Paradies seiner Kinderjahresträume ist ein Platz geworden, an dem Heimbewohner ihrem Ende entgegen warten. Einige sitzen an dem neuen Sitzplatz am hinteren Ende des Parks, sehr schön, zum Sitzen einladend, aber auch sehr fremd. Starr sitzen sie dort, wie aus Holz geschnitzt. Links hinter ihnen stehen noch einige Kiefern aus dem baumbewachsenen Streifen, der den Park früher zu dem hinteren Gemüsegarten abgegrenzt hat, und zu dem Grundstück und späteren Haus seiner Eltern. Einige Zweige wiegen sich ganz schwach im Wind. Hier hat er als Kind gerne gespielt, versteckte Hütten gebaut. Unter den Kiefern haben im Frühjahr Veilchen geblüht. Davor hat ein Beet mir Rosen gelegen. Heute sind die wenigen verbliebenen Bäume in die Parklandschaft einbezogen. Verwunschene Verstecke für einen spielenden Jungen gibt es hier nicht mehr. Weiter rechts hin können die alten Leute allerdings morgens die Kinder aus dem Kindergarten beim Spielen beobachten.

In einem Wort: Alles ist sehr schön angelegt, nur hat es nach fünfzig Jahren eigentlich so gut wie nichts mit seinen Kindheitserinnerungen zu tun. Selbst das Haus ähnelt der alten ‚Landhausklinik‘ – vom Garten aus betrachtet - nur noch sehr wenig. Das Dach ist neu, der rote Backstein nun hinten zum Garten und dem früheren Fischteich hin mit blau-grauem Holz verkleidet. Eine Treppe in den Garten ist neu angelegt worden. Zwei alte Frauen gehen gerade darüber in das ihm doch fremd gewordene Haus zurück.

Es ist viel Zeit vergangen und ich bin doch auch schon ziemlich alt geworden, denkt Henning. So alt geworden wie der alte Bauerngarten verjüngt ist. Und doch, bewohnt wird er von alten Menschen. Und ob er so wohnlich ist, weiß er nicht. Er setzt sich auf eine freie Bank, die etwas abseits steht. Er schließt die Augen. Er lässt noch einmal die Gedanken streifen *um von so verlornem etwas auszusagen / von jenen langen Kindheit-Nachmittagen / die so nie wiederkamen*, noch kaum geformt, reich angefüllt. Glücklich waren sie zu nennen im Blick zurück. Rainer Maria Rilkes Zeilen gehen ihm durch den Sinn. In seiner Erinnerung an die Kindheit sieht er nun doch den Jungen, der hier gespielt hat – abseits der Wege der Erwachsenen, in einem wilden Garten, in dem er träumen konnte, seine Träume in seiner Welt, die anfangs, damals fast zeitlos war, und doch so rasch verging. Er blickt von neuem hinüber zu dem Haus. Er ist sich unsicher, ob es richtig war, so noch einmal dahin zurückzukeh-

ren, wohin der Weg am Ende doch versperrt ist. Er blickt auf die neue Treppe. Die beiden alten Frauen sind hinter der Tür verschwunden – ebenso wie der alte Teich, der eigentlich zwischen seiner Sitzbank und dieser Treppe liegen müsste. Es ist Gras darüber gewachsen. Vor seinem inneren Auge schieben sich alte Bilder über das, was er sieht. Weit mehr als ein halbes Jahrhundert liegt zwischen diesen gleich gegenwärtigen Wirklichkeiten, fast ein Leben. Er verliert sich in seinen Gedanken, schließt die Augen, lässt sich noch einmal forttragen.

**Lebenszeit, unwiederbringlich**, überlegt er, meine Lebenszeit, die ich immer wieder für meine Arbeit verausgabt habe, in stetige Versuche Resonanzen zu erzeugen, die vielleicht ein wenig praktisch-politisch bedeutsam sein könnten. Es ging nicht um falsche Eitelkeiten, auch wenn ich in diese leidigen Kämpfe um Anerkennung im Wissenschaftsbetrieb immer verwickelt gewesen bin. Es ist Zeit, die ich gelebt habe und weiter leben will. Deshalb habe ich mich so entschieden. Phillip, lange Zeit guter Freund und Kollege, hatte sich vor nun schon mehr als zehn Jahren genau so geäußert, nachdem er die Orte und ihm zukünftig wichtigen Themen seines Lebens neu definiert hatte. Sie haben damals auf einen etwas windschiefen Lattenzaun geblickt. Genau so ein Zaun hat auch den Fischteich umgrenzt, den es hier einmal gegeben hat. So wie Zäune und Begrenzungen Lebenswege absteckten. Sie haben damals ein freundliches aber sehr bestimmtes Streitgespräch geführt. Phillip schien ihm resigniert – aufgrund seiner Erfahrungen mit dem Wissenschaftsbetrieb, vor allem aber angesichts der wieder heraufziehenden finsternen Zeiten. Irgendwie schwang da Resignation mit. Die Behauptung der Vergeblichkeit dreißigjähriger wissenschaftlicher Anstrengungen im Hinblick auf praktisch eingreifendes Handeln war aus seinen Worten herauszuhören. Adornos *Negative Dialektik*. Phillip wollte anders weitermachen: lesen, selbst literarisch schreiben. Nicht gänzlich ohne Hoffnung, dass das etwas nutzen könnte, vielleicht. Vor allem aber wohl doch, um erst einmal eine Art Zwischenbilanz zu ziehen, nach-zu-denken.

Und er selbst? Er hatte gemeint, gerade gut zu einem weiteren aussichtsreichen Neuanlauf angesetzt zu haben. Es hatte fünf Jahre gedauert, dann ist er selbst einmal mehr von Neuem ziemlich ernüchtert gewesen. Sicher, er hat weitergemacht, was sonst. Aber inzwischen schreibt auch er zunehmend literarische Texte. Nicht zuletzt dienen sie seiner eigenen Selbstverständigung. Und von einigen wurden sie ja auch gelesen. Sich nicht zugleich weiter praktisch-politisch zu dieser Welt zu verhalten, das scheint ihm nach wie vor ausgeschlossen. Ein weiterer Neuanlauf in der alten Weise ist aber nicht gut denkbar. Um in seinen arbeitspolitischen Arbeitszusammenhängen mit anderen zusammen produktiv weitermachen zu können, wäre es unausweichlich, noch einmal von neuem sehr grundlegend nachzudenken und handfest weiter empirisch zu forschen. Doch das ist ihm nicht mehr möglich. Zwar verfügt er noch immer über einige praktisch-politische Arbeitszusammenhänge - und der Gedanke an so etwas wie eine unausweichliche Vergeblichkeit aller Anstrengungen bleibt ihm gänzlich fremd. Und doch, nach den Gesprächen gestern, vielleicht auch nach seinem anaphylaktischen Schock vor einigen Wochen, verschieben sich für ihn die Gewichte. Seine Zeit als aktiver Arbeitsforscher ist vorbei. Die Erfahrungen der

abhängig Beschäftigten mit neuer, digitalisierter Arbeit sind ihm zunehmend nur noch sehr vermittelt zugänglich. Weitere Impulse für eine ‚neue Politik der Arbeit‘ zu geben, das scheint ihm so kaum mehr fundiert möglich. So reift sein Entschluss, sich zukünftig mehr mit literarischen Zugängen zur Wirklichkeit beschäftigen.

Doch die Vergangenheit bleibt gegenwärtig – seine persönliche, berufliche ebenso wie die seiner frühen Kindheit, die er eben gerade so lebendig vor Augen hat, und gleichermaßen die gesellschaftspolitische. Das gilt nicht nur für die Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts, die nicht nur, gefährlich dumm, in diesen Balken geschnitzt über seinen täglichen Kinderwegen geschwebt hat. Das gilt ebenso für das demokratische Projekt der Moderne, das, gerade einmal 240 Jahre alt ist. Absehbar wird es wohl von neuem zum Einsatz großer sozialer Konflikte werden. Es ist offen, ob die philosophischen Konzepte der Aufklärung nur noch ein *hell flackerndes Irrlicht* sind, oder ob sie nach dem Ende aller säkularisierten Religionen des zwanzigsten Jahrhunderts, zu *Wiedergängern* werden, *deren Gespenster zunehmend die zeitgenössischen Debatten unsicher machen*. Jedenfalls: das *philosophische Geisterschiff* der radikalen französischen Aufklärung begegnet uns noch immer auf den Weiten der wieder stürmisch werdenden See.

Nun ist er also an den Ort zurückgekehrt, der ihm biographisch so wichtig ist. Die mit ihm verknüpften Kinderjahresträume liegen weit vor jener ersten wichtigen Entscheidung, die er später in seinem Leben getroffen hat. Aber sie haben Fundamente gelegt; und vielleicht hat sich schon damals etwas entschieden? In seinem Kopf tauchen nochmals Bilder auf. Sie schieben sich über einander. Einige vermischen sich. Träume, die geblieben sind, die hier wurzeln, in einem Haus und einem Garten, die es beide so nicht mehr gibt, wie er sie erinnert. Noch weitere Träume mochten dahinter verborgen sein. Einen kurzen Augenblick lang verspürt er den Impuls, hinter diese Bilder zu blicken, dann schüttelt er den Kopf, wischt sie beiseite. Unsere Erinnerung mag uns Streiche spielen, denkt er. Wir legen sie uns in unserem Kopf gegebenenfalls immer wieder neu zurecht. Psychologen haben das in Experimenten nachgewiesen. Aber dies ist der Ort von Erinnerungen, die ihn vor bald zwanzig Jahren, zu Zeiten seiner tiefsten persönlichen und beruflichen Krise zutiefst beschäftigt haben. Er ist ihnen damals nachgegangen und hat sie für sich festgehalten – und das sind damals für ihn wichtige Schritte gewesen, um aus seiner Krise heraus zu gelangen. Diese Erinnerungen stehen ihm nun gerade wieder vor Augen – und sie trügen nicht.

**Aufbrechen lautete das Stichwort.** Es mochte ja sein, dass ihn in diesem kleinen Park, der im Vergleich zu den erinnerten Kindheitsbildern merklich eingeschrumpft ist, gerade ein schwacher Hauch von Wehmut umweht. Er weiß, dass er dazu neigt. Vielleicht ist er deshalb diesem Weg zurück so lange ausgewichen. Aber nun, so spürt er, hat ihn dieser kleine Ausflug in seine Vergangenheit eher erfrischt. Er hat noch zwei, drei Stunden Zeit bis zur Abfahrt seines Zuges. Und er will sich noch einen kleinen Abstecher gestatten. Er wirft einen auf den neuen Anbau. Dann wendet er sich dem alten Haus zu, durchquert rasch den Garten auf der anderen Hausseite, erreicht über den zweiten Anbau hier den Durchgang zum Hof, überquert

ihn rasch und tritt auf die Straße, ohne sich noch einmal umzudrehen. Er wendet sich nach rechts, blickt über die weite Straßenkreuzung. Sie ist früher enger begrenzt gewesen von Bauerngehöften auf denen sie damals auch gespielt haben. Aber sie war schon immer geprägt durch die viel befahrene Ausfallstraße aus der Stadt, durch die Ampeln, die er alleine nicht überqueren durfte, an der er oft gestanden hat und rief. Auf der anderen Straßenseite wohnte sein älterer Freund. Manchmal kam er, und sie konnten spielen. Als er schon etwas älter war, sind sie die Straße entlang gelegentlich weiter stadtauswärts gelaufen, zusammen mit einigen anderen Jungen, an Kochs Wirtschaft und am Schützenplatz vorbei, einige hundert Meter weiter. Geradeaus konnte man schon sehen, wo die Autobahn die Straße kreuzte, mit beidseitigen Autobahnauffahrten. Manchmal konnte man rechts dahinter noch die alte Müllkippe ahnen, weit hinten. Qualm stieg dort gelegentlich auf. Und dann sind sie, meist zusammen mit der einen Gruppe seiner etwas älteren Freunde, schon weit vor der Autobahnauffahrt nach rechts abgebogen, über Wiesen und Felder, Kilometer weit bis zum Wald.

Er bleibt an der Kreuzung stehen. Rechts geht es zu den beiden Häusern, in denen er später mit seiner Mutter gewohnt hat, von wo er rasch fort gewollt hat, wohin er aber später, in den ersten Jahrzehnten, an den üblichen Fest- und Feiertagen zurückkehrt ist, nachdem er sie hinter sich gelassen hat die späteren schwierigen Jahre nach dem Ende seines Kinderjahrestraums: Der Weg zum ‚Bund‘ hat den großen Realitätsschock mit sich gebracht. Er erzwang und ermöglichte die erste große Lebensentscheidung. Vor der Gedankenlosigkeit, ja Dummheit dieses Krieg-Spielens stramm sehen, und später Andere stramm stehen lassen zu sollen, das hatte er nicht ertragen. Der Unteroffizier, der bei der Nachtübung wie Django mit dem MG aus der Hüfte heraus seine Platzpatronen verballerte. Oder die Übungen im Gelände: „Atomblitz von links“ – und sie sollten dann bitte so in Deckung gehen, dass sie im Ernstfall noch ein, zwei Tage kampffähig bleiben würden. Das sagte natürlich keiner. Aber augenscheinlich hat da auch niemand die Phantasie aufgeboten, dass so durchaus für einen solchen Ernstfall geübt wurde. Der aber war eben nie ausgeschlossen. Und wie man später erfahren und aus sicheren Quellen wissen konnte, ist er mindestens zwei Mal auch sehr bedrohlich nahe gewesen.

Damals hatte er sich von seinem ersten Sold als Offiziersanwärter sein erstes Auto gekauft. Das hat er zu Schrott gefahren, auf dem Weg in sein erstes Wochenende, nachdem er nach seiner Antragstellung auf Anerkennung als Wehdienstverweigerer zu einer Versorgungskompanie abkommandiert worden ist. Fast hatte das etwas Symbolisches an sich, und jedenfalls ging es für ihn persönlich glimpflich aus. Er ist unausgeschlafen gewesen, hatte in der Nacht zuvor tatsächlich noch einmal den Unteroffizier vom, Dienst machen müssen, seinen Stern hat er erst zwei, drei Tage später abgegeben – und einen kleinen stillen Triumph gefeiert, abends als er die Stuben abgenommen hat. Junge Schützen, die wohl gerade ihre Grundausbildung absolviert hatten, mussten vor ihm stramm stehen. Und er ist in seinem gewohnt lässigen Gang hereingekommen, hat sie angegrinst und erklärt, vor ihm könnten sie gerne locker stehen. Sie waren sichtlich irritiert, er hingegen innerlich amüsiert. Es war befreiend.

Später, bis zu seiner Anerkennung als Wehrdienstverweigerer; fuhr er bei anderen mit. An den Wochenenden ließ er sich hier an der Autobahnabfahrt absetzen und kam dann aus der Gegenrichtung über diese Ausfallstraße zurück. Das war eben der Weg, den er aus Kinderzeiten kannte.

Längst ist ihm inzwischen klar: die Bilder, die er in seiner ganz alten Tagebucheintragung verwendet hat, sie haben damals noch ‚übermalt‘, was ihn eigentlich bewegt hat. Worum es für ihn im Kern gegangen ist, das war sein Konflikt mit der *Pose der Autorität*. Die ist damals der Kern seines Motivs für die Wehrdienstverweigerung gewesen. RAcht lange ist er ihm verborgen geblieben Die Analyse des Psychologen Arno Gruen hatte da eine große Erklärungskraft. Seit damals hat sich in ihm eine Sehnsucht geltend gemacht, von der auch Marcel Proust geschrieben hat: *in unseren dem Gehorsam gewidmeten Kulturen von denen erlöst zu werden, die uns zum Leiden brachten, verbunden mit der Unfähigkeit, diese als Täter zu erkennen*. Er hat also von der Geschichte noch kaum eine Ahnung gehabt, die zu schreiben er beginnen wollte, wie er damals in seinem ersten Tagebuch festgehalten hat. Er hat noch in keiner Weise gewusst, welches Bild er malen wollte. Schon gar nicht hat er eine Vorstellung davon gehabt, dass es hier um ein Bild ging, das er niemals würde alleine malen können.

**Merkwürdig ist das**, dass ihm jetzt diese Begebenheit von einer der letzten Wochenendfahrten aus der Zeit beim Bund einfällt Er ist immer als Dritter bei einem Kameraden mitgefahren, der von Schleswig Holstein aus bis ins Rheinland weiter musste. Komfortabel und schnell in dessen dickem BMW. Der Vater war Geschäftsmann und hatte das nötige Kleingeld. Sein Sohn hatte sich ziehen lassen zum Bund. Der Dritte auf der Fahrt hat vorher ‚beim Bayer‘ gearbeitet. Beide waren rheinische Frohnaturen. Harmlose Gesprächsthemen waren die Regel. Doch auf dieser einen Fahrt kam ihr Fahrer auf Marshall McLuhan zu sprechen. Er hatte *Understanding Media* gelesen. Henning kannte nur ein, zwei kürzere Artikel darüber, wollte sich aber keine Blöße geben. Ihr dritter Mitfahrer schwieg sich aus. Fußball war eher sein Ding. Also eines dieser Gespräche, in denen nur zwei im Auto klug daherredeten, möglicherweise vor allem ihr Fahrer. Und nun meint Henning sich zu erinnern: Sie beide hatten eine Art stilles Einverständnis darüber herbeigeführt, die spezifischen Wirkungen einer medial hergestellten Wirklichkeit nach der vorgeblichen oder wirklichen Lektüre dieses Buches begreifen zu können – im Unterschied zur Masse der meisten, zu denen sie damals ihren Mitfahrer gezählt haben. Sie müssen Blicke ausgetauscht haben, mit denen sie sich eines gewissen elitären Selbstverständnisses versichert haben. Für ihn, Henning ist diese Fahrt ein weiterer kleiner Impuls gewesen, sich den Sozialwissenschaften zuzuwenden, um diese Welt besser verstehen zu lernen. Als er vor etwa fünfundfünfzig Jahren von dieser Autobahnabfahrt aus nach Hause zog, hat er darüber nachgedacht. Merkwürdig klar steht ihm das plötzlich vor Augen – einschließlich der Imagination von sich selbst, die er damals im Kopf gehabt haben muss. Er wollte seine Welt verstehen, wie das nur wenige könnten. Auch der weg in Nietzsches eisiges Hochgebirge wäre so denkbar gewesen. Vorstellungen



von politischer Umgestaltung kamen erst später mit Beginn seines Studiums. Ein weiter Weg seither.

**Das menschliche Kunstwerk**, so hat eine große Denkerin unsere Welt einmal bezeichnet, die, die wir Menschen durch unser Zusammenarbeiten und -handeln immer wieder neu hervorbringen. In aller Regel ist das mehr oder weniger die alte soziale Wirklichkeit, in die wir Menschen jeweils hineingeboren werden. Aber es hat auch immer wieder große Umbrüche gegeben. Bei einem solchen Umbruch hat er vor über 50 Jahren mitmachen wollen. Und der sollte befreiend sein für Jeden und Jede. Heute kennt er *das Elend der Welt* besser. Damals meinte er, es gehe darum, sie wirklich grundlegend neu und anders zu gestalten. Seither ist er immer wieder erfolgreich gescheitert. Er denkt inzwischen bescheidener – oder auch nicht. Seine Welt immer besser zu verstehen und dann richtig zu handeln und zu leben, das ist Herausforderung genug. So dabei zu helfen, sie angesichts der Krisen der Zeit wenigstens spürbar zu verbessern, das bleibt eine gewaltige Aufgabe. Jedenfalls aber geht es dann um etwas, das, wenn überhaupt, nur durch das Zusammenhandeln vieler würde gelingen können. Man erprobt so seine Möglichkeiten, und man lernt, seine Grenzen zu erkennen. Nun gerade sieht und spürt er sie deutlich. Er ist erschöpft. Aber er wird sich sammeln und wieder neu ansetzen. Er wird weitermachen. Wahrscheinlich mit anderen Schwerpunkten; aber er bleibt weiter unterwegs.

Er hat sich auf den Weg gemacht, damals, so wie viele andere auch. Oft ist er allzu sehr mit seinem persönlichen Problem beschäftigt gewesen. Zuerst galt es, aus dem Morast grau-grüner *Tage* herauszukommen. Dann ist er seinen Träumen gefolgt. Fast überrascht von sich selbst ist er dabei gewesen. Auszubrechen aus jenen ihm zuvor so selbstverständlichen Ordnungen und Unterordnungen, das hat er wirklich befreiend erlebt. Ganz zu Anfang noch sehr verunsichert, womöglich nicht ganz ohne Schuldgefühle. Es ist sein Glück gewesen, damals an eine Universität zu kommen, an der die Aufbruchsbewegung der Zeit gerade ungeahnte Räume geöffnet hat. Mit Kai zusammen hat er sich auf den Weg gemacht. Sie konnten Träumen folgen, die man benötigt, wenn man sein Leben führen will. Sie haben sich tragen lassen können von der Aufbruchsstimmung ihrer Zeit. Doch sie und ihre Freunde haben sich damals alles viel zu einfach vorgestellt. Sie haben nicht einmal bemerkt, dass ihre Träume bei all ihrer Gemeinsamkeit doch sehr verschieden gewesen sind. Zu anders waren die Milieus, die sie geprägt hatten, aus denen sie kamen. Sein Kinderjahres- traum war und blieb ihr gewiss sehr fremd. Zwänge und Sorgen eines sehr beengenden Milieus waren für sie prägend. In anderer Weise als er hat sie die hinter sich gelassen in ihren Aufbruchsjahren. Manchmal will es ihm sogar so scheinen, als habe sie manche Erinnerungen geradezu verdrängt. Immerhin, sie sind zusammen aufgebrochen, damals – und sie haben es recht gut ausgehalten miteinander. Darüber aber nachzudenken, gemeinsam, was dieser Aufbruch dann mit ihnen machte, haben sie zu wenig Zeit gefunden. Weitere Neuaufbrüche mit Herausforderungen und Zwängen, auch solchen, die sie selbst mit setzten, verschlangen ihre Zeit. Sie mussten ihre Träume erden, die beruflichen und die privaten auch. Irgendwie gelang das auch; allzu oft jedoch nur schlecht und recht. Sie warfen sich auf ihre Arbeit, die poli-

tischen Ziele, die sie damit verbanden. Manches ist gelungen, vieles aber nicht. Verbissen hat er immer wieder neu angesetzt. Für sie hingegen, vom akademischen Betrieb schon bald ernüchtert, wie auch vom blinden Selbstlauf ihrer Zeit, ist nach und nach ihre Familie zu dem Projekt ihres Lebens geworden. An solche Arbeitsteilung hatten sie bei ihrem großen Aufbruch nie gedacht. Und fast unmerklich haben sie sich darin eingerichtet.

Immerhin was ihn betraf, war er sich sicher: Die zwei, drei großen Bilder, die klar hervorgetreten sind, als sie ihm anstößig geworden ist, diese verkehrte Welt der frühen Jugend, sind ihm wichtig geblieben, immer seither. Gewiss, sie sind nun gerade eingetaucht in das Licht dieses Tages. Wie könnte er sich gänzlich sicher sein, dass sie genau denen entsprachen, die ihm Orientierung gegeben haben, vor so vielen Jahren. Wie immer hat er sie an diesem Mittag neu gefunden und von Neuem ausgemalt. Zur Festigung von Orientierung, hier und jetzt hat er sie sich vergegenwärtigt. Nach dem kurzen Ausflug in das kleine Paradies von seiner frühen Kindheit stehen sie ihm sehr klar vor Augen. Ob solche Arbeit zum Festhalten früher vielleicht weithin geteilter Hoffnungen und Bilder für Kai genauso galt, erschien ihm zweifelhaft. Doch an Träumen und Zielen ihrer frühen Aufbruchsjahre hegten ja auch viele seiner Freunde damals recht bald schon Zweifel. Ihnen allen war ja nicht entgangen, dass sie den gesicherten Kompass keineswegs gefunden hatten, in ihren frühen Aufbruchsjahren. Viele aber hatten dann die Suche aufgegeben, hatten sich eingerichtet in vermeintlich neuen Sicherheiten.

**Henning schlägt den Weg ein** zum Kanal. Er schreitet ungeduldig aus. Er führt vorbei an der alten Mühle. Oft ist er hier, zu Beginn seiner frühen Aufbruchsjahre entlang gegangen, versunken in Gedanken, verstört von einer Welt, die plötzlich Brüche aufwies, Fragen aufwarf, ihn in Unruhe versetzt hat, vorwärts trieb. Auch diese Mühle hat einmal dem Großvater gehört. Mühlsteine mahlen langsam. Die Windräder der Mühle sind zudem zeitweilig zerstört gewesen. Aus seiner frühen Kindheit erinnert er sie nicht. Später sind sie wieder neu angebracht worden. Als restauriertes Denkmal steht sie heute da. Ihre Flügel sind nicht mehr mit Stoff bespannt. Sie drehen sich nicht mehr. Doch *the winds of Change*, die wehen immer wieder neu. Er geht, dem Ufer folgend, zurück zur Haltestelle. Er muss nicht lange warten. Für eine kurze Weile noch recht nachdenklich, fährt er mit der Stadtbahn in die Innenstadt. Auf dem Bahnhofsvorplatz sieht er ein, zwei Infostände. Einige unermüdliche sammeln Unterschriften. Am Tag zuvor haben sie hier demonstriert Fridays for Future, durch Putins Krieg ein wenig an den Rand der Aufmerksamkeit gedrängt, ist immer noch eine lebendige Bewegung. Und deren führende Köpfe sprechen es aus, unbeirrt, dass alle großen Krisen dieser Zeit miteinander eng verknüpft sind, dass die Umbrüche, die länger nicht zu übersehen sind, ein neues Denken fordern. Und dieses Denken, dafür spricht sehr vieles, ist heute frei von manchen Illusionen, die sie zu ihrer Zeit noch mit sich getragen haben. Vielleicht sind die, die heute an dem gleichen Ufer stehen, an dem sie vor über fünfzig Jahren gestanden haben, besser gerüstet. Vielleicht schaffen sie es, der grenzenlosen Angst der Freien, nein besser derer, die ihre Freiheit sich erringen könnten, zu begegnen – mit dem Mut zu einem Aufbruch gegen die

Krisen unserer Zeit. Finstere Zeiten ziehen vor uns herauf. Niemand kann sicher ausschließen, dass unsere ‚verkehrte‘ Gegenwart alle übrige Zeit verschlingt – die Vergangenheit, die stets gegenwärtig bleibt und die von uns deshalb stets neu zu bewerten ist, die, auf uns gerichtet, uns fordert und uns Zwänge setzt. Doch es geht um diese Zukunft, die unsere Gegenwart gerade zu verschlingen droht in der Maßlosigkeit unserer Fortschrittsgläubigkeit. Vom drohenden Ende unseres Anthropozän ist nicht ohne Grund die Rede. Die alten, neuen ‚Rattenfänger‘ schüren die Angst vor den selbsterzeugten Krisen, blasen sich auf, geben vor Lösungen zu haben, leben von der Pose der Autorität. Die ist den Vielen immer wieder anezogen worden. Die gilt es endlich zu durchbrechen. Aber immerhin, von Neuem bewegt sich einiges im Lande gegen solches üble Spielen mit der Angst - und auch gegen den Versuch, festzuhalten an der guten alten Ordnung. Sie wird zunehmend brüchiger. Man kann klarer sehen. Sie ist nur vermeintlich so bewährt. Die Suche nach einer neuen, besseren Ordnung wird die einzige verbliebene Chance. Suchen aber heißt, Veränderungen zu erproben, in mühsamen Schritten. Niemand kennt den ‚großen Wurf‘.

Später im ICE ist er dann wieder ganz in seiner Gegenwart – bei seinen persönlichen Zukunftsplänen. Er freut sich auf das Wochenende, das vor ihm liegt, auch auf Kai, wenngleich er mit ihr über diesen seinen Umweg in seine Erinnerungen kaum sprechen wird. Sicher aber werden sie kleine gemeinsame Pläne schmieden. Ihr gemeinsamer Neuaufbruch mag vielleicht bescheiden ausfallen. Sie werden ihn aber gewiss versuchen. Seine Gedanken greifen weiter aus, wenden sich der Arbeit zu, die er vor sich sieht. Sein Blick ist nach Vorne gerichtet. Er hat noch immer viel zu tun. Arbeitspolitisch wird er sich auch weiterhin betätigen. Doch nach den Diskussionen gestern weiß er: seine Zeit auf diesem Feld, die Zeit, in der er alle Kräfte darauf gerichtet hat, liegt hinter ihm. Längst hat er seine literarischen Neigungen, und vielleicht Talente neu entdeckt. Sie haben brach gelegen für sehr lange Zeit. Nun denkt er nach, über neue Möglichkeiten, die er nutzen will. Was er noch tun kann, das will er nun vor allem hier gut und mit Freude tun. Gewiss, die Chance auf Resonanz auf diesem Feld, die ist nicht allzu groß. Und wie nah er schreibend jener großen ‚vogelfreien‘ Kunst kommen mag, ist ungewiss. Vielleicht aber kann er doch immerhin die einen oder anderen anregen, nachdenklich zu werden. In jedem Fall aber geht es um seine Freiheit – und um neue Möglichkeiten, das Elend dieser Welt noch einmal besser zu verstehen. Mit ihren Machtspielen will er sie gestalten, literarisch – und so gestaltend dann in Frage stellen. Das immerhin kann man von ihm erwarten- und das erwartet er auch von sich selbst. Es gilt, so weiter unterwegs zu bleiben, es weiterhin richtig zu führen, dieses eigene Leben Entscheidend ist, sich immer wieder Ziele neu zu setzen, Ziele, von deren Sinnhaftigkeit und Realitätstüchtigkeit man überzeugt ist. Er kann nicht wissen, wie nahe er ihnen am Ende kommen wird. Selbstverständlich ist die Zukunft, die er, deutlich gealtert, heute noch vor Augen haben kann, nicht mehr die, die sie einmal war, in jungen Jahren. Doch immer noch bleibt sie ein Raum offener Möglichkeiten. Paradiese sind Erinnerungen. Sie liegen stets in der Vergangenheit. Das war immer so. Und es gab sie nie ohne die Schlange in ihrer immer wieder wechselnden Gestalt. Die Zukunft aber ist gestaltungsoffen. Darin liegt begründet, dass wir sie verbessern können. Unterschiedliche Wege dazu sind möglich. Darum

lohnt es zu streiten – persönlich immerwährend, in einem inneren Dialog, gesellschaftlich im öffentlichen Streit, im Raum der Politik. Wohin das letztlich führen wird, kann niemand wissen. Manchmal aber muss man sich erinnern an die Paradiese, wenn man die Zukunft nicht verlieren will.

*Ich verlasse Sisyphos am Fuß des Berges! Seine Last findet man immer wieder. Sisyphos jedoch lehrt uns die höhere Treue, die die Götter leugnet und den Felsen hebt. Auch er findet, dass alles gut ist. Dieses Universum, das nun keinen Herrn mehr kennt, kommt ihm weder unfruchtbar noch wertlos vor. Jeder Gran des Steins, jedes mineralische Aufblitzen in diesem in Nacht gehüllten Berg ist eine Welt für sich. Der Kampf gegen Gipfel vermag ein Menschenherz auszufüllen. Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.*

*Albert Camus*

### **Unbeschwert**

*Wir alle werden aus einer geteilten Welt  
nachsinnend zusammenhandelnd  
gelöst aus unsrer Vereinzelung  
können wir lachen und singen  
so hier unser Leben leben  
glückliche Sisyphosse*

*unbeschwert*

*trotz all der Mühsal  
menschlicher werden  
schon jetzt nicht dereinst  
unserer absurden Endlichkeit  
sinnend geteiltes Glück abgewinnen  
ausschöpfen unseres Lebens Möglichkeiten*

(2020)